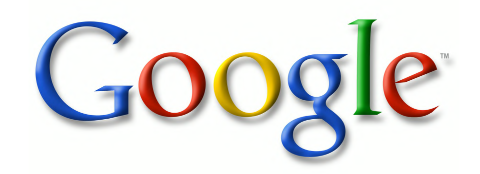




F. M. Dostojewsk

Die Dämone



Dostojewski. Sämtliche Wer

Herausgegeben von Dmitri Mereschkows
und Moeller van den Bruck



M. Dostojews
ie Dämone



Dostojewski. Sämtliche We

erausge... von Dmitri Mereschkow

... van den Bruck

... Verlag

F. M. Dostojewski

Die Dämonen

Roman. Zweiter Teil.

F. M. Dostojewski

Sämtliche Werke

Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski, Dmitri Philossophoff und Anderen herausgegeben von Moeller van den Bruck

Erste Abteilung: Sechster Band.

Die Dämonen

Roman. Zweiter Teil.

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1907.

F. M. Dostojewski

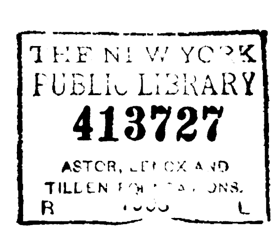
Die Dämonen

Roman in zwei Teilen

Uebertragen von E. K. Rahsin
Mit einer Einleitung von Moeller van den Bruck
Zweite vermehrte und durchgesehene Auflage

Zweiter Teil

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1907.



Das Porträt des Einbandes ist dem Valloton=Werk
(J. A. Stargardt, Berlin) entnommen.

Zweiter Teil.

Zehntes Kapitel.

Pjotr Stepanowitsch Werchowenski.

I

Der Tag, an dem die literarische Matinee und der Ball stattfinden sollten, war endgültig festgesetzt, doch von Lembkes Stimmung wurde immer trüber und nachdenklicher. Er hatte sonderbare ketzerische Vorgefühle, die schließlich auch Julija Michailowna beunruhigten. Es war doch nicht so angenehm, Gouverneur zu sein, zumal unser gutmütiger Iwan Ossipowitsch seinem Nachfolger nicht alles ganz in Ordnung übergeben hatte. Dazu drohte jetzt noch die Cholera, und in einzelnen Kreisen waren Kinderkrankheiten ausgebrochen; ferner hatten den ganzen Sommer über in Dörfern und Städten Feuersbrünste gewütet, bis sich im Volke schließlich geradezu der Glaube festgesetzt, daß man absichtlich Brandstifter umherschickte; Diebe endlich vermehrten sich im Verhältnis zu früheren Jahren um das Doppelte. Das alles wäre natürlich außergewöhnlich, aber längst nicht in dem Maße beunruhigend gewesen, wenn Andrei Antonowitsch nicht noch schwerwiegendere Sorgen gehabt hätte, die ihm nun die Ruhe seiner bis dahin so glücklichen und zufriedenen Seele raubten.

Am meisten erschreckte Julija Michailowna der Umstand, daß er mit jedem Tag schweigsamer und beinahe

schon verschlossen wurde. Es fragte sich nur, was er eigentlich zu verbergen hatte? Auf ihre Vorwürfe entgegnete er nichts oder ausweichend. Dabei fügte er sich ihr im übrigen in fast allen Dingen. Auf ihr Verlangen hin wurden beispielsweise unter anderem ein paar Vorkehrungen getroffen, die fast gegen das Gesetz waren — Vorkehrungen, Maßregeln, die in einer sehr gewagten Weise die Gouverneursmacht vergrößern sollten. Wie sich später herausstellte, wurde auf eine gewisse Art Klagen systematisch überhaupt nicht mehr reagiert. Außerdem unterschrieb von Lembke, und zwar gewöhnlich widerspruchslos, was Julija Michailowna von ihm verlangte. Nur zuweilen setzte er seine Gattin durch eine plötzliche und hartnäckige Widerspenstigkeit in den „kleinsten Angelegenheiten" in nicht geringes Erstaunen. Der Wunsch, nachdem er ihr tagelang stumm und wortlos gehorcht hatte, auch einmal wieder eine eigene Rolle zu spielen, war am Ende begreiflich. Julija Michailowna jedoch wußte in einem solchen Falle trotz all ihres Verstandes diese selbstbewußte Regung eines männlichen Herzens durchaus nicht zu würdigen: von Lembke persönlich war ihr gerade in dieser Zeit vollkommen gleichgültig — und leider sollte eben hieraus viel Unheil entstehen.

Die gute Dame hätte das, was sie so sehr lockte — Ruhm, Bedeutung u. s. w. — viel einfacher erreichen können, ja, fast noch schneller, wenn sie ihren Wünschen mit etwas weniger Excentrizität nachgegangen wäre. Aber wie das so gewöhnlich zu gehen pflegt, ging es auch mit ihr: denen, die ihr abrieten, hörte sie weiter nicht zu, die sie aber in ihren eigenen Ideen bestärkten,

denen folgte sie blindlings. So war denn die Arme in Wirklichkeit gar bald nichts als ein Medium der verschiedensten Parteien, die es vorzogen, ihr zu schmeicheln — während sie selber zu gleicher Zeit sich furchtbar originell vorkam. Im Laufe der kurzen Zeit dieser ihrer Pseudo-Herrschaft suchte ein jeder ihre Gutmütigkeit auszunützen, und so entstand denn ein wahres Chaos von Willkür, ein Drunter und Drüber von Ideen, Tendenzen und Interessen, unter dem Anschein einer „festumrissenen" Individualität! Ihr gefielen die Großgrundbesitzer eben so sehr, wie das aristokratische Element, die Verstärkung der Gouverneursmacht wie das demokratische Prinzip, die neuen Anordnungen, die Freidenkerei und der Sozialismus, der strenge Ton eines vornehmen Salons, wie die Ausgelassenheit, fast Burschikosität der sie umgebenden „Goldenen Bande". Sie träumte davon, „glücklich zu machen" und Unvereinbares zu vereinen, oder vielmehr richtiger: alle und alles um das Zentrum und die Sonne ihrer eigenen Person zu versammeln. Dabei hatte sie jedoch nebenbei noch einige ganz besondere und bevorzugte Lieblinge, so z. B. Pjotr Stepanowitsch, an dessen plattesten Schmeicheleien sie Gefallen gefunden. Freilich war auch noch ein sehr sonderbarer Grund dabei, der vielleicht besser als alles andere ihre Protektrizengüte zu charakterisieren vermag: sie hoffte nämlich, daß er ihr eine ganze — Verschwörung aufdecken würde! Wie schwer das auch zu glauben sein mag, aber es war nun einmal tasächlich so. Gleich von Anfang an schien es ihr, daß in dem Gouvernement, das man ihrem von Lembke unterstellt hatte, unbedingt eine Verschwörung

gegen die Regierung vorbereitet werde. Nun, und Pjotr Stepanowitsch verstand es vorzüglich, mit seinem zweideutigen und geheimnisvollen Schweigen in manchen, und seinen kurzen Bemerkungen in anderen Fällen, diesen Glauben noch zu verstärken. Sie glaubte schon nach ihrem ersten Gespräch, daß er unbedingt über das ganze revolutionäre Rußland orientiert war, und außerdem hielt sie ihn dann gleichzeitig für ihr persönlich bis zur Vergötterung ergeben. In ihrer Phantasie malte sie sich schon mit allen Einzelheiten aus, wie von Lembke die Verschwörung melden würde, die Dankbarkeit aus Petersburg und die große Karriere — ferner, wie sie selber mit „Liebe“ die Jugend „am Rande des Abgrunds“ zurückhalten würde! War sie doch felsenfest davon überzeugt, daß sie Pjotr Stepanowitsch bereits bekehrt hatte! Warum sollte es ihr also nicht auch bei den anderen gelingen? Kein einziger von den Verschwörern sollte umkommen: sie wollte sie alle, alle retten und so, nur mit dem Ziel der höheren Gerechtigkeit vor Augen, würde sie handeln. Vielleicht — was kann man wissen — würde noch einst der ganze russische Liberalismus — und warum nicht auch die Geschichte? — ihren berühmten Namen segnen. Die Verschwörung aber würde so wie so aufgedeckt werden ... alle Vorteile also — „mit einem Schlage“ fielen sie ihr zu.

Aber immerhin war es nötig, daß Andrei Antonowitsch zum Feste etwas heiterer wurde, und so suchte sie ihn denn zu beruhigen. Zu diesem Zweck kommandierte sie Pjotr Stepanowitsch zu ihrem Mann, in der Hoffnung, daß der das gewünschte Resultat irgendwie zu stande bekommen würde ... oh, sicher mußte ihm das

gelingen — und so verließ sie sich denn vollkommen auf seine Geschicklichkeit.

Pjotr Stepanowitsch war schon lange nicht mehr in von Lembkes Arbeitszimmer gewesen. Als er jetzt eintrat, fand er sein Opfer in einer ganz besonders gespannten und reizbaren Verfassung.

II

Es gab da eine Kombination, die Herr von Lembke nun schon gar nicht mehr fassen konnte. In einer kleinen Kreisstadt, derselben, in der Pjotr Stepanowitsch vor nicht langer Zeit mit den Offizieren gekneipt, — hatte der Kommandierende einem Leutnant vor der Front einen Verweis gegeben. Der Leutnant war noch ein ganz junger Mensch, vor kurzem erst aus Petersburg gekommen, klein von Wuchs, dick und rotwangig, dabei aber schweigsam, finster und meistens sehr wichtigtuend. Als nun der Oberst auf ihn einredete, da mußte er wohl plötzlich dessen harte und tadelnde Worte nicht mehr ertragen haben, denn — mit einem Male geschah das Unerhörte, daß er sich mit einem Schrei, oder besser, Gekreisch, auf den Kommandierenden warf und ihn mit aller Gewalt in die Schulter biß, derart, daß man ihn nur mit Mühe wieder loszureißen vermochte. Zweifellos war der Mensch verrückt geworden, und gleich darauf liefen denn auch schon die unglaublichsten Geschichten über ihn um. So hieß es beispielsweise, er habe aus seiner Wohnung zwei Heiligenbilder der Wirtin aus dem Fenster geworfen und ein drittes mit dem Beil zerhackt; an ihre Stelle aber habe er auf

Untersätzern drei Bücher, die Werke von Vogt, Moleschot und Büchner, aufgestellt und vor jedem ein Kirchenwachslichtchen angezündet. Aus der Unmenge von Büchern, die man bei ihm fand, konnte man schließen, daß er sehr belesen sein mußte. Als man seine Wohnung durchsuchte, fand man in seinen Taschen und Koffern ganze Stöße von Proklamationen und Flugschriften.

Nun, an sich waren diese Blätter ja nichts Neues! Man hatte ihrer im Laufe der Jahre so viele gesehen! Wozu da noch weiter nachdenken? Zudem waren es nicht mal neue Proklamationen, sondern genau dieselben, die man auch im H—schen Gouvernement gefunden, während Liputin behauptete, vor anderthalb Monaten auf seiner Reise in einer andern Kreisstadt ganz dieselben Druckschriften gesehen zu haben. Aber Andrei Antonowitsch erschrak doch: vor allem über den einen Umstand, daß der Direktor der Spigulinschen Fabrik zur selben Zeit der Polizei drei große Packen Proklamationen übersandt hatte, die man in der Nacht auf den Fabrikhof geworfen, denn — diese Blätter waren wiederum genau dieselben, die der Leutnant gehabt. Die Packen waren noch nicht mal losgebunden, und von den Arbeitern hatte noch keiner etwas lesen können. Eigentlich war ja an dieser ganzen Sache wenig dran: doch Andrei Antonowitsch dachte krampfhaft nach, denn sie stellte sich ihm in unangenehm verwickelter Weise vor.

In dieser Spigulinschen Fabrik hatte soeben erst die „Spigulinsche Geschichte" begonnen, von der später so viel geredet wurde und von der die hauptstädtischen Zeitungen so lange und in den verschiedensten Variationen

gesprochen haben. Vor ungefähr drei Wochen war dort ein Arbeiter an sibirischer Cholera erkrankt und nach ihm noch ein paar andere. In der Stadt verbreitete sich nicht geringe Angst, obgleich alle möglichen ärztlichen Vorkehrungen getroffen wurden. Doch die Spigulinsche Fabrik — die Besitzer hatten Geld und Verbindungen — wurde aus irgend einem guten Grunde nicht geschlossen. Und da plötzlich hieß es denn, daß gerade in ihr der Herd der Krankheit steckte. Andrei Antonowitsch bestand sofort energisch darauf, daß sie einmal gründlich gereinigt werden müßte, was man denn auch tat. Kurz darauf aber schlossen Spigulins die Fabrik — warum, wußte eigentlich niemand. Der eine Bruder lebte beständig in Petersburg und der andere war nach dem Befehl der Fabrikreinigung nach Moskau gefahren. Der Direktor, der den Arbeitern den Lohn auszahlen mußte, betrog dabei, wie es sich später herausstellte, die Leute geradezu unerhört. Die Arbeiter begannen zu murren und verlangten eine gerechtere Abrechnung und gingen aus Dummheit schließlich sogar auf die Polizei. Doch führten sie sich dort lange nicht so erregt auf, wie es die Zeitungen behauptet haben. Und in dieser Zeit war es denn auch, daß der Direktor Andrei Antonowitsch die gefundenen Proklamationen zuschickte.

Pjotr Stepanowitsch trat schnell und ohne anzuklopfen, wie ein alter Bekannter oder guter Freund, in von Lembkes Arbeitszimmer. Als Andrei Antonowitsch ihn erblickte, blieb er unfreundlich und augenscheinlich geärgert am Schreibtisch stehen, während er bis dahin hin und hergegangen war, was er gewöhnlich zu tun pflegte, wenn er sich mit seinem Kanzleibeamten

Blümer unter vier Augen beriet. Diesen Blümer, der übrigens ein mürrischer, ungelenker Deutscher war, hatte er trotz Julija Michailownas heftiger Opposition aus Petersburg mitgebracht. Der Kanzleibeamte trat bei Pjotr Stepanowitschs Erscheinen zur anderen Tür, ging jedoch noch nicht hinaus. Es schien sogar Pjotr Stepanowitsch, als ob er mit von Lembke einen vielsagenden Blick austauschte.

„Oho, hab Sie also gefangen, Sie verschlossener Stadtdespot!" rief Pjotr Stepanowitsch lachend und legte ungeniert seine Hand auf eine auf dem Tisch liegende Proklamation. „Das soll wieder Ihre Sammlung vergrößern, wie?"

Von Lembke wurde rot vor Zorn. Sein ganzes Gesicht schien sich zu verziehen.

„Lassen Sie, lassen Sie das sofort!" schrie er zitternd, wütend. „Und wagen Sie es nicht, mein Herr .."

„Was haben Sie nur? Sie scheinen sich ja wahrhaftig zu ärgern?"

„Gestatten Sie, mein Herr, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich hinfort Ihre sans façon nicht mehr dulden werde und Sie bitte, nicht zu vergessen ..."

„Pfui, Teufel, er ärgert sich ja in der Tat!"

„Schweigen Sie!" von Lembke stampfte mit dem Fuß. „Und wagen Sie es nicht ..."

Gott mag wissen, wozu es gekommen wäre, denn zu seinem Zorn gab es hier noch jenen anderen Grund, den sich weder Julija Michailowna noch Pjotr Stepanowitsch selbst auch nur hätten träumen lassen können. Mit dem unglücklichen Andrei Antonowitsch war es nämlich schon so weit gekommen, daß er wegen seiner

Frau auf — Pjotr Stepanowitsch eifersüchtig geworden war und in einsamen Stunden deswegen bereits wahre Folterqualen ausgestanden hatte.

„Ich dachte, daß ein Mensch, der Ihren Roman zwei Tage lang bis nach Mitternacht liest, um Ihnen seine Meinung, die Sie so gern wissen wollen, sagen zu können, — daß Sie den schon selbst aus den Formalitäten ... ich meine, Julija Michailowna empfängt mich wie ihren Sohn ... aber Sie —! ... Da soll nun einer klug werden!" sagte Pjotr Stepanowitsch nicht ohne eine gewisse Würde. „Da haben Sie übrigens Ihren Roman," und er legte ein dickes zusammengerolltes Heft, in blaues Papier eingewickelt, auf den Tisch.

Von Lembke errötete und schwieg.

„Wo haben Sie denn das Heft gefunden?" fragte er vorsichtig und bemüht, seine Freude zu verbergen.

„Stellen Sie sich vor, so wie es da war, zusammengerollt, hat man es vorgestern beim Dielenwaschen hinter meiner Kommode gefunden. Muß wohl dahin gefallen sein! Als ich damals nach Haus kam, werde ich es wohl nachlässig auf die Kommode geworfen haben ... War das aber eine Arbeit, die Sie mir da gegeben haben! Uff!"

Von Lembke senkte schnell die Augen.

„Zwei Nächte wegen Ihren Gnaden nicht geschlafen. Vorgestern fand man es, und so behielt ich es denn noch und las den ganzen Roman durch. Habe am Tage keine Zeit, mußte es also in der Nacht tun. Na, und — bin unzufrieden: nicht meine Schuld. Kritiker bin ich ja nie gewesen, aber losreißen konnte ich mich einstweilen doch nicht, wenn ich auch unzufrieden war. Das vierte

und fünfte Kapitel, die ... die ... weiß der Teufel, was die eigentlich sind! Und mit wie viel Kalauern das vollgestopft ist! Nein, wirklich, Sie verstehen es, einen zum Lachen zu bringen, und sans que cela paraisse! Na, das da im neunten Kapitel, von der ewigen Liebe, na, nicht meine Sache; aber immerhin sehr effektvoll. Nach dem Brief von Igrenjeff wollte ich beinah sterben, obgleich Sie ihn ja so fein dargestellt haben ... Wissen Sie, der Brief ist gewiß gefühlvoll, aber zu gleicher Zeit wollen Sie ihn doch irgendwie von einer schiefen Seite zeigen, wenn ich richtig verstanden habe? nicht? Hab's mir gleich so gedacht. Na, aber für den Schluß könnte ich Sie einfach verprügeln. Was ist denn das für eine Idee, die Sie da durchführen? Das ist ja doch dieselbe Vergötterung des Familienglücks, Vermehrung der Kinder und des Kapitals, und ‚wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heut' — erbarmen Sie sich! Sie bezaubern ja zuerst geradezu den Leser, so daß selbst ich mich nicht losreißen konnte, aber desto gemeiner ist doch dann solch ein Schluß. Der Leser bleibt so dumm, wie er war; man hätte doch kluge Menschen reden lassen sollen, Sie aber ... Na, genug davon, und jetzt adieu! Aergern Sie sich nächstens nicht mehr so. Ich kam eigentlich, um Ihnen ein paar Worte zu sagen, aber Sie sind ja heute so ..."

Von Lembke hatte inzwischen seinen Roman in einen Eichenbücherschrank verschlossen und Blümer zugewinkt, das Zimmer zu verlassen, was der denn auch mit langem Gesichte tat.

„Ich bin heute ... So viel Unannehmlichkeiten," murmelte von Lembke. Dann setzte er sich an seinen

Schreibtisch „Ich habe Sie lange nicht mehr gesehen," sagte er freundlicher, „nur fliehen Sie nächstens nicht so hastig ins Zimmer, mit Ihren Manieren, Sie ... zuweilen, bei der Arbeit, ist man ..."

„Meine Manieren ..."

„Ich weiß, ich weiß, Sie haben es ja nicht mit Absicht getan, aber zuweilen bei der Arbeit, Sie verstehen schon ... Setzen Sie sich bitte."

Pjotr Stepanowitsch warf sich sofort ungeniert auf den Lederdiwan und zog die Beine unter.

III

„Was ist denn das für eine unangenehme Arbeit? Doch nicht etwa diese Dummheiten," dabei wies er mit dem Kopf auf die Proklamation. „Solche Blätter kann ich Ihnen, so viel wie Sie nur wollen, verschaffen. Habe ihre Bekanntschaft schon im H—schen Gouvernement gemacht."

„Das heißt, damals, als Sie dort waren?"

„Versteht sich, nicht in meiner Abwesenheit. Und noch eine mit einer Vignette, ein Beil oben aufgezeichnet. Erlauben Sie" — er nahm das Blatt vom Tisch — „na ja, hier ist ja auch ein Beil; natürlich, das ist ja dieselbe."

„Ja, ein Beil. Sehen Sie — ein Beil."

„Was, haben Sie Angst vor dem Beil?"

„Oh, nicht das Beil ... ich habe durchaus keine Angst; aber diese Sache ... es gibt hier noch ... gewisse Umstände."

„Was für welche? Daß man sie aus der Fabrik ge-

bracht hat? He—he. Aber wissen Sie auch, daß die Arbeiter dieser Fabrik bald selbst Proklamationen schreiben werden?"

„Wie das?" Von Lembke sah auf.

„Ganz einfach. Sie sind ein zu weicher Mensch, Andrei Antonowitsch. Schreiben Romane. Hier aber müßte man noch so auf die alte Weise verfahren."

„Wie das — alte Weise? Sollen das Ratschläge sein? Die Fabrik ist doch gereinigt worden. Ich gab den Befehl und sie wurde gereinigt."

„Und unter den Arbeitern ist die Empörung ausgebrochen. Uebers Knie legen die Kerls und die Sache ist fertig."

„Empörung? Das ist unmöglich. Ich gab den Befehl und man hat gereinigt."

„Ach, Andrei Antonowitsch, Sie sind, wie gesagt, ein weicher Mensch!"

„Ich? Nun — erstens bin ich schon durchaus nicht so furchtbar weich und zweitens ... —" ärgerte sich von Lembke. Eigentlich sprach er mit dem jungen Mann gegen seinen Willen, doch seine Neugier, ob der nicht vielleicht etwas Besonderes wissen würde, war viel zu groß, um der Unterredung einen Schluß zu machen.

„A—ah! wieder eine alte Bekannte!" unterbrach ihn Pjotr Stepanowitsch und zog unter einem Buch ein anderes Blatt hervor, eine augenscheinlich im Auslande gedruckte Proklamation, diesmal aber in Versen. „Na, die kenne ich ja auswendig: natürlich, das ist sie ja — die ‚helle Persönlichkeit'! Habe diese Persönlichkeit schon im Auslande kennen gelernt. Wo haben Sie die denn herausgekratzt?"

„Sie sagen, daß Sie sie im Auslande gesehen haben?" fuhr von Lembke auf.

„Natürlich! vor vier oder gar fünf Monaten!"

„Wie viel Sie aber im Auslande gesehen haben!" bemerkte von Lembke wieder vorsichtig.

Pjotr Stepanowitsch nahm das Blatt und las das folgende ausgezeichnete Gedicht:

Die helle Persönlichkeit.

Von Geburt kein Edelmann,
Unterm Volk wuchs er heran,
Herrscherrache lies ihn wandern,
Von dem einen Land zum andern;
Weihte er sich doch dem Tod,
Foltern, Qualen, Kreuzesnot,
Und verkündete mit Kraft
Gleichheit, Freiheit, Brüderschaft.

Als der Aufstand dann begann,
Floh er fort, der junge Mann
Aus der Zarenkasematte,
Wo er Peitschen, Zangen hatte, —
Und das Volk ging schon bereit
Für die Freiheit in den Streit.
Von Smolensk bis nach Taschkent
Rief ein jeder den Student!

Und so ging das lange Zeit,
Denn die Zarenherrlichkeit
Sollte nun mit neuer Kraft
Endlich werden abgeschafft,
Sowie Ehen, Kirchen, Kinder. —
Doch die Gutsbesitzersrinder
Sollten Allgemeingut werden
In dem neuen Reich auf Erden.

„Das haben Sie wohl bei dem Leutnant gefunden, wie?" fragte Pjotr Stepanowitsch.

„Sie kennen auch diesen Offizier?"

„Wie denn nicht! Habe zwei Tage lang mit ihm gekneipt. Der mußte unbedingt mal überschnappen."

„Er ... vielleicht ist er überhaupt nicht wahnsinnig."

„Etwa darum nicht, weil er biß?"

„Aber, erlauben Sie: wenn Sie dieses Gedicht im Auslande gesehen haben — und später erweist es sich bei diesem Offizier ..."

„Wie? Nicht gerade dumm! Sie, Andrei Antonowitsch, Sie scheinen mich ja, wie ich sehe, examanieren zu wollen? Sehen Sie," begann er plötzlich mit ungewöhnlicher Wichtigkeit, „darüber, was ich im Auslande gesehen, habe ich sofort nach meiner Rückkunft irgend jemandem einiges mitgeteilt, und meine Erklärungen waren befriedigend. Andernfalls hätte ich ja auch diese liebe Stadt gar nicht mit meinem Besuch beglücken können. Ich glaube also, daß meine Angelegenheit auf diesem Gebiet beendet ist und ich weiter niemandem Rechenschaft schuldig bin. Und nicht nur deswegen beendet, weil ich vielleicht ein Denunziant bin, sondern weil ich einfach gar nicht anders handeln konnte. Die, die an Julija Michailowna über mich geschrieben haben, kannten die ganze Sachlage ... und mich als ehrlichen Menschen. Na, aber zum Teufel damit, ich bin zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen über etwas sehr Ernstes zu sprechen. Es ist nur gut, daß Sie diesen Ihren Schornsteinfeger fortgeschickt haben. Es ist eine wichtige Sache, Andrei Antonowitsch. Ich habe nämlich eine sehr große Bitte an Sie."

„Eine Bitte? Hm ... haben Sie die Güte, ich warte, hm ... wird mich sehr interessieren. Ueberhaupt

muß ich sagen, Sie setzen mich heute wirklich in Erstaunen."

Von Lembke war erregt. Pjotr Stepanowitsch schlug ein Bein übers andere.

„In Petersburg," begann er, „war ich in vielen Sachen aufrichtig, doch über gewisse Einzelheiten... zum Beispiel diese da" — er wies mit dem Finger auf die „helle Persönlichkeit" — „habe ich geschwiegen, erstens weil es sich nicht lohnte, darüber zu sprechen, und zweitens, weil ich nur das sagte, wonach man mich fragte. Ich liebe es nicht, in diesem Sinne vorzugreifen; darin sehe ich auch den Unterschied zwischen einem Schurken und einem ehrlichen Menschen, den ganz einfach nur die Umstände zwingen... Na, mit einem Wort, das mag nebenbei gesagt sein. Nun und jetzt... jetzt, da diese Dummköpfe, na, ich meine, da es jetzt herausgekommen ist, sich in Ihren Händen befindet und sich vor Ihnen schon nicht mehr wird verstecken können, — denn Sie sind doch ein Mensch mit guten Augen, man kann gar nicht so schnell hinter Sie kommen — diese Dummköpfe nun, fahren aber in ihrem Vorhaben fort, ich... ich, na, nun ja... ganz einfach... kurz, ich bin zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, einen Menschen zu retten, einen eben solchen großen Dummkopf oder meinetwegen, Verrückten... in Anbetracht seiner Jugend, seines Unglücks, und... und Ihrer Humanität... Denn Sie verstehen doch nicht nur in Romanen allein gut zu sein!" brach er plötzlich, ungeduldig auffahrend, seine Rede ab.

Von Lembke sah ihn an. Unbedingt! Das war ein gerader, offener Mensch, den er da vor sich hatte! Von

Diplomatie offenbar auch nicht eine Ahnung! Sicherlich ein viel zu gutes Herz dazu! Jedenfalls mußte er „nicht von weitem her" sein, urteilte von Lembke sofort mit außerordentlichem Feingefühl: genau so, wie er ihn eigentlich schon immer eingeschätzt hatte — besonders wenn er ihn in schlaflosen Nächten für seinen Erfolg bei Julija Michailowna am liebsten ins Gefängnis geworfen hätte!

„Für wen bitten Sie denn und was soll das alles bedeuten?" fragte er dann, doch verbarg er seine Neugier.

„Für ... das ... Teufel, ich bin doch nicht schuld daran, daß ich an Sie glaube! Was kann ich denn dafür, daß ich Sie für den edelmütigsten Menschen halte und, vor allem, für einen verständigen ... fähig zu begreifen, das heißt, zu verstehen ... nun, zum Henker .."

Der Arme! Augenscheinlich konnte er sich nicht recht ausdrücken und verwickelte sich nur!

„Sie verstehen doch endlich," fuhr er fort, „begreifen doch, daß ich, wenn ich Ihnen seinen Namen nenne, ihn sozusagen in Ihre Hände liefere, nicht wahr, ich liefere ihn doch dann Ihnen aus? Nicht wahr?"

„Aber wie soll ich es denn erraten, wenn Sie sich nicht einmal entschließen können, mir seinen Namen zu nennen?"

„Ach, wirklich, nein, das ist es ja gerade, Sie stellen einem mit Ihrer Logik immer ein Bein, Teufel, ... nun, zum Henker ... Diese ‚helle Persönlichkeit', dieser ‚Student' — ist Schatoff ... da haben Sie alles!"

„Schatoff? Das heißt, wie denn Schatoff?"

„Schatoff, das ist der ‚Student', von dem da im

Gedicht die Rede ist. Er lebt hier! Früherer Leibeigener! Derselbe, der neulich die Ohrfeige gegeben hat! Sie wissen schon!"

„Ich weiß, ich weiß!" von Lembke kniff die Augen zusammen. „Aber, erlauben Sie mal, worin besteht denn eigentlich seine Schuld und, die Hauptsache, — worum bitten Sie denn, genau genommen?"

„Aber ihn zu retten, verstehen Sie doch! Ich kenne ihn ja schon acht Jahre lang! Ich, ich war ja sein Freund!" Pjotr Stepanowitsch schien verzweifelt zu sein. „Nun ja, ich bin doch nicht verpflichtet, Ihnen Rechenschaft über mein früheres Leben zu geben," meinte er und winkte mit der Hand ab, „das ist alles so kleinlich. Sind ja nur dreieinhalb Menschen, und mit denen im Auslande noch nicht mal zehn ... Aber, die Hauptsache, — ich hoffte auf Ihre Humanität und Ihren Verstand. Sie verstehen doch, Sie werden alles so darstellen, wie die Sache wirklich ist, und nicht als weiß der Teufel was — vielmehr wie einen dummen Gedanken eines verdrehten Menschen ... vom Unglück, vergessen Sie nicht, vom häufigen Unglück, und nicht als weiß der Teufel was da — für eine Verschwörung gegen den Staat ..."

Pjotr Stepanowitsch war fast atemlos.

„Hm ... Ich sehe schon, daß er der Schuldige ist — an den Proklamationen mit dem Beil!" schloß von Lembke mit wahrer Unfehlbarkeit in Geste und Miene. „Aber, erlauben Sie, wenn er allein es ist, wie kann er sie denn hier und zugleich in der Provinz verstreuen und sogar im H—schen Gouvernement und ... endlich, die erste Frage — wo hat er sie überhaupt hergenommen?"

„Aber ich sage Ihnen doch, daß es im ganzen vielleicht fünf Menschen sind, na, sagen wir zehn — wie soll ich es wissen!"

„Sie wissen es nicht?"

„Ja, zum Henker, warum soll ich es denn wissen?"

„Aber Sie wußten doch trotzdem, daß Schatoff einer von ihnen ist?"

„Ach!" Pjotr Stepanowitsch winkte wieder mit der Hand ab, als wollte er den erdrückenden Scharfsinn der Fragen abschütteln. „Na, hören Sie, ich werde Ihnen die ganze Wahrheit sagen: von den Proklamationen weiß ich nichts, das heißt, so gut wie nichts, zum Teufel, Sie verstehen doch, was ‚nichts' heißt? ... Nun, natürlich, hier ist der eine Leutnant, nun, und vielleicht Schatoff, nun, und vielleicht noch irgend jemand, na — und das ist alles! Nicht der Rede wert ... Schund ... Ich aber wollte nur für Schatoff bitten, man muß ihn retten, denn dieses Gedicht da — ist von ihm, sein eigenes Werk und im Auslande durch ihn gedruckt. So, das ist alles, was ich genau weiß, aber von den Proklamationen weiß ich gar nichts."

„Wenn das Gedicht von ihm ist, so werden wohl auch die Proklamationen von ihm sein. Aber welche Beweise haben Sie denn, um Herrn Schatoff zu verdächtigen?"

Pjotr Stepanowitsch riß sein Portefeuille aus der Tasche, wie ein Mensch, der schon aus der Haut fahren will, und warf einen Zettel auf den Tisch.

„Da haben Sie die Beweise!" rief er heftig.

Von Lembke faltete den Zettel auseinander: er war

vor einem halben Jahr aus unserer Stadt geschrieben und enthielt nur die kurze Mitteilung:

„Die helle Persönlichkeit“ kann ich hier nicht drucken, und überhaupt kann ich nichts machen; drucken Sie im Auslande. Iwan Schatoff.

Von Lembke blickte Pjotr Stepanowitsch lange an.. Warwara Petrowna hatte recht, als sie behauptete, daß von Lembke besonders zuweilen ganz wie ein — gewisses — liebes — Tier blicken konnte.

„Sehen Sie,“ begann Pjotr Stepanowitsch eifrig, „das bedeutet, daß er dieses Gedicht vor einem halben Jahr hier geschrieben hat. Er konnte es aber doch nicht hier drucken lassen, na, in irgend einer, sagen wir, geheimen Druckerei, — und darum bittet er, es im Auslande zu drucken . . . Das ist doch klar, sollte ich meinen?“

„Ja, natürlich klar, aber wen bittet er denn darum? Das ist, wie Sie sehen, noch durchaus nicht klar,“ bemerkte von Lembke mit der kümmerlichen Ironie, deren er fähig war.

„Aber Kirilloff doch! Der Brief ist doch an Kirilloff ins Ausland geschrieben ... Wußten Sie das etwa nicht? Aergerlich an der ganzen Sache ist ja nur, daß Sie sich vielleicht vor mir nur verstellen und selbst schon längst von diesem Gedicht wissen, na, und auch all das andere! Wie ist es denn auf Ihren Tisch gekommen? Ach Sie! Wozu foltern Sie mich überhaupt mit Ihren Fragen, wenn's so ist?“

Er wischte sich fast zitternd den Schweiß von der Stirn.

„Vielleicht ist mir auch einiges bekannt...“ be-

merkte von Lembke gewandt, „aber wer ist denn dieser Kirilloff?“

„Nun, ein Ingenieur, vor kurzem hier angekommen. War Stawrogins Sekundant. Einfach ein Maniak, total verrückt. Ihr Leutnant hatte vielleicht nur Fieber, als er biß, na, aber dieser, ich sage Ihnen, der ist schon längst fürs Tollhaus reif — dafür garantiere ich Ihnen. Ach, Andrei Antonowitsch, wenn die Regierung wissen würde, was das da alles für Leutchen sind, sie würde keinen Finger heben. Hab mich in der Schweiz und auf den Kongressen an ihnen satt gesehen, übersatt!“

„Dort, von wo aus man die Bewegungen bei uns leitet?“

„Ja, wer leitet denn? Dreieinhalb Menschen! Wenn man sie ansieht, sage ich Ihnen, kann man bloß Lust zum Gähnen bekommen. Und was für ‚Bewegungen bei uns‘? Etwa die Proklamationen? Und wer sind es denn? Paar verschnupfte Leutnants und dann Studenten! Sie sind doch ein kluger Mensch, da haben Sie nun eine Frage: warum schließen sich nicht etwas bedeutendere Menschen der Sache an, warum immer nur Studenten und Jünglinge von zweiundzwanzig Jahren? Und wie viel sind es denn selbst von denen? Haben Sie keine Angst, eine Million wird gesucht, doch wie viel hat man im ganzen gefunden? Sieben Mann! Ich sage Ihnen ja, nur Lust zum Gähnen bekommt man.“

Von Lembke hörte ihm aufmerksam zu, aber mit einem Ausdruck, als wollte er mit dem russischen Sprichwort sagen: „Eine Nachtigall machst du mit Fabeln nicht satt.“

„Erlauben Sie, einstweilen, — Sie behaupten, daß der Brief ins Ausland geschrieben ist; hier aber ist keine Adresse; wie wissen Sie es denn, daß der Brief an Kirilloff geschrieben ist? und endlich, ins Ausland, und ... und ... daß er wirklich von Herrn Schatoff geschrieben ist?"

„So verschaffen Sie sich doch sofort Schatoffs Handschrift und vergleichen Sie! In Ihrer Kanzlei wird sich bestimmt irgend eine Unterschrift von ihm finden. Und was Kirilloff anbetrifft, so hat er mir selbst den Brief gezeigt. Gleich damals, als er ihn bekam."

„Also haben Sie wohl selbst ..."

„Na ja, versteht sich doch — selbst. Als ob man mir dort wenig gezeigt hätte! Nun, und dieses Gedicht, heißt es, soll der verstorbene Herzen selbst für Schatoff geschrieben haben, als der sich noch im Auslande herumtrieb, es heißt zum Andenken an die Begegnung, als Lob, als Rekommendation, na, Teufel ... und Schatoff verbreitet es unter der Jugend. Erzählt alles: seht, das ist Herzens eigene Meinung über mich!"

„Tje — tje — tje," schnalzte von Lembke, endlich begreifend, „das meine ich ja auch: Proklamationen — das versteht man noch, aber Gedichte!"

„Ja, wie sollen Sie denn nicht begreifen! Und weiß der Teufel, wozu ich Ihnen eigentlich das alles vorerzähle! Hören Sie, geben Sie mir Schatoff, und dann meinetwegen zum Henker mit den anderen allen, selbst Kirilloff, der sich jetzt im selben Filippoffschen Hause, in dem auch Schatoff wohnt, versteckt hat. Die lieben mich nicht, weil ich zurückgekommen bin ... aber

versprechen Sie mir Schatoff, und ich präsentiere Ihnen all die anderen auf einem Brett. Kann ja nützlich sein, Andrei Antonowitsch. Ich schätze diese ganze traurige Bande auf neun Mann, na, sagen wir — zehn. Ich verfolge sie selbst, von mir aus. Drei kennen wir ja schon: Schatoff, Kirilloff und dieser Leutnant. Die anderen beobachte ich erst noch ... übrigens, bin nicht ganz kurzsichtig. Das ist ganz wie im H—schen Gouvernement: zwei Studenten wurden mit Proklamationen ergriffen, ein Gymnasiast, zwei zwanzigjährige Edelleute, ein Lehrer und ein sechzigjähriger Major außer Dienst, der durchs Trinken schon — wie soll ich sagen? — mehrere Schrauben verloren hatte ... und das ist alles, glauben Sie mir — das war alles! Man wunderte sich nicht wenig, daß das alles war. Aber ich brauche sechs Tage. Ich rieche schon den Braten: sechs Tage und nicht früher! Wenn Sie irgend ein Resultat erreichen wollen — lassen Sie sie in diesen sechs Tagen ganz und gar ungeschoren, und ich binde sie Ihnen in einen Bündel zusammen! Rühren Sie sich jedoch früher, so fliegt das ganze Nest auseinander! Aber geben Sie Schatoff, ich bitte ja für Schatoff ... wissen Sie, am besten wäre es, wenn Sie ihn freundschaftlich zu sich kommen ließen, sagen wir meinetwegen, hierher ins Arbeitszimmer, wissen Sie: vor ihm den Vorhang aufziehen und dann ein wenig fragen! Ach, er wird sich sofort zu Ihren Füßen werfen und losweinen! Er ist ein nervöser, unglücklicher Mensch. Seine Frau ging mit Stawrogin durch. Seien Sie gut zu ihm und er wird Ihnen alles selbst erzählen. Doch sechs Tage, wie gesagt ... Die Hauptsache aber, die Hauptsache, — sagen

Sie Julija Michailowna keinen Ton, kein halbes Wort. Geheimnis! Können Sie?“

„Wie?“ von Lembke riß die Augen auf. „Haben Sie denn ihr nicht schon selbst ... mitgeteilt?“

„Ihr? Behüte und bewahre! Ach, Andrei Antonowitsch! Sehen Sie mal, ich schätze ja ihre Freundschaft unendlich und sie überhaupt ... na, aber das da alles .. ich werde mich schon nicht verhauen. Ich widerspreche ihr nie, denn ihr widersprechen — Sie wissen ja selbst — ist ungemein gefährlich. Vielleicht habe ich ihr auch mal dieses oder jenes Wörtchen gesagt, aber, daß ich ihr, wie jetzt Ihnen, Namen gesagt hätte, oder so etwas, du mein gütiger Himmel! ... Warum wende ich mich denn jetzt an Sie? Weil Sie doch immerhin ein Mann sind, ein ernster Mensch, mit alter, fester Erfahrung. Sie haben doch wenigstens etwas im Leben gesehen! Sie wissen außerdem, glaub ich, jeden Schritt in solchen Dingen auswendig wie das Einmaleins — nach den Petersburger Anweisungen. Sollte ich aber ihr zum Beispiel zwei Namen nennen, wie würde sie da lostrommeln ... Sie will doch von hier aus ganz Petersburg in Erstaunen setzen! Nee, bißchen zu heiß ist sie, daran liegt's!“

„Ja, sie hat etwas von diesem Temperament!“ murmelte von Lembke nicht ganz ohne Genugtuung, während es ihn doch zu gleicher Zeit ärgerte, daß dieser Grünschnabel es wagte, sich so ungeniert über Julija Michailowna zu äußern.

Pjotr Stepanowitsch dagegen schien all das noch immer zu wenig zu sein, um seinen „Lembka“ wiederum

mit genügenden Schmeicheleien überschütten, ihn damit ganz besiegen und endgültig fangen zu können.

„Das ist es ja," griff er auf, „mag sie da nun meinetwegen, sagen wir, eine geniale Frau sein, eine literarische Frau, aber — die Spatzen jagt sie uns auseinander! Sechs Stunden hält sie es nicht aus, von sechs Tagen schon ganz zu schweigen. Ach, Andrei Antonowitsch, laden Sie nicht eine Frist von sechs Tagen auf ein Weib! Sie müssen mir doch einige Erfahrung zustehen, ich meine — in diesen Dingen. Ich weiß da manches, und Sie wissen ja selbst, daß ich manches weiß. Nicht aus Dummheit bitte ich Sie um sechs Tage, sondern für die Sache."

„Ich hörte ..." von Lembke konnte sich nicht recht entschließen, seinen Gedanken auszusprechen, „ich hörte, daß Sie nach Ihrer Rückkunft ... wo es sich gehört ... in Form einer Reue ...?"

„Na, was da nicht alles gewesen ist!"

„Natürlich, versteht sich, ich will auch weiter gar nicht ... Aber mir schien es immer, daß Sie hier ganz anders gesprochen haben, zum Beispiel über das Christentum ... über die öffentlichen Einrichtungen ... und auch über die Regierung ..."

„Na, ich kann nicht sagen, daß ich wenig gesprochen habe. Auch jetzt spreche ich noch so wie früher, nur muß man den Gedanken nicht so durchführen wollen, wie diese Dummköpfe. Das ist es. Aber sonst, daß er in die Schulter gebissen hat? Sie waren ja selbst in diesen Dingen mit mir einverstanden, nur sagten Sie, es sei bloß zu früh."

„Ich war eigentlich nicht mit Ihnen einverstanden."

„Dann ist also jedes Ihrer Worte mit einem Haken versehen, he—he! Sind wirklich ein vorsichtiger Mensch!“ bemerkte Pjotr Stepanowitsch, und zwar, wie es schien, sehr gut gelaunt. „Hören Sie, mein Teuerster, ich mußte Sie doch erst ein wenig kennen lernen, na, und da habe ich denn in meinem Stile gesprochen. Das habe ich nicht nur mit Ihnen allein so gemacht, sondern mit vielen! Vielleicht wollte ich erst Ihren Charakter kennen lernen?“

„Wozu denn meinen Charakter?“

„Na, wie soll ich es denn wissen, wozu!“ lachte er wieder auf. „Sehen Sie mal, mein lieber und hochverehrter Andrei Antonowitsch, Sie sind schlau, aber dazu ist es noch nicht gekommen, wird auch bestimmt nicht dazu kommen, verstehen Sie? Vielleicht verstehen Sie es? Wenn ich auch dort, wo es sich gehört, Erklärungen gegeben habe, als ich aus dem Auslande zurückkehrte, und, wirklich, ich weiß nicht, warum ein Mensch mit gewissen Ueberzeugungen nicht zum Vorteil dieser seiner aufrichtigen Ueberzeugungen handeln sollte ... aber niemand hat mir d o r t etwas über Ihren Charakter gesagt, und ich habe mir noch gar keine Pflichten von d o r t aufladen lassen. Sie begreifen doch: ich hätte ebenso gut nicht Ihnen als erstem zwei Namen zu nennen gebraucht, sondern einfach d a h i n, na, Sie verstehen schon, — einen Wink zu geben, das heißt, wo ich die ersten Erklärungen abgab. Na, und wenn ich mich für Finanzen bemüht hätte, oder für sonst irgend einen Vorteil, so wäre das meinerseits keine Berechnung gewesen, denn jetzt wird man bloß Ihnen dankbar sein und nicht mir. Ich tu es, wie gesagt, nur wegen Scha-

toff," sagte Pjotr Stepanowitsch mit viel Edelmut, „— nur für Schatoff, aus alter Freundschaft ... Na, und da, ich will ja nicht sagen, wenn Sie dorthin schreiben, na, könnten mich dann vielleicht auch ein bißchen loben, wie? ... Wenn Sie wollen, natürlich ... Werde nicht widersprechen, he—he! Aber jetzt adieu, war beinah schon hier angewachsen ... eigentlich sollte man gar nicht so viel sprechen!" fügte er trotzdem zufrieden hinzu und erhob sich vom Diwan.

„Im Gegenteil, es freut mich, daß diese Angelegenheit sozusagen bestimmtere Formen annimmt," von Lembke erhob sich gleichfalls, augenscheinlich noch unter dem Eindruck der letzten Worte und daher sehr liebenswürdig. „Mit Dank nehme ich Ihre Hilfe an, und seien Sie überzeugt, daß ich in Betreff der Bemerkung über Ihren Eifer ..."

„Sechs Tage, nur sechs Tage Frist, das ist die Hauptsache, und alles, was ich brauche ... aber daß Sie sich in diesen sechs Tagen nicht rühren!"

„Gut."

„Versteht sich, ich binde Ihnen ja nicht die Hände, wie sollte ich das auch! Sie können doch gar nicht etwa nicht beobachten lassen. Nur — erschrecken Sie das Nest nicht vor der Zeit, das ist es, worin ich mich jetzt auf Ihre Klugheit und Ihre Erfahrung verlasse! Na, Sie haben wohl schon unzählige Häscher bereit? He—he!" platzte — wie eben ein junger Mensch — Pjotr Stepanowitsch lustig und leichtsinnig heraus.

„Stimmt nicht ganz," sagte von Lembke angenehm berührt. „Das ist ein Vorurteil der Jugend, die immer alles vorbereitet glaubt ... Aber, erlauben Sie, noch

ein Wort: wenn dieser Kirilloff Stawrogins Sekundant war, so muß doch Herr Stawrogin in diesem Falle ...“

„Wieso Stawrogin?“

„Ich meine, wenn sie solche Freunde sind?“

„Oh, nein, nein, nein! Diesmal haben Sie fehlgeschossen, diesmal spielt Ihnen Ihre Klugheit einen Streich! Sie setzen mich geradezu in Erstaunen! Denn ich glaubte doch, daß Sie in Betreff dieser Dinge unterrichtet sind ... Hm ... Stawrogin — das ist das vollkommenste Gegenteil, das heißt, das vollkommenste .. Avis au lecteur.“

„Wie kann das sein! Ist's möglich?“ fragte von Lembke ungläubig. „Mir hat Julija Michailowna gesagt, daß Stawrogin, nach ihren Erkundigungen in Petersburg, ein Mensch mit einigen, sozusagen, Instruktionen ...“

„Ich weiß nichts, nichts, nichts, keine Ahnung. Adieu. Avis au lecteur!“ damit wich Pjotr Stepanowitsch offenbar allen weiteren Fragen aus und flog schon zur Tür.

„Erlauben Sie, Pjotr Stepanowitsch, erlauben Sie, noch einen Augenblick!“ rief ihn von Lembke zurück. „Noch ein Wort, und dann halte ich Sie nicht mehr auf.“ Er nahm aus einem Schubfach einen Brief heraus.

„Sehen Sie, gleichfalls ein Exemplar, das in dieselbe Kategorie gehört! Was sagen Sie zu diesem Brief?“

Es war ein sonderbarer Brief: ohne Unterschrift, an Herrn von Lembke adressiert und gestern erst hatte er ihn erhalten. Pjotr Stepanowitsch las zu seiner maßlosen Wut folgendes:

„Eure Exzellenz!

Sintemal Sie das nach Ihrem Titel sind. Hiermit melde ich über die Absicht des Mordes aller hohen Würdenträger und des Vaterlandes: sintemal es gerade dazu führt. Habe selbst ununterbrochen jahrelang verstreut. Gleichfalls auch Gottlosigkeit. Ein Aufstand bereitet sich vor und Proklamationen gibt es mehrere tausend, und nach jeder laufen dann hundert Mann mit herausgesteckter Zunge, wenn sie die Regierung nicht vorzeitig fortnimmt, sintemal man viel verspricht und das einfache Volk dumm ist, und dazu kommt noch der Schnaps. Das Volk hält für den Schuldigen und verdirbt diesen und jenen und bereut, diesen und jenen fürchtend, woran ich gar nicht teilgenommen, denn meine Umstände sind einmal so. Wenn Sie wollen, daß ich anzeige zur Rettung des Vaterlandes und ebenso der Kirchen und Heiligenbilder, so kann das nur ich allein. Aber mit der Bedingung, daß man mir die Verzeihung aus der dritten Abteilung telegraphiert, schnell und mir allein von allen; die anderen können dann antworten. Auf das Fenster beim Portier stellen Sie zum Zeichen jeden Tag um sieben ein Licht. Sehe ich, so werde ich glauben und komme dann, um die barmherzige Hand aus Petersburg zu küssen, aber mit der Bedingung, daß ich eine Pension erhalte, sintemal wovon soll ich denn leben? Sie werden es schon nicht bereuen, denn für Sie kommt dabei ein Orden heraus. Vorsichtig muß man sein, sonst drehen sie einem den Kopf um.

Eurer Excellenz verzweifelter Mensch fällt vor Ihnen nieder als reuiger Freidenker Inkognito."

Von Lembke erklärte, daß man den Brief gestern beim Portier gefunden hatte.

„Was halten Sie davon?" fragte Pjotr Stepanowitsch.

„Ich würde annehmen, daß das eine Schmähschrift ist . . . eine anonyme zum Spott . . ."

„Höchst wahrscheinlich wird es wohl auch so sein. Ihnen kann man wirklich kein X für ein U machen."

„Und vor allen Dingen, weil es so dumm ist."

„Aber, Sie haben hier noch irgend welche Schmähschriften bekommen?"

„Ja, zweimal und beide anonym."

„Na, versteht sich doch von selbst, daß die sich nicht unterzeichnen werden. Verschiedener Stil? Dieselbe Handschrift?"

„Nein, verschiedener Stil und verschiedene Handschrift."

„Und ebenso närrisch wie dieser?"

„Ja, auch närrisch, aber wissen Sie . . . gemeine Briefe."

„Na, wenn Sie schon mal welche bekommen haben, so wird es jetzt wohl wieder derselbe Absender sein."

„Und vor allen Dingen, weil das so dumm ist. Diese Leute sind doch gebildet und würden schon so dumm nicht schreiben."

„Natürlich, versteht sich."

„Aber wie, wenn nun wirklich jemand etwas anzeigen will?"

„Das ist sehr unwahrscheinlich," schnitt Pjotr Ste-

panowitsch trocken ab. „Was bedeutet das Telegramm aus der dritten Abteilung und die Pension? S'ist ja sonnenklar, daß es eine Schmähschrift ist."

„Natürlich," von Lembke war ein wenig beschämt.

„Wissen Sie was! Ueberlassen Sie mir den Brief. Ich werde Ihnen sofort den Verfasser herausfinden. Früher noch als die anderen."

„Nehmen Sie ihn," sagte von Lembke, doch erst nach einigem Bedenken.

„Haben Sie ihn schon jemandem gezeigt?"

„Nein, wie soll ich denn? Niemandem!"

„Auch nicht Julija Michailowna?"

„Gott bewahre, und — um Gottes willen — zeigen Sie ihn ihr auch nicht!" rief von Lembke erschrocken. „Er würde sie so aufregen ... und sie würde sich furchtbar über mich ärgern."

„Natürlich, verstehe schon! Sie würde sagen, daß Sie selbst daran schuld sind, wenn man Ihnen so was zu schreiben wagt! Wir kennen doch Weiberlogik. Na, aber jetzt wirklich — auf Wiedersehen! Vielleicht kann ich Ihnen schon nach drei Tagen den Verfasser nennen. Und vergessen Sie unsere Abmachung nicht!"

IV

Pjotr Stepanowitsch war gewiß kein dummer Mensch, doch Fedjka, der Zuchthäusler, hatte ihn richtig charakterisiert mit dem Ausspruch: „Der stellt sich einen Menschen so vor, wie er ihn selber haben will, und so lebt er denn auch mit ihm."

Jetzt verließ Pjotr Stepanowitsch Herrn von Lembke

in der festen Ueberzeugung, daß er ihn auf sechs Tage — diese Frist brauchte er unbedingt — vollkommen „neutralisiert" hätte. Eben hierin aber täuschte er sich in etwa. Jedenfalls sollte manches anders kommen, als es Pjotr Stepanowitsch erwartet hatte.

Andrei Antonowitsch war, wie jeder krankhaft mißtrauische Mensch, im ersten Augenblick unglaublich leichtgläubig. Die neue Wendung der Dinge erschien ihm zunächst in angenehmstem Lichte, trotz einiger neuer knifflicher Verwickelungen — jedenfalls zerfielen alle seine alten Zweifel und Bedenken. Aber er fühlte sich noch von den letzten Tagen so müde und angegriffen, daß er sich unwillkürlich in all seiner Unruhe nach etwas Ruhe sehnte. Das lange Leben in Petersburg war an ihm nicht ohne Spuren zu hinterlassen vorübergegangen. Die offizielle und sogar die geheime Geschichte der „neuen Generation" war ihm nicht unbekannt — er war sehr neugierig und sammelte Proklamationen — nur hatte er bis jetzt noch nicht verstanden, um was es sich eigentlich handelte. Nun jedoch stand er vollkommen wie im Walde verloren: mit all seinen Instinkten fühlte er, daß in Pjotr Stepanowitschs Worten unbedingt etwas ... etwas Undenkbares liegen mußte, — „obgleich doch der Teufel wissen mag, was alles in dieser ‚neuen Generation' passieren kann und, überhaupt, wie sie das da alles machen!" dachte er hin und her, ohne einen Ausgang zu finden.

Da steckte plötzlich wieder Blümer seinen Kopf durch die Tür. Dieser Blümer war mit von Lembke sogar, wenn auch nur weitläufig, verwandt, was aber ängstlich geheim gehalten wurde. Er gehörte zu der Sorte

der „unglücklichen" Deutschen, und zwar durchaus nicht wegen seiner Unbegabtheit, sondern einfach — nun, einfach „so". Andrei Antonowitsch empfand für ihn ein rührendes Mitgefühl und gab ihm immer bessere Stellen, natürlich im Verhältnis zu den Fortschritten seiner eigenen Karriere — doch Blümer hatte nirgends Glück. Blümer war akkurat, zu akkurat, zu seinem eigenen Nachteil akkurat, — dabei rothaarig, groß, etwas vorn übergeneigt, melancholisch, sogar gefühlvoll und bei seiner ganzen Ergebenheit auch Vorgesetzten gegenüber unerhört eigensinnig. Zu Andrei Antonowitsch hatte er nebst seiner Frau und seinen zahllosen Kindern eine langjährige ehrfürchtige Anhänglichkeit. Außer von Lembke hatte ihn in seinem ganzen Leben nie jemand auch nur gern gehabt. Julija Michailowna hatte ihn sofort abgelehnt, doch verabschieden konnte sie ihn nicht, weil der Widerstand ihres Mannes in diesem Punkte unbrechbar war. Ja, dieser Blümer war die Ursache ihres ersten ehelichen Streites gewesen — ein Grund mehr, warum sie ihn geradezu haßte. Bei uns hatte Blümer nur die Bekanntschaft eines deutschen Apothekers gemacht: sonst lebte er nach seiner Gewohnheit geizig und zurückgezogen. Er kannte alle literarischen Sünden Andrei Antonowitschs, denn hauptsächlich war er ja dazu da, um zuzuhören, wenn von Lembke ihm bei verschlossenen Türen seine Romane vorlas: sechs Stunden lang schwitzte er dann und mußte alle Kräfte zusammennehmen, um nicht einzuschlafen, sondern zu lächeln — kam er aber nach Haus, so verwünschte er weidlich, zusammen mit seiner starkknöchigen, großfüßigen Frau, die literarischen Schwächen seines Wohltäters.

Andrei Antonowitsch sah schmerzlich auf den eintretenden Blümer.

„Ich bitte dich, Blümer, laß mich jetzt in Ruh," begann er aufgeregt und schnell, sichtlich bemüht, die Fortsetzung des Gespräches, das Pjotr Stepanowitsch unterbrochen hatte, noch hinauszuschieben.

„Man kann das doch in der delikatesten Weise machen. Sie haben doch die Vollmacht," bestand Blümer ehrerbietig aber hartnäckig auf dem Seinen, und näherte sich mit kleinen Schritten und gebeugten Schultern dem Schreibtisch.

„Blümer, du bist mir wirklich in einem Grade zugetan, in deinem Amt diensteifrig, daß mir schon angst und bange vor dir wird, wenn ich dich nur ansehe."

„Sie sagen immer scharfsinnige Sachen und schlafen dann aus Vergnügen über das Gesagte ruhig ein. Aber damit schaden Sie sich selbst."

„Blümer, ich habe mich eben überzeugt, daß das ... durchaus nicht ... das ist."

„Doch nicht aus den Worten dieses falschen, lasterhaften Menschen, den Sie selbst verdächtigen? Hat er Sie glücklich mit falschem Lob Ihres literarischen Talentes geblendet?"

„Blümer, du kannst dir überhaupt nichts denken; dein Projekt ist eine Absurdität, ich sage dir. Wir werden nichts finden, es wird sich nur unnütz Geschrei erheben und dann Gelächter und dann — Julija Michailowna ..."

„Wir werden bestimmt alles finden, was wir suchen," Blümer schritt fest auf ihn zu, die rechte Hand ans Herz gepreßt. „Wir können ganz früh am Morgen

durchsuchen, ganz plötzlich, ohne alle Vorbereitungen, mit der ganzen Schonung seiner Person, und nach den gesetzlich vorgeschriebenen Regeln. Die jungen Leute, Lämschin und Telätnikoff versichern felsenfest, daß wir alles Gewünschte finden werden. Sie haben ihn oft besucht. Für Herrn Werchowenski ist niemand sehr zu haben und die Generalin Stawrogin hat ihm öffentlich ihre Wohltaten für weiterhin entzogen, und jeder ehrliche Mensch, wenn es solch einen überhaupt in dieser Stadt gibt, ist überzeugt, daß dort immer die Quelle allen Unglaubens und ... und der sozialen Lehren gewesen ist. Er hat alle verbotenen Bücher, sämtliche Werke Herzens, Rylejeffs ... Auf alle Fälle habe ich einen Katalog."

„Gott, diese Bücher hat ein jeder! Wie du naiv bist, mein armer Blümer!"

„Und eine Menge Proklamationen," fuhr Blümer fort, und tat, als ob er die Bemerkung nicht gehört hätte. „Wir werden auf diese Weise bestimmt auf die Spur der neuen Proklamationen kommen. Dieser junge Werchowenski kommt mir ungemein, ungemein verdächtig vor."

„Aber du verwechselst ja den Vater mit dem Sohn. Sie vertragen sich durchaus nicht. Der Sohn verspottet ihn ja ganz ungeniert."

„Das ist doch nur Verstellung, Maske."

„Blümer, du hast wohl geschworen, mich zu Tode zu quälen! Denk doch ein bißchen nach! Er ist doch hier immerhin eine geachtete Persönlichkeit. Er war Professor, er ist überall bekannt, und wenn er zu schreien anfängt, wird es gleich alle Welt wissen, und dann geht

das Lachen los, und dann gelingt uns nichts mehr ... und, denk doch nur, was wird Julija Michailowna sagen ..."

Blümer kam immer näher und hörte auf keinen Einwand.

„Er war nur Dozent und weiter nichts, nur Dozent, und ist dem Titel nach nur Kollegienassessor außer Dienst," Blümer preßte heftig seine rechte Hand aufs Herz. „Keinen einzigen Orden hat er und zum Staatsdienst ist er überhaupt nicht herangekommen, weil man seine Absichten gegen die Regierung kannte. Er stand im geheimen unter polizeilicher Aufsicht und steht im Grunde zweifellos auch jetzt noch darunter. In Anbetracht der beginnenden Unordnungen sind Sie geradezu verpflichtet, zu tun, was ich Ihnen riet. Sie aber lassen eine Möglichkeit, sich auszuzeichnen, wieder vorübergehen! Sehen dem Hauptschuldigen einfach durch die Finger!"

„Julija Michailowna! Sch—scher dich zum ..." schrie plötzlich leise, aber deutlich von Lembke auf, der die Stimme seiner Frau im Nebenzimmer gehört hatte.

Blümer zuckte zusammen, doch ergab er sich noch nicht.

„So erlauben Sie doch, erlauben Sie doch," er trat immer näher und preßte jetzt schon beide Hände auf die Brust.

„Sch—scher dich, pack dich!" knirschte Andrei Antonowitsch. „Mach, was du willst ... später ... O mein Gott!"

Die Portiere wurde zur Seite geschoben und Julija Michailowna erschien. Als sie Blümer erblickte, blieb sie stehen und musterte ihn hochmütig und beleidigend vom Kopf bis zu den Füßen, als ob dessen bloße An-

wesenheit schon kränkend für sie war. Blümer verneigte sich ehrerbietig, schweigend tief vor ihr und ging dann auf den Fußspitzen mit eingezogenen Schultern zur Tür.

War es nun, daß er die letzten Worte Andrei Antonowitschs für die Erlaubnis nahm, so zu handeln, wie er wollte, oder ob er es in der festen Ueberzeugung, seinem Wohltäter zu einem Orden zu verhelfen, von sich aus tat, — es mag dahingestellt bleiben! Jedenfalls erwuchs, wie wir weiterhin sehen werden, aus diesem Zögern seines Vorgesetzten das allerunvorhergesehenste Ereignis, das viele nur zum Lachen reizte, nachdem es bekannt geworden, aber Julija Michailownas hellen Zorn erregte. Von Lembke dagegen wurde dadurch in der entscheidendsten Zeit in die böseste Unentschlossenheit versetzt.

V

Das war ein geschäftiger Tag für Pjotr Stepanowitsch. Nachdem er von Lembke verlassen hatte, wollte er schnell in die Bogojawlenskische Straße gehn, doch als er unterwegs in der Bykoffstraße an dem Hause vorüberkam, in dem Karmasinoff wohnte, blieb er plötzlich stehen, lächelte und trat in das Haus. Man öffnete ihm mit einem: „Der Herr erwarten bereits —", was Pjotr Stepanowitsch sehr interessant schien, denn er hatte durchaus nicht gesagt, daß er kommen würde.

Der „große Künstler" erwartete ihn in der Tat, und zwar schon seit drei Tagen, denn vor vier Tagen hatte er das Manuskript seines „Merci" — der Abschiedsgruß ans Publikum, den er auf der literarischen

Matinee zum Besten armer Gouvernanten vorzulesen gedachte — Werchowenski eingehändigt. Er hatte es aus Liebenswürdigkeit getan, in der Ueberzeugung, dem jungen Mann außerordentlich zu schmeicheln, wenn er ihm das große Werk schon vorher zeigte. Pjotr Stepanowitsch hatte denn auch sofort verstanden, daß dieser ruhmsüchtige, eitle und sonst für Nicht-erwählte so beleidigend unnahbare Herr, dieser „kolossale Verstand", sich einfach an ihn herandrängen wollte. Er erriet, daß ihn Karmasinoff, wenn auch vielleicht nicht für den erklärten Führer der Studenten, so doch für eine der einflußreichsten Persönlichkeiten unter der studierenden Jugend im geheimnisvollen Rußland hielt. Pjotr Stepanowitsch seinerseits hatte den „klügsten Russen" gleichfalls mit in seine Pläne gezogen, doch zunächst seine Gründe dafür gehabt, ihm vorläufig noch nicht näher zu treten.

Der „große Künstler" wohnte im Hause seiner Schwester, der Frau eines Kammerherrn und Gutsbesitzers, die nebst ihrem Mann den „berühmten Verwandten" geradezu vergötterte. Augenblicklich mußten sie beide leider, zu ihrem größten Schmerz, ihre Zeit in Moskau zubringen, so daß denn eine alte Dame, eine arme Verwandte des Kammerherrn, die schon lange im Hause die Wirtschaft führte, die Ehre hatte, Karmasinoff zu empfangen und aufzunehmen. Seit seiner Ankunft ging das ganze Haus auf den Fußspitzen und niemand wagte mehr, laut zu sprechen. Die alte Dame berichtete fast täglich nach Moskau, wie Karmasinoff geschlafen und was er gegessen hatte, und einmal schickte sie sogar ein Telegramm ab, als er nach einem Diner

sich nicht ganz wohl gefühlt, weil sie schon meinte, er würde vielleicht krank werden. Karmasinoff selbst sprach nur trocken, wenn auch höflich mit ihr. Als Pjotr Stepanowitsch bei ihm eintrat, aß er gerade ein Beefsteak, und vor ihm stand ein Glas Portwein. Pjotr Stepanowitsch war auch früher schon bei ihm gewesen und jedesmal hatte er ihn bei diesem Morgenfrühstück angetroffen, das er dann ruhig weiter zu essen pflegte, ohne seinem Gast auch nur einmal etwas anzubieten. Nach dem Beefsteak trank er dann einen Kaffee, den ihm der Diener, in blauem Frack, weichen, unhörbaren Stiefeln und weißen Handschuhen, hereinbrachte.

„A—ah!“ rief Karmasinoff und erhob sich vom Sofa, indem er seinen Mund mit der Serviette abwischte; darauf trat er auf Pjotr Stepanowitsch zu, um ihn auf die Wange zu küssen — die charakteristische Angewohnheit aller Russen, die es glücklich zur Berühmtheit gebracht.

Pjotr Stepanowitsch wußte aber schon von früher her, daß Karmasinoff bei diesem bei ihm üblichen Kuß nur die Wange hinzuhalten pflegte — und so machte er denn diesmal dasselbe: beide Wangen legten sich infolgedessen flach aneinander. Karmasinoff tat, als ob er es gar nicht bemerkt hätte, setzte sich dann wieder auf sein Sofa und lud seinen Gast ein, ihm gegenüber auf einem Lehnstuhl Platz zu nehmen, was dieser auch sofort mit seiner ganzen Nonchalance tat.

„Sie wollen doch nicht ... Wollen Sie nicht frühstücken?“ fragte Karmasinoff ganz gegen seine Gewohnheit, doch mit der selbstverständlichen Annahme, eine höflich ablehnende Antwort zu erhalten.

Pjotr Stepanowitsch wünschte trotzdem oder vielleicht gerade deshalb, sofort zu frühstücken. Ein Schatten beleidigten Erstaunens glitt über das Gesicht des Hausherrn, doch nur auf einen Augenblick: nervös klingelte er darauf nach dem Diener und erhob, trotz seiner Erziehung, launisch die Stimme, als er ein zweites Frühstück bestellte.

„Wollen Sie denn ein Beefsteak oder Kaffee?“ erkundigte er sich bei seinem Gast.

„Beides, und bestellen Sie noch Wein dazu, ich bin hungrig und durstig,“ sagte Pjotr Stepanowitsch seelenruhig und betrachtete Karmasinoffs Kostüm. Es bestand aus dunklen, engen Beinkleidern und einer Art von Hausjackett, oder Jäckchen, jedenfalls war es sehr kurz, wattiert und mit Perlmutterknöpfen versehen; über seine Kniee war ein Plaid gebreitet, obgleich es im Zimmer warm war.

„Krank etwa?“ fragte Pjotr Stepanowitsch.

„Nein, nicht krank, aber ich fürchte krank zu werden — in diesem schrecklichen Klima,“ antwortete Karmasinoff mit seinem kreischenden Stimmchen, wenn auch freundlich. „Ich erwartete Sie schon gestern.“

„Warum das? Ich hatte Ihnen doch nicht versprochen zu kommen.“

„Ja, aber Sie haben doch mein Manuskript. Sie .. haben es gelesen?“

„Manuskript? Was für welches?“

Karmasinoff wunderte sich furchtbar.

„Aber Sie haben es doch wenigstens mitgebracht?“ rief er plötzlich so aufgeregt, daß er das Essen vergaß und mit aufgerissenen Augen auf sein Gegenüber starrte.

„Ach, Sie sprechen wohl von Ihrem ‚Bonjour‘ ...“

„‚Merci‘.“

„Na, bleibt sich gleich. Habe ganz vergessen und noch kein Wort gelesen. Habe ja doch keine Zeit. Wirklich, ich weiß nicht, in den Taschen ist das Ding nicht mehr. Na, wird sich schon finden ...“

„Nein, verzeihen Sie, ich schicke lieber sofort zu Ihnen. Es könnte verloren gehen, man könnte es stehlen.“

„Na, das fehlt noch! Wer braucht denn so was! Warum sind Sie denn überhaupt plötzlich so aufgeregt? Sie haben doch, sagte mir Julija Michailowna, immer mehrere Abschriften, eine im Auslande beim Notar, eine in Petersburg, eine in Moskau ... und eines schicken Sie dann womöglich noch in die Bank —?“

„Aber, Moskau kann doch abbrennen, mitsamt meinem Manuskript! Nein, ich schicke schon lieber sofort zu Ihnen.“

„Warten Sie, hier ist es ja!“ und Pjotr Stepanowitsch zog aus der hinteren Rocktasche das Manuskript heraus. „Ist ein wenig verbogen, denken Sie sich nur, so wie ich es damals genommen, so hat es auch ruhig mit meinem Schnupftuch in der Tasche gelegen. Total vergessen.“

Karmasinoff warf sich gierig auf sein Manuskript, besah es von allen Seiten, zählte die Blätter nach und legte es fast andächtig neben sich auf ein kleines Tischchen, doch so, daß er es jeden Augenblick wieder ergreifen konnte.

„Sie lesen wohl, wie es scheint, nicht viel?“ konnte er schließlich nicht länger an sich halten.

„Nein, nicht sehr viel.“

„Und was russische Belletristik anbetrifft — gar nichts?“

„Russische Belletristik? Warten Sie mal, ich glaube, ich habe einmal so etwas gelesen ... ‚Unterwegs‘ ... oder ‚Auf den Weg‘ ... oder ‚Am Kreuzweg‘, oder wie es da hieß, hab's vergessen. Las es vor langer Zeit, etwa fünf Jahren. Bin zu beschäftigt.“

Ein kurzes Schweigen trat ein.

„Als ich herkam, versicherte ich allen, daß Sie ein ungewöhnlich kluger Mensch sind — und jetzt scheinen ja auch alle von Ihnen entzückt zu sein.“

„Danke,“ sagte Pjotr Stepanowitsch ruhig.

Der Diener brachte das Frühstück und Pjotr Stepanowitsch verschlang mit gutem Appetit das Beefsteak, stürzte den Wein hinunter und schlürfte dann den Kaffee.

„Dieser Flegel,“ dachte Karmasinoff, indem er noch das letzte kleine Stückchen von seinem eigenen Teller aß und das letzte Schlückchen trank, „dieser Grobian hat wahrscheinlich sofort den Stachel in meinen Worten begriffen ... und auch das Manuskript wird er bestimmt gelesen haben, und lügt nur, um sich den Anschein zu geben ... Oder könnte es sein, daß er nicht lügt, sondern einfach aufrichtig dumm ist? Ein genialer Mensch ist eigentlich immer etwas dumm! Sollte er tatsächlich so etwas wie ein Genie unter den Jungen sein? ... Uebrigens kann ihn der Teufel holen.“

Er erhob sich vom Sofa und fing an, aus einer Ecke des Zimmers in die andere zu gehen — zur Motion nach dem Frühstück.

„Fahren Sie bald wieder zurück?" fragte Pjotr Stepanowitsch und warf seine Zigarette fort.

„Ich bin eigentlich hergekommen, um mein Gut zu verkaufen, und hänge nun von meinem Verwalter ab."

„Na, aber eigentlich sind Sie doch hierher gekommen, weil Sie dort Epidemien nach dem Kriege erwarteten?"

„N—nein, nicht nur darum," fuhr jetzt wieder, gut aufgelegt die Worte skandierend, Karmasinoff fort, durch das Zimmer zu spazieren, wobei er bei jedem Kehrt in der Ecke munter mit dem rechten Beinchen ausschritt. „Ich beabsichtige in der Tat so lange wie nur möglich zu leben," lächelte er spitz, „leider ist im russischen Herrenstand etwas, das den Menschen schnell verbraucht, in jeder Beziehung. Ich jedoch möchte mich so spät wie möglich verbrauchen und werde deshalb auch in Bälde endgültig ins Ausland übersiedeln. Das Klima ist dort weit besser und auch die Häuser sind aus Stein, alles ist fester. Für mich wird Europa noch ausreichen, glaube ich — was meinen Sie?"

„Wie soll ich das wissen!"

„Hm ... Wenn dort wirklich einmal Babylon kracht, und sein Fall wird groß sein — darin stimme ich vollkommen mit Ihnen überein, obgleich ich denke, daß es noch für meine Lebenszeit reichen wird — so ist in Rußland doch nichts vorhanden, das da zusammenstürzen könnte, im Verhältnis gesprochen. Bei uns werden keine Steine fallen, sondern alles wird sich in Schmutz auflösen. Das heilige Rußland kann am allerwenigsten irgend jemandem Widerstand leisten. Das einfache Volk hält sich noch irgendwie am russischen Gott; aber selbst

der russische Gott hat sich nach den letzten Erfahrungen als unzuverlässig erwiesen und sogar gegen die Bauern-reform hat er kaum standhalten können — jedenfalls hat er sehr gewankt. Und dazu kommen jetzt noch die Eisenbahnen, sehen Sie... Nein, an den russischen Gott glaube ich schon gar nicht."

„Und an den europäischen?"

„Ich glaube an keinen einzigen. Man hat mich bei der russischen Jugend verleumdet. Ich habe stets jede ihrer Handlungen nachfühlen können. Man hat mir auch diese Proklamationen gezeigt. Man sieht sie verständnislos an, denn die Form schreckt alle ab, doch sind sie alle von ihrer Macht überzeugt, wenn sie es auch selbst nicht mal wissen, daß sie überzeugt sind. Alle haben schon längst zugegeben, daß nichts da ist, wonach man greifen könnte. Ich bin schon allein deswegen von dem Erfolg dieser geheimnisvollen Propaganda überzeugt, weil Rußland jetzt vor allen anderen das einzige Land der ganzen Welt ist, in dem alles, ohne den geringsten Widerstand zu finden, geschehen kann. Ich verstehe nur zu gut, warum alle Russen, die ein wenn auch nur kleines Kapital haben, ins Ausland strömen — und von Jahr zu Jahr noch mehr und mehr. Hier ist es einfach der Instinkt. Wenn das Schiff untergehen muß, so sind es die Ratten, die zuerst auswandern. Das heilige Rußland ist ein hölzernes Land, ein bettelarmes und... gefährliches Land, ein Land der ruhmsüchtigen Bettler in seinen höheren Schichten, während die große Mehrzahl in kleinen Hütten auf Hühnerbeinen hockt. Es freut sich über jede Tat, bloß muß man sie auseinandersetzen, erklären. Nur die Regierung allein will sich noch

wehren, doch fuchtelt sie in der Dunkelheit mit dem Knüttel herum und trifft womöglich die eigenen Leute. Hier ist schon alles vorausbestimmt und verurteilt. Rußland hat, so, wie es jetzt ist, keine Zukunft. Ich bin Deutscher geworden und rechne mir das als Ehre an."

„Aber Sie fingen da über die Proklamationen an: sagen Sie ... wie denken Sie darüber?"

„Alle fürchten die Proklamationen, folglich sind sie mächtig. Sie beweisen offen den Betrug, und daß hier nichts mehr ist, nach dem man greifen könnte, auf das man sich stützen könnte. Sie sprechen laut, während alle schweigen. Das Besiegendste an ihnen ist — abgesehen von der Form — dieser bis jetzt unerhörte Mut, der Warheit gerade ins Antlitz zu sehen. Diese Fähigkeit, der Wahrheit gerade ins Antlitz zu sehen, haben einzig und allein nur die Russen. Nein, in Europa ist man nicht so: dort ist eine steinerne Herrschaft — etwas, auf das man sich tatsächlich stützen kann. So viel ich sehe und so viel wie ich urteilen kann, ist der ganze Kern der russischen revolutionären Idee — die Verneinung der Ehre. Es gefällt mir, daß das so mutig und furchtlos ausgedrückt wird, gewiß, es gefällt mir. Nein, in Europa begreift man noch nicht, daß man sich bei uns gerade darauf wirft. Dem Russen ist die Ehre nur eine überflüssige Last. Ja, und sie ist ihm immer eine Last gewesen, in seiner ganzen Geschichte. Mit dem ‚offenen Recht auf Unehre' kann man ihn am leichtesten verlocken. Ich gehöre ja noch zur alten Generation und, ich muß gestehen, bin noch für die Ehre, wenn auch vielleicht nur mehr aus Gewohnheit. Mir gefällt bloß die alte Form,

meinetwegen vielleicht wieder nur aus Kleinmut — aber man muß doch irgendwie sein Jahrhundert zu Ende leben."

Er brach plötzlich ab.

„Ich rede und rede," dachte er bei sich, „er aber schweigt und beobachtet mich. Er ist ja nur gekommen, damit ich an ihn die gerade Frage stelle. Gut, kann er haben."

„Julija Michailowna hat mich gebeten, einmal irgendwie auf schlaue Weise von Ihnen herauszubekommen, was das für eine Ueberraschung ist, die Sie zu übermorgen, zum Ball, vorbereiten?" fragte plötzlich Pjotr Stepanowitsch.

„Ja, das wird wirklich eine Ueberraschung sein; ich werde in der Tat in Erstaunen setzen," sagte Karmasinoff wichtig, „aber ich sage Ihnen das Geheimnis nicht."

Pjotr Stepanowitsch bestand weiter nicht darauf.

„Hier soll ein gewisser Schatoff leben," erkundigte sich plötzlich der „große Künstler", „und denken Sie nur, ich habe ihn noch nie gesehen."

„Sehr guter Mensch. Na — und?"

„Nur so, er spricht da über irgend etwas. Er ist es doch gewesen, der Stawrogin ins Gesicht geschlagen hat?"

„Ja."

„Und Stawrogin — wie denken Sie über den?"

„Ich weiß nicht ... irgend ein Wüstling."

Karmasinoff haßte Stawrogin, weil dieser es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, ihn überhaupt nicht zu beachten.

„Diesen Wüstling wird man wohl — wenn sich jemals das verwirklicht, was da die Proklamationen verkünden, — wahrscheinlich als ersten an einen Ast aufhängen," meinte Karmasinoff kichernd.

„Vielleicht schon früher," bemerkte plötzlich Pjotr Stepanowitsch.

„So gehört es sich auch," stimmte Karmasinoff bei.

„Das haben Sie schon einmal gesagt, wissen Sie noch, und ich habe es ihm wieder gesagt."

„Wie, haben Sie wirklich?" lachte Karmasinoff wieder auf.

„Ja. Er sagte darauf, daß, wenn man *ihn* an einen Ast hängen solle, es für *Sie* genügen würde, wenn man Ihnen einmal ordentlich Ruten gäbe, nicht etwa um der Ehre willen, sondern einfach, wie man so Ruten zu geben pflegt, ordentlich, wissen Sie, tüchtig!"

Pjotr Stepanowitsch nahm seinen Hut und erhob sich. Karmasinoff streckte ihm zum Abschiede beide Hände entgegen.

„Nun wie," kreischte er plötzlich mit honigsüßem Stimmchen und einer ganz besonderen Intonation und hielt ihn immer noch an beiden Händen, „— wie, wenn es nun einmal all dem bestimmt ist, sich zu verwirklichen ... all dem, was man da beabsichtigt, so ... wann könnte denn das geschehen?"

„Wie soll ich denn das wissen?" fragte Pjotr Stepanowitsch grob.

Sie sahen sich beide aufmerksam in die Augen.

„Zum Beispiel? Ungefähr?" flötete Karmasinoff noch süßer.

„Sie werden noch Zeit haben, das Gut zu verkaufen und sich selbst zu retten," sagte Pjotr Stepanowitsch.

Sie sahen sich noch aufmerksamer an.

Eine Minute lang schwiegen sie.

„Im nächsten Mai wird es beginnen und zum Oktober wird es beendet sein," sagte plötzlich Pjotr Stepanowitsch.

„Ich danke Ihnen aufrichtig," sang Karmasinoff mit eindringlichem Stimmchen und drückte ihm die Hände.

„Wirst noch Zeit haben, du Ratte, dich vom Schiff zu retten!" dachte Pjotr Stepanowitsch, als er fortging. „Aber wenn sich schon dieser ‚kolossale Verstand' so angelegentlich nach Tag und Stunde erkundigt und so ehrerbietig für die erhaltene Mitteilung dankt, so dürfen wir schon nicht mehr zweifeln," und er lachte lustig auf. „Hm ... Aber er ist doch nicht so dumm und ... im ganzen nichts als eine Wanderratte ... die wird nicht anzeigen."

Er ging schnell in die Bogojawlenskische Straße und ins Filippoffsche Haus.

VI

Pjotr Stepanowitsch ging zuerst zu Kirilloff. Der war wie gewöhnlich allein zu Haus und machte, mitten im Zimmer stehend, Gymnastik, d. h. er fuchtelte absonderlich mit den Armen über dem Kopf, wobei er die Beine weit auseinander gestellt hatte. Vor ihm lag ein großer Ball auf der Diele und vom Tisch war der Morgentee noch nicht abgeräumt. Pjotr Stepanowitsch blieb in der Tür erstaunt stehen.

„Sie sorgen aber einstweilen nicht wenig für Ihre Gesundheit," sagte er dann lustig und trat ins Zimmer. „Famoser Ball, das! Ei der Teufel, wie der springt! Auch zur Gymnastik?"

Kirilloff, der in Hemdsärmeln war, zog sich seinen Rock an.

„Ja, auch zur Gesundheit," sagte er trocken. „Setzen Sie sich."

„Ich bin nur auf einen Augenblick gekommen. Aber, na, setzen kann ich mich schon. Gesundheit hin, Gesundheit her, aber ich wollte nur an die Abmachung erinnern. Ihre Frist nähert sich ‚in gewissem Sinne' dem Ende."

„Was für Abmachung?"

„Wieso, was für Abmachung?" rief Pjotr Stepanowitsch. Er schien wirklich erschrocken zu sein.

„Das ist keine Abmachung und keine Pflicht, ich habe mich mit nichts gebunden, Sie irren sich."

„Hören Sie, das geht nicht so!" Pjotr Stepanowitsch sprang vom Stuhl auf.

„Eigener Wille."

„Wie, was?"

„Derselbe."

„Das heißt, wie soll man denn das verstehen? Bedeutet das, daß Sie noch denselben Willen haben?"

„Ja, das bedeutet. Nur Abmachung war nicht dabei und ist nie gewesen und ich habe mich mit nichts gebunden. War nur mein Wille und ist auch jetzt nur mein Wille." Kirilloff sprach heftig und schroff.

„Na, schön, meinetwegen auch Wille, wenn dieser Wille sich nur nicht verändert." Pjotr Stepanowitsch

setzte sich wieder, augenscheinlich befriedigt. „Sie ärgern sich über Worte. In der letzten Zeit sind Sie ja ganz besonders reizbar geworden. Darum habe ich es auch vermieden, Sie zu besuchen. War übrigens immer überzeugt, daß Sie nicht treulos sein würden."

„Ich liebe Sie nicht, aber Sie können fest überzeugt sein. Wenn ich auch Treue oder Untreue nicht anerkenne."

„Aber, wissen Sie, einstweilen," fuhr Pjotr Stepanowitsch wieder fort, „muß man vernünftig darüber reden, damit keine Mißverständnisse entstehen. Die ganze Sache verlangt eben Bestimmtheit. Sie aber machen mich wirklich stutzig. Darf ich sprechen?"

„Sprechen Sie," sagte Kirilloff, blickte ihn aber nicht an, sondern in die Ecke.

„Sie hatten schon längst beschlossen, sich das Leben zu nehmen ... das heißt, Sie hatten solch eine Idee. Habe ich mich so richtig ausgedrückt? Habe ich keinen Fehler gemacht?"

„Ich habe auch jetzt noch dieselbe Idee."

„Vorzüglich. Vergessen Sie aber nicht, daß niemand Sie dazu gezwungen hat."

„Fehlt noch! Wie dumm Sie sprechen!"

„Schon gut. Ich gebe zu, daß ich mich vielleicht sehr töricht ausgedrückt habe. Wäre ja auch zweifellos sehr dumm gewesen, dazu zwingen zu wollen. Ich fahre also fort: Sie waren ein Glied des Verbandes — noch zur Zeit der alten Organisation — und teilten damals noch einem anderen Gliede dieser Gesellschaft Ihre Ideen mit."

„Ich habe gar nicht mitgeteilt, ich habe einfach gesagt."

„Gut. Schön. Wäre ja auch lächerlich, sich ‚mitzuteilen', als ob es eine Beichte wäre! Sie haben also einfach gesagt ... na, und so ist es wunderschön."

„Nein, gar nicht wunderschön, denn Sie kamen so, Ihre Worte. Ich bin Ihnen gar keine Rechenschaft schuldig, ja, und meine Gedanken können Sie gar nicht verstehen. Ich will mir das Leben nehmen, darum, weil ich solch einen Gedanken habe, weil ich keine Angst mehr vor dem Tode haben will, weil ... weil Sie davon gar nichts zu wissen brauchen ... Was wollen Sie? Tee trinken? Er ist kalt. Warten Sie, ich werde Ihnen ein anderes Glas geben."

Pjotr Stepanowitsch hatte nach der Teekanne gegriffen und suchte ein leeres Glas. Kirilloff stand auf, ging zum Schrank und brachte ihm eine reine Tasse.

„Ich habe soeben bei Karmasinoff gefrühstückt," bemerkte der Gast, „darauf hörte ich zu, wie er redete und bekam es heiß ... lief hierher — habe jetzt schrecklichen Durst."

„Trinken Sie. Kalter Tee ist gut."

Kirilloff setzte sich wieder und blickte von neuem in die Ecke.

„In der Gesellschaft entstand der Gedanke," fuhr er mit derselben Stimme fort, „daß ich damit nützlich sein kann, wenn ich mich töte und daß, wenn Sie hier vieles gemacht haben und man wird die Schuldigen suchen, so erschieße ich mich plötzlich und hinterlasse einen Brief, daß ich alles getan habe, so daß man Sie nicht in Verdacht bringen kann."

„Wenn auch nur ein paar Tage lang nicht. Hier ist ja jede Stunde teuer!"

„Gut. So sagte man mir, daß ich, wenn ich will, warten soll. Ich sagte, ich werde warten, bis man mir die Frist von der Gesellschaft aus sagt, weil mir doch alles gleich ist."

„Ja, aber vergessen Sie nicht, Sie verpflichteten sich noch, diesen letzten Todesbrief nicht anders als in meiner Gegenwart zu schreiben — und, daß Sie, nachdem Sie in Rußland angekommen, in meiner, ... na, mit einem Wort, zu meiner Verfügung stehen, das heißt, versteht sich, nur in dieser einen Beziehung ... In allen anderen sind Sie natürlich vollkommen frei," fügte Pjotr Stepanowitsch rasch hinzu.

„Ich habe mich nicht verpflichtet, war nur einverstanden, weil es mir einerlei ist."

„Vorzüglich, vorzüglich, ich habe nicht die geringste Absicht, Ihre Eigenliebe zu verletzen, aber ..."

„Hier ist gar keine Eigenliebe."

„Aber vergessen Sie nicht, daß man Ihnen hundertzwanzig Rubel zur Reise gegeben hat, also haben Sie Geld genommen."

„Gar nicht," fuhr Kirilloff auf, „das Geld war gar nicht dafür! Das tut man nicht für Geld."

„Zuweilen tut man es doch."

„Sie lügen! Ich habe brieflich aus Petersburg gemeldet, und in Petersburg habe ich Ihnen hundertzwanzig Rubel bezahlt, Ihnen in die Hand ... und die sind dorthin zurückgeschickt, wenn Sie sie nicht behalten haben."

„Gut, gut, ich will nicht widersprechen, sind abge-

schickt. Die Hauptsache ist ja, daß Sie noch dieselben Gedanken haben, wie früher."

„Dieselben. Wenn Sie kommen und sagen: ‚jetzt', dann werde ich alles erfüllen. Wird es sehr bald?"

„Nicht mehr so lange ... Aber, behalten Sie, den Brief schreiben wir zusammen, in derselben Nacht."

„Meinetwegen auch am Tage. Sie sagten, ich muß die Proklamationen auf mich nehmen?"

„Und noch einiges."

„Ich nehme nicht alles auf mich."

„Was werden Sie denn nicht auf sich nehmen?" erschrak Pjotr Stepanowitsch wieder.

„Das, was ich nicht will. Genug jetzt. Ich mag nicht mehr davon sprechen."

Pjotr Stepanowitsch bezwang sich und änderte das Gespräch.

„Ich rede jetzt von was anderem," schickte er voraus, „werden Sie heute Abend zu den Unsrigen kommen? Wirginski feiert seinen Geburtstag und unter diesem Vorwand versammelt man sich."

„Nein, ich will nicht."

„Na, seien Sie schon so liebenswürdig und kommen Sie. Es ist unbedingt nötig. Man muß mit der Zahl und der Art der Anwesenden Eindruck machen ... Sie aber haben so ein Gesicht ... na, mit einem Wort, Sie haben ein fatales Gesicht."

„Sie finden?" Kirilloff lachte. „Gut, ich komme, aber nicht wegen des Gesichtes. Wann?"

„O, vielleicht schon etwas früher! um halb sieben! Und, wissen Sie, Sie können hereinkommen, sich setzen und mit keinem einzigen ein Wort sprechen, wie viel da

auch sein mögen. Doch noch eines! Hören Sie, vergessen Sie nicht, ein Blatt Papier und eine Bleifeder mitzunehmen."

„Wozu das?"

„Aber Ihnen ist es doch einerlei, und das ist meine besondere Bitte. Sie werden also nur sitzen, mit niemandem sprechen, zuhören und hin und wieder wie Notizen machen, na — zeichnen Sie meinetwegen."

„Welch ein Unsinn, wozu?"

„Aber wenn es Ihnen doch ganz egal ist? Sie sagen doch selbst immer, daß Ihnen alles egal ist."

„Nein, wozu?"

„Na, weil das Haupt des Bundes, der Zentral-Revisor aus Moskau, kommen soll. Ich habe bereits erzählt, daß er kommen wird. Sie werden dann denken, daß Sie dieser Revisor sind. Und da Sie schon drei Wochen hier sind, so wird man sich noch mehr wundern."

„Albernheiten. Der Bund hat ja überhaupt keinen Zentral-Revisor aus Moskau ..."

„Na, meinetwegen nicht, hol ihn der Teufel, was macht denn Ihnen das aus, ob er ihn hat oder nicht hat?"

„Sagen Sie ihnen meinetwegen, daß ich der Revisor bin, ich werde sitzen und schweigen, aber Papier und Bleifeder will ich nicht."

„Ja, warum denn nicht?"

„Will nicht."

Pjotr Stepanowitsch ärgerte sich dermaßen, daß er ganz fahl im Gesicht wurde, doch bezwang er sich wieder und nahm seinen Hut.

„Ist d e r bei Ihnen?" fragte er plötzlich leise.

„Bei mir.“

„Das ist gut. Ich werde ihn bald wieder fortschaffen, beunruhigen Sie sich nicht.“

„Ich beunruhige mich gar nicht. Er schläft nur hier. Die Alte ist im Krankenhaus, die Schwiegertochter ist gestorben; ich bin zwei Tage allein. Ich habe ihm eine Stelle im Zaun gezeigt, wo er ein Brett herausnehmen kann; er kriecht durch, niemand sieht.“

„Ich werde ihn schon bald nehmen.“

„Er sagte, daß er viele Stellen hat, wo er übernachten kann.“

„Er lügt; man sucht ihn; hier aber ist es noch unverdächtig. Lassen Sie sich denn mit ihm in Gespräche ein?“

„Ja, die ganze Nacht. Er schimpft sehr über Sie. Ich lese ihm in der Nacht die Apokalypse vor, und Tee. Er hört sehr zu, sehr, die ganze Nacht.“

„Zum Teufel, Sie bekehren ihn mir noch zum Christentum!“

„Er ist so wie so Christ. Seien Sie ruhig, er wird schon erstechen. Wen wollen Sie ermorden lassen?“

„Nein, ich habe ihn nicht deshalb: er ist für einen anderen . . Aber Schatoff, weiß der etwas von Fedjka?“

„Ich spreche nichts mit Schatoff, ja, und sehe ihn auch gar nicht.“

„Aergert er sich?“

„Nein, wir ärgern uns nicht, wir wenden uns nur ab. Haben zu lange in Amerika zusammen gelegen.“

„Ich werde jetzt gleich zu ihm gehen.“

„Wie Sie wollen.“

„Vielleicht komme ich mit Stawrogin von dort zu Ihnen, so um zehn Uhr."

„Kommen Sie."

„Ich muß über Wichtiges mit ihm sprechen. Wissen Sie was, schenken Sie mir Ihren Ball — wozu brauchen Sie ihn jetzt noch? Ich will ihn gleichfalls zur Gymnastik. Uebrigens, ich werde ihn bezahlen."

„Nehmen Sie ihn so."

Pjotr Stepanowitsch steckte den Ball in die hintere Rocktasche.

„Aber ich gebe Ihnen nichts gegen Stawrogin," murmelte Kirilloff plötzlich, indem er den Gast hinaus ließ.

Der sah ihn erstaunt an, doch sagte er nichts.

Die letzten Worte Kirilloffs verwirrten Pjotr Stepanowitsch nicht wenig: er begriff sie noch nicht ganz. Auf der Treppe zu Schatoff strengte er sich an, sein unzufriedenes Gesicht in ein freundliches zu verwandeln. Schatoff war zu Haus und lag, weil er sich nicht wohl fühlte, auf dem Bett, war aber vollkommen angekleidet.

„Das hieße aber Pech haben!" rief Pjotr Stepanowitsch von der Tür aus. „Sind Sie etwa wirklich krank?"

Der liebenswürdige Ausdruck seines Gesichts verschwand plötzlich: etwas Böses blitzte in seinen Augen.

„Durchaus nicht," rief Schatoff, nervös aufspringend. „Ich habe nur ein wenig Kopfschmerzen." Er war befangen, denn das plötzliche Erscheinen gerade dieses Menschen hatte ihn erschreckt.

„Ich bin in einer Angelegenheit zu Ihnen gekommen,

die zu Kranksein nicht paßt," begann Pjotr Stepanowitsch schnell. „Erlauben Sie, daß ich mich setze," — er setzte sich auf einen Stuhl — „und Sie, legen Sie sich mal wieder auf Ihr Bett. Heute werden sich die Unsrigen bei Wirginski versammeln, er feiert seinen Geburtstag, und das wird als Vorwand dienen. Uebrigens, es sind auch schon Maßregeln ergriffen, daß es keine andere Wendung nimmt. Ich werde mit Nicolai Stawrogin hinkommen. Sie würde ich jetzt nicht dorthin ziehen, da ich ja Ihre jetzigen Anschauungen kenne... das heißt, in dem Sinne — um Sie nicht zu reizen, und nicht weil wir etwa von Ihnen angezeigt zu werden fürchten. Aber leider hat es sich so gemacht, daß Sie hinkommen müssen. Sie werden dort dieselben treffen, mit denen wir dann endgültig beraten können, wie es für Sie möglich ist, den Verband zu verlassen... und wenn Sie das abgeben wollen, was Sie haben. Wir werden es ganz unauffällig tun: ich werde Sie so in eine Ecke führen, denn es sind dort viele Menschen, die nichts davon zu wissen brauchen. Ich muß gestehen, ich habe Ihretwegen meine Zunge gehörig anstrengen müssen, glaube aber, daß sie jetzt vollkommen einverstanden sind, versteht sich, mit der Bedingung, daß Sie die Druckmaschine und alle Papiere abliefern. Dann sind Sie frei und können gehen, wohin Sie wollen."

Schatoff hörte ihm finster zu. Seine erste nervöse Aufregung hatte ihn schon ganz verlassen.

„Ich erkenne diese Pflicht, weiß der Teufel wem da Rechenschaft geben zu müssen, nicht an," sagte er schroff. „Niemand kann mich ‚frei lassen'."

„Das ist doch wohl nicht ganz so. Man hat Ihnen

vieles anvertraut., Sie hatten nicht das Recht, so abzubrechen. Und schließlich haben Sie sich niemals klar darüber ausgedrückt."

„Als ich hierher kam, habe ich es Ihnen klar und deutlich geschrieben."

„Nein, nicht klar und deutlich," bestritt Pjotr Stepanowitsch ruhig. „Ich schickte Ihnen zum Beispiel die ‚helle Persönlichkeit', damit Sie das Gedicht drucken und die Exemplare hier irgendwo bei sich bis zur Abverlangung aufbewahren sollten — dazu noch zwei Proklamationen. Sie schickten alles mit einem zweideutigen Brief zurück, der eigentlich nichts sagte."

„Ich habe mich offen und ehrlich geweigert, es zu drucken."

„Nein, nicht offen. Sie schrieben: ‚ich kann nicht', aber Sie sagten nicht, warum Sie nicht können. ‚Ich kann nicht' heißt nicht ‚ich will nicht'. Man konnte also denken, daß Sie einfach aus materiellen Gründen nicht können. So hat man es denn auch aufgefaßt, — daß Sie immerhin einverstanden sind, in dem Verbande zu bleiben und man Ihnen wieder etwas anvertrauen kann, also sich eventuell selbst kompromittieren. Einige sagen, daß Sie einfach betrügen wollten, um sofort zu denunzieren, sobald Sie irgend eine wichtigere Mitteilung erhalten haben. Ich habe Sie natürlich verteidigt, wie ich nur konnte, und zeigte Ihre briefliche Antwort vor, die zwei Zeilen, wie ein Dokument zu Ihrer Rechtfertigung. Aber ich mußte selbst zugeben, nachdem ich den Brief nochmals gelesen, daß er nicht klar ist und leicht irre leiten kann."

„Sie haben diesen Brief so sorgfältig verwahrt?"

„Das hat weiter nichts zu sagen, daß er sich noch erhalten hat. Ich habe ihn auch jetzt bei mir."

„Eh, machen Sie doch damit, was Sie wollen, zum Teufel!..." schrie Schatoff zornig auf. „Mögen die Esel meinetwegen glauben, daß ich denunziert habe, was geht das mich an! Ich möchte bloß sehen, was sie mir anhaben können!"

„Man würde Sie sich notieren und beim ersten Erfolg der Revolution aufhängen."

„Dann, wenn Ihr die Macht ergriffen und — Rußland besiegt habt?"

„Lachen Sie nicht! Ich wiederhole, daß ich Sie verteidigt habe. Aber wie dem auch sei, ich würde Ihnen doch raten, heute hinzukommen. Wozu so viele unnütze Worte — aus irgend einem falschen Stolz? Ist es nicht besser, friedlich auseinander zu gehen? Jedenfalls werden Sie doch die Papiere, das Gestell und die alten Buchstaben abgeben müssen, und darüber wollen wir ja gerade sprechen."

„Ich werde kommen," brummte Schatoff endlich, nachdenklich den Kopf gesenkt.

Pjotr Stepanowitsch beobachtete ihn heimlich von seinem Platz aus.

„Wird Stawrogin dort sein?" fragte Schatoff plötzlich und erhob den Kopf.

„Bestimmt."

„Ha—ha!"

Wieder schwiegen sie. Zuweilen lächelte Schatoff verächtlich.

„Und diese Ihre gemeine ‚helle Persönlichkeit', die ich hier nicht drucken wollte — ist die jetzt gedruckt?"

„Ja, sie ist gedruckt.“

„Gymnasistoff versichert, daß Herzen sie Ihnen persönlich ins Album geschrieben haben soll?“

„Ja, Herzen persönlich.“

Wieder schwiegen sie eine lange Zeit. Endlich stand Schatoff auf.

„Gehen Sie fort, ich will nicht mit Ihnen zusammensitzen.“

„Gehe schon,“ sagte fast freudig Pjotr Stepanowitsch und erhob sich schnell. „Nur noch ein Wort: Kirilloff scheint jetzt ganz allein im Flügel zu wohnen, ohne Aufwartefrau?“

„Ganz allein. Gehen Sie, ich kann nicht länger mit Ihnen in einem Zimmer bleiben.“

„Na, du bist ja jetzt vorzüglich!“ dachte Pjotr Stepanowitsch heiter, als er fortging. „Wirst ja heute Abend gut sein, und so brauch ich dich gerade, besser könnte ich's gar nicht wünschen, gar nicht wünschen! Der russische Gott hilft sogar noch selber!“

VII

Wahrscheinlich war ihm an diesem Tage alles gelungen, denn auf seinem Gesicht drückte sich volle Selbstzufriedenheit aus, als er am Abend um sechs Uhr bei Nicolai Stawrogin erschien. Man ließ ihn jedoch nicht sofort vor: — Stawrogin hatte sich gerade mit Mawrikij Nicolajewitsch in sein Arbeitszimmer zurückgezogen. Das nun gefiel Pjotr Stepanowitsch äußerst wenig und bereitete ihm Sorge. Er setzte sich im Nebenzimmer hin, um den Gast beim Herauskommen sehen zu können.

Das Gespräch der beiden konnte er hören, doch die Worte ließen sich nicht unterscheiden. Der Besuch Drosdoffs dauerte nicht lange: alsbald hörte man das Geräusch von fortgeschobenen Stühlen, eine laute Stimme und dann öffnete sich auch schon die Tür. Mawrikij Nicolajewitsch trat mit bleichem Gesicht heraus und ging schnell an Pjotr Stepanowitsch vorüber, ohne ihn zu bemerken. Dieser lief sofort ins Arbeitszimmer.

Die Erzählung des kurzen Wiedersehens zwischen Stawrogin und Lisas Vetter kann ich nicht umgehen: es war das Wiedersehen zweier „Gegner", das bei diesen zugespitzten Verhältnissen beinahe unmöglich schien, aber doch stattfand.

Nicolai Wszewolodowitsch hatte sich nach dem Essen auf den großen, schweren Diwan gelegt und war halb eingeschlummert, als plötzlich Alexei Jegorowitsch eintrat und den unerwarteten Besuch meldete. Dieser Name erschreckte ihn dermaßen, daß er aufsprang und das Vernommene zuerst gar nicht glauben wollte. Dann aber legte sich ein Lächeln um seine Lippen — das Lächeln hochmütigen Triumphes und zu gleicher Zeit doch wieder ungläubiger Verwunderung. Den eintretenden Mawrikij Nicolajewitsch, schien es, frappierte der Ausdruck dieses Lächelns, wenigstens blieb er plötzlich mitten im Zimmer stehen, als sei er unentschlossen — sollte er nun weitergehen, oder umkehren? Doch Stawrogins Miene hatte sich bereits wieder verändert und er trat dem anderen sogar entgegen. Mawrikij Nicolajewitsch übersah freilich die entgegengestreckte Hand, zog einen Stuhl heran und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, noch bevor ihn Stawrogin dazu aufgefordert. Dieser

ließ sich darauf, ihm gegenüber, wieder auf dem Diwan nieder, betrachtete aufmerksam Mawrikij Nicolajewitsch, schwieg und wartete.

„Wenn es Ihnen möglich ist, so heiraten Sie Lisaweta Nicolajewna,“ sagte plötzlich Mawrikij Nicolajewitsch, und zwar so, daß man nicht recht wußte: war es nur eine Bitte, eine Empfehlung, eine Abtretung, oder ein Befehl.

Stawrogin fuhr fort zu schweigen. Doch Drosdoff schien schon alles gesagt zu haben, was er sagen wollte, und sah jetzt, in Erwartung einer Antwort, starr vor sich hin.

„Wenn ich mich nicht irre, was, glaube ich, jetzt ausgeschlossen scheint, so ist Lisawetta Nicolajewna schon mit I h n e n verlobt,“ sagte Stawrogin endlich.

„Ja, sie hat sich mit mir verlobt,“ bestätigte fest und deutlich Mawrikij Nicolajewitsch.

„So, — so ... haben Sie sich gezankt? ... Verzeihen Sie, Mawrikij Nicolajewitsch —“

„Nein, sie ‚liebt und achtet‘ mich, nach ihren eigenen Worten, und ihre Worte gehen mir über alles.“

„Daran läßt sich nicht zweifeln.“

„Aber, wissen Sie, selbst wenn sie mit mir schon in der Kirche vor dem Altar steht und Sie sie rufen, so wird sie mich und alle verlassen und zu Ihnen gehen.“

„Von dem Altar fort?“

„Ja, von dem Altar fort.“

„Täuschen Sie sich nicht?“

„Nein. Unter ihrem Haß, dem aufrichtigsten und stärksten Haß, den sie für Sie empfindet, lodert doch jeden Augenblick ihre Liebe hervor, und ... ihr Wahn-

sinn ... die größte, die grenzenloseste Liebe und — Wahnsinn! Anderseits aber, aus der Liebe, die sie für mich empfindet, gleichfalls aufrichtig empfindet, bricht immer und immer wieder der Haß — der allergrößte Haß hervor. Ich hätte mir früher nie alle diese stündlichen ... Metamorphosen vorstellen können."

„Mich wundert nur, wie Sie so einfach über Lisaweta Nicolajewnas Hand verfügen können? Haben Sie ein Recht dazu? Oder hat sie Sie etwa bevollmächtigt?"

Mawrikij Nicolajewitschs Gesicht verfinsterte sich und er senkte auf einen Augenblick den Kopf.

„Wozu diese Phrasen?" fragte er plötzlich. „Das sind doch rachsüchtige Worte von Ihnen! Ich bin überzeugt, daß Sie das Nichtausgesprochene sehr wohl verstehen! Ist das noch zu wenig Genugtuung für Sie? Soll man denn noch den Punkt aufs i setzen? Meinetwegen, ich werde noch den Punkt setzen, wenn Sie meine Erniedrigung nötig haben. Vernehmen Sie also: ein Recht habe ich nicht zu dem, was ich hier tue, und eine Bevollmächtigung gar — die dürfte wohl eo ipso ausgeschlossen sein. Nein, Lisaweta Nicolajewna weiß nichts davon. Ihr ... ihr Verlobter aber hat die Besinnung verloren und ist fürs Irrenhaus reif und obendrein — obendrein kommt er noch selbst und teilt es Ihnen mit. In der ganzen Welt sind es nur Sie allein, der Lisa wirklich glücklich machen kann! Und nur ich allein, der sie ins Unglück stürzen kann! Sie wollen sie niemandem abtreten, Sie verfolgen sie, aber — ich weiß nicht warum — Sie heiraten sie nicht. Liegt hier ein Mißverständnis vor, das vielleicht schon im Auslande entstanden ist, und muß man, um es beilegen zu

können, etwa — mich aus dem Leben streichen ... so tun Sie es! Sie ist zu unglücklich, und das kann ich nicht mehr ertragen. Was ich sage, soll Ihnen nichts vorschreiben, und darum kann auch Ihre Eigenliebe gar nicht verletzt sein. Wenn Sie meinen Platz am Altar einnehmen wollten, so könnten Sie das ohne jegliche ‚Erlaubnis' meinerseits tun, und ich hätte es mir sparen können, so zu Ihnen zu kommen. Um so mehr, als unsere Hochzeit nach meiner jetzigen Handlungsweise doch so wie so unmöglich geworden ist. Ich kann sie doch nicht mehr zum Altar führen, nachdem ich hier so gehandelt, so gemein gehandelt habe. Denn das, was ich hier tue, daß ich sie Ihnen, vielleicht ihrem schlimmsten Feinde, einfach übergebe, ist meiner Meinung nach solch eine Gemeinheit, ... die ich selbstverständlich nicht werde ... ertragen können."

„Sie werden sich also erschießen, wenn man uns traut?"

„Nein, viel später. Warum soll ich mit meinem Blut ihren Hochzeitsschleier beflecken? Vielleicht werde ich mich auch nicht erschießen, weder jetzt, noch später."

„Wenn Sie so sprechen, wollen Sie mich wahrscheinlich beruhigen?"

„Sie? Was liegt Ihnen wohl an einem Tropfen mehr verspritzten Blutes?" fragte er, und seine Augen erglänzten. Sie schwiegen beide eine Zeitlang.

„Verzeihen Sie mir, bitte, die an Sie gestellten Fragen," begann Stawrogin von neuem. „Zu einigen hatte ich durchaus kein Recht, doch zu einer habe ich, glaube ich, um so mehr Recht: sagen Sie mir, was ließ Sie eigentlich so über mich und meine Stellung, — mein

Gefühl zu Lisaweta Nicolajewna urteilen? Ich meine, daß Sie so überzeugt waren, zu mir kommen zu können ... und solch einen Antrag zu wagen?"

„Wie?" Mawrikij Nicolajewitsch zuckte zusammen. „— Haben Sie denn nicht angehalten? bewerben Sie sich denn auch jetzt nicht und wollen Sie es auch später nicht tun?"

„Ueber meine Gefühle zu dieser oder jener Frau kann ich nicht laut zu jemand sprechen, zu wem es auch sei, außer zu dieser Frau selbst. Verzeihen Sie, aber das ist nun einmal so. Doch dafür werde ich Ihnen die ganze übrige Wahrheit sagen: ich bin bereits verheiratet und schon deshalb ist es mir ganz unmöglich, mich zu ‚bewerben'!"

Mawrikij Nicolajewitsch fuhr zurück und starrte Stawrogin sprachlos an.

„Glauben Sie mir, das ... das habe ich wirklich nicht gedacht," murmelte er endlich. „Sie sagten an jenem Morgen, daß Sie nicht verheiratet seien ... und so glaubte ich denn auch, Sie wären wirklich unverheiratet."

Er wurde totenblaß. Plötzlich schlug er mit der Faust aus aller Kraft auf den Tisch.

„Wenn Sie nach solch einem Bekenntnis Lisaweta Nicolajewna nicht in Ruhe lassen und sie ins Unglück bringen, so schlage ich Sie tot, wie einen Hund hinterm Zaun!"

Damit sprang er auf und verließ das Zimmer. Pjotr Stepanowitsch trat schnell ein.

„Ah, das sind Sie!" lachte Stawrogin laut auf —

lachte, wie es schien, nur über das neugierige Gesicht Pjotr Stepanowitschs.

„Haben wieder mal an der Tür gehorcht? Uebrigens, warum sind Sie denn jetzt gekommen? Richtig! ich habe Ihnen, wenn ich mich nicht täusche, etwas versprochen ... Ah, ba! Ich weiß schon: zu den ‚Unsrigen‘! Gehen wir also, freut mich sehr, nichts hätten Sie sich Besseres für diesen Augenblick ausdenken können."

Er nahm seinen Hut und beide verließen das Haus.

„Sie lachen schon im voraus über die ‚Unserigen‘?" fragte Pjotr Stepanowitsch, indem er bald versuchte, neben seinem Begleiter auf dem schmalen Trottoir zu gehen, bald wiederum auf der schmutzigen Fahrstraße lief, denn Stawrogin bemerkte es nicht, daß er allein in der Mitte des Trottoirs ging und niemandem mehr neben sich Platz ließ.

„Ich lache durchaus nicht," antwortete Nicolai Wszewolodowitsch, gut aufgelegt. „Ich bin im Gegenteil überzeugt, daß dort bei Ihnen die allerernstesten Menschen sein werden."

„‚Die finsteren Dummköpfe‘, wie Sie sich einmal auszudrücken geruhten."

„Es gibt nichts Lustigeres, als eine gewisse Sorte dieser finsteren Dummköpfe."

„Ah, Sie denken an Mawrikij Nicolajewitsch! Bin überzeugt, daß er zu Ihnen gekommen war, um seine Braut abzutreten — wie? Das habe ich ihm indirekt eingeblasen, wenn Sie es wissen wollen! Und wenn er nicht abtreten will, so nehmen wir selber — wie?"

Pjotr Stepanowitsch wußte natürlich, was er wagte, wenn er sich solche Reden erlaubte; doch lieber wagte er

schon alles, als daß er die Ungewißheit noch länger ertrug.

„Und Sie beabsichtigen immer noch, mir zu helfen?" fragte Stawrogin lachend.

„Sobald Sie rufen. Aber wissen Sie auch, daß es einen anderen, besseren Weg gibt?"

„Ich kenne Ihren Weg."

„Nun, nein, das ist vorläufig noch ein Geheimnis. Nur vergessen Sie nicht, daß das Geheimnis Geld kostet."

„Ich weiß auch, wieviel es kostet," brummte Stawrogin vor sich hin, nahm sich aber sofort zusammen und verstummte.

„Wie viel? Was sagten Sie?" fuhr Pjotr Stepanowitsch auf.

„Ich sagte: zum Teufel mit Ihnen samt dem Geheimnis. Sagen Sie mir lieber, wer dort sein wird. Ich weiß, daß wir zum Geburtstag gehen, aber wen wird man da eigentlich sehen?"

„Oh, allerlei Sorte! Sogar Kirilloff."

„Alles Mitglieder von Verbänden?"

„Zum Teufel, Sie beeilen sich aber! Hier hat sich noch nicht mal ein einziger Verband gebildet."

„Wie haben Sie denn so viel Proklamationen verbreiten können?"

„Dort werden im ganzen nur vier Mitglieder des Verbandes sein. Die übrigen bespionieren sich mittlerweile um die Wette, und teilen mir alles mit. Wirklich zuverlässiges, hoffnungsvolles Volk! Alles Material, das man organisieren muß und dann — mache, daß du fortkommst! Aber Sie haben ja selbst unser Gesetzbuch geschrieben, wozu Ihnen da noch erklären."

„Es geht wohl schwer? Das Glück versagt wohl?"

„Es geht, wie man es besser gar nicht wünschen kann. Vor allem wirkt großartig die Montur. Mächtigeres als das gibt es überhaupt nicht. Ich denke mir absichtlich Titel und Posten aus: habe da Sekretäre, geheime Kundschafter, Vorsitzende, Registratoren, ihre Gehilfen — das gefällt ungemein. Darauf, die zweite Kraft, — die Sentimentalität, versteht sich. Wissen Sie, der Sozialismus verbreitet sich bei uns hauptsächlich wegen der Sentimentalität der Leute. Nur eines ist hier ein wahrer Jammer — das sind diese beißenden Offiziere. Nach der Sentimentalität kommen die echten Spitzbuben. Na, das ist schon ein guter Schlag, zuweilen ungemein vorteilhaft, doch muß man auf sie viel Zeit vergeuden: verlangen ununterbrochene Aufsicht. Na, und dann natürlich die Hauptkraft — der Kitt, der alles zusammenhält — das ist die Schande, eine eigene Meinung zu haben. Nun — ich sage Ihnen, das ist aber schon eine wirkliche Macht! Nicht eine einzige M e i n u n g in einem einzigen Kopf! So was halten sie beinahe für 'ne Schande! Und doch: gerade mit solchen ist der Erfolg nur möglich. Ich sage Ihnen, sie gehen mir durchs Feuer — man muß ihnen nur sagen, daß sie nicht genügend liberal sind. Die Esel werfen mir übrigens vor, daß ich sie alle mit einem Zentralkomitee und ‚zahllosen Verzweigungen' beschwindelt haben soll. Sie selbst haben es ja auch einmal getan — aber wie kann denn hier von beschwindeln die Rede sein? Das Zentralkomitee sind — ich und Sie... und an Verzweigungen werden so viel vorhanden sein, wie man sich nur wünscht."

„Und alles solches Pack!"

„Nur Material. Auch die werden uns zu statten kommen."

„Sie rechnen noch immer auf mich?"

„Sie sind der Führer, Sie sind die Kraft. Ich werde nur an Ihrer Seite sein, meinetwegen als Sekretär. Wissen Sie, wir setzen uns in die Barke und die Ruder sind aus Eichenholz und die Segel sind aus Seidenzeug, und außerdem sitzt da die schöne Braut, die lichte Lisaweta Nicolajewna ... oder wie da das Volk singt, na, da zum Henker ..."

„Und stolpern dabei," lachte Stawrogin. „Das ist Märchen, aber keine Wirklichkeit. Sie rechnen ja an den Fingern ab, aus welchen Kräften sich die Kreise zusammensetzen! Beamtengeist und Sentimentalität — weiter nichts! Ist ja meinetwegen auch ein guter Kleister, aber es gibt bekanntlich einen noch weit besseren: bereden Sie mal vier Mitglieder, dem fünften den Garaus zu machen, unter dem Vorwand, daß er denunzieren wird, und Sie binden sie alle mit dem vergossenen Blut wie mit einem Strick zusammen. Sie werden Ihre Sklaven und wagen nie mehr, widerspenstig zu sein oder Abrechnungen zu verlangen. Ha—ha—ha—ha—ha!"

„Einstweilen — du ... du wirst mir diese Worte bezahlen müssen," dachte Pjotr Stepanowitsch — „und noch heute Abend."

Inzwischen waren sie schon fast bei dem Wirginskischen Hause angelangt.

„Sie haben mich natürlich als irgend ein großes Tier hingestellt — mit Beziehungen zur

Internationale, und als Zentral-Revisor?“ fragte plötzlich Stawrogin.

„Nein, nicht als Zentral-Revisor; das wird ein anderer sein! Aber Sie sind der Fundator, der Anordner aus dem Auslande, der die wichtigsten Geheimnisse kennt — das ist Ihre Rolle. Sie werden natürlich reden?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Sie sind jetzt verpflichtet, zu reden.“

Stawrogin blieb vor Verwunderung mitten auf der Straße stehen, nicht weit von einer Laterne. Pjotr Stepanowitsch hielt frech und ruhig seinen Blick aus. Stawrogin spuckte und ging weiter.

„Werden Sie auch reden?“ fragte er plötzlich Pjotr Stepanowitsch. „Der Teufel soll Sie!... Sie geben mir wirklich eine Idee!“

„Was für eine?“ Pjotr Stepanowitsch sprang sofort vor.

„Ich werde dort meinetwegen reden, aber dafür werde ich Sie dann nachher durchprügeln und wissen Sie — gehörig, ordentlich!“

„Bei der Gelegenheit: ich habe vorhin Karmasinoff gesagt, Sie hätten einmal über ihn geäußert, daß man ihm kräftig Ruten geben müßte, und zwar nicht um der Ehre willen, sondern einfach — feste, tüchtig!“

„Aber das habe ich doch nie gesagt, ha—ha—ha!“

„Macht nichts. Se non e vero.“

„Nun, danke aufrichtig.“

„Wissen Sie, was dieser Karmasinoff noch sagt: daß unsere Lehre im Grunde genommen die Verneinung der Ehre ist, und daß man mit offenem Recht auf Un-

ehre am allerleichtesten einen Russen zu sich ziehen kann.“

„Aber das sind ja ausgezeichnete Worte! Ganz ausgezeichnete Worte!“ rief Stawrogin. „Er hat wirklich den Nagel gerade auf den Kopf getroffen! Das Recht auf Unehre, — ja, dann laufen ja alle zu uns über, kein einziger bleibt dort! Uebrigens hören Sie, Werchowenski, sind Sie nicht vielleicht von der — höheren Polizei?“

„Wer solche Fragen im Sinne hat, der spricht sie nicht aus.“

„Verstehe, aber wir sind ja unter uns.“

„Nein, vorläufig noch nicht von der höheren Polizei. Genug davon, wir sind schon angekommen. Komponieren Sie mal Ihre Physiognomie, Stawrogin. Ich tue das jedesmal, wenn ich zu diesen eintrete. Nur etwas mehr Finsterheit, und das ist alles. Weiter braucht man nichts. Sehr einfache Sache.“

Elftes Kapitel.

Bei den Unsrigen.

I

Wirginski wohnte in seinem eigenen Hause, oder richtiger, in dem seiner Frau. Es war ein einstöckiges Holzgebäude, das sonst keine anderen Mieter hatte. Unter dem Vorwande, daß der Hausherr seinen Geburtstag feiern wollte, versammelten sich an diesem Abend bei ihm ungefähr fünfzehn Gäste, doch glich die kleine Abendgesellschaft sehr wenig den bei uns in der Provinz üblichen „Geburtstags“gesellschaften. Das Ehepaar Wirginski war schon gleich zu Anfang seiner Ehe darin übereingekommen, daß „Geburtstage feiern“ furchtbar dumm sei: es sei doch an solchen Tagen durchaus kein Grund vorhanden, sich besonders zu freuen! Und da sie diesen Grundsatz schließlich auch auf alle anderen Festlichkeiten übertrugen, so war es ihnen allmählich gelungen, sich von jeglichem Verkehr zurückzuziehen. Wirginski kam zudem den Leuten wirklich nur wie ein Sonderling vor, der bloß die Einsamkeit liebte und zum Ueberfluß noch „anmaßend“ war — warum „anmaßend“, das weiß ich allerdings nicht. Frau Wirginski aber stand, da sie Hebamme war, gesellschaftlich so wie so sehr niedrig — wozu dann noch ihr unverzeihlich offenes und dummes Verhältnis zu dem „Hauptmann“ Lebädkin

hinzukam, das sie eigentlich nur „aus Prinzip" begonnen hatte. Seitdem dies Verhältnis bekannt geworden, wandten sich selbst unsere nachsichtigsten Damen mit deutlicher Verachtung von ihr ab. Frau Wirginskaja aber tat noch, als hätte sie gerade das nötig und wünschte es so. Bemerkenswert ist jedoch, daß dieselben strengen Frauen sich in gewissen Umständen nur und ausschließlich an sie wandten, obgleich wir noch drei andere Hebammen in der Stadt hatten. Man schickte sogar aus den Kreisstädten nach Arina Prochorowna: so anerkannt und allgemein bekannt waren ihre Kenntnisse, war ihr Glück und ihre Geschicktheit in ihrem Beruf. Daher kam es denn ganz von selbst, daß sie ihre Praxis nur in den reichsten Häusern hatte: denn Geld liebte sie bis zur Habgier. Nachdem sie erst einmal ihre Macht begriffen hatte, tat sie auch ihrem Charakter weiter keinen Zwang an. Unser Stabsarzt Rosanoff beteuerte, daß Arina Prochorowna gerade in den Augenblicken, da ihre schwachnervigen Patientinnen alles Heilige anzurufen pflegten, plötzlich „wie ein Flintenschuß" mit einer unerhörten Blasphemie herausfahre, die dann gewöhnlich entscheidend auf die armen Frauen wirke. Uebrigens vergaß Arina Prochorowna, wenn sie sonst auch Nihilistin war, doch nie gewisse alte Bräuche, die ihr etwas einbringen konnten. Für keinen Preis hätte sie zum Beispiel die Taufe des von ihr empfangenen Erdenbürgers versäumt: sie pflegte dann stets in einem grünen Seidenkleid und mit eingelegten Locken zu erscheinen, während sie sich sonst unglaublich nachlässig kleidete. Und wenn sie auch im übrigen, sogar während der Erfüllung des Wunders, ihre Derbheit und Frechheit zum Ent-

setzen aller Anverwandten bewahrte, so trug sie doch nach der Taufe sehr sittsam und eigenhändig den Champagner herein — dazu erschien sie so geputzt als möglich — und wehe dem, der es hätte versuchen wollen, ihr, nachdem er einen Pokal genommen, nicht das übliche Taufschmausgeld zu geben.

Die Gäste — fast nur Herren —, die sich diesmal bei Wirginski versammelt hatten, sahen alle ganz außergewöhnlich, ganz besonders erwartungsvoll aus. Es gab weder Imbiß noch Karten. Im großen Gastzimmer, das schon seit undenklich langer Zeit immer ein und dieselben blauen Tapeten hatte, waren zwei Tische zusammengerückt und mit einem großen Tischtuch bedeckt worden. Auf ihnen kochten zwei Samowars; ferner stand dort ein riesiges Teebrett mit fünfundzwanzig Gläsern, sowie ein flacher Korb mit gewöhnlichem Brot, das wie in Pensionen für junge Damen oder Herren in viele, viele gleiche Stücke geschnitten war. Den Tee goß die Schwester der Hausfrau ein: es war das ein dreißigjähriges, hochblondes Fräulein, vollständig ohne Wimpern und Augenbrauen, von Charakter schweigsam, dabei aber tödlich boshaft — eine Dame, die gleichfalls die „neuesten Anschauungen" teilte, und vor der Wirginski im eigenen Hause zitterte. Außer der Hausfrau und ihrer augenbrauenlosen Schwester war dann nur noch ihre Schwägerin anwesend: Fräulein Wirginskaja, — gerade aus Petersburg angekommen. Arina Prochorowna selber, an sich eine nicht häßliche Frau von siebenundzwanzig Jahren, saß in einem wollenen Alltagskleide grüner Schattierung im Lehnstuhl und betrachtete die Gäste mit einem Blick, als wollte sie sagen:

„Seht mich! ich fürchte nichts!" Wirginskis Schwester, eine nette Studentin und Nihilistin, war rotwangig und rundlich wie ein kleiner Ball: sie saß halbwegs noch in ihren Reisekleidern neben Arina Prochorowna, mit irgend einer Papierrolle in der Hand, und sah mit ungeduldigem Blick von einem Gast zum anderen. Wirginski fühlte sich an diesem Abend nicht ganz gesund, doch saß er trotzdem in einem Großvaterstuhl am Teetisch. Die Gäste saßen, gleichfalls auf Stühlen, um den ganzen Tisch herum, und in dieser Gruppierung lag dann etwas, was nicht an ein Fest, sondern an eine Sitzung erinnerte. Ganz ersichtlich erwarteten alle irgend etwas, und wenn sie auch über alles Mögliche laut miteinander sprachen, so merkte man doch sofort, daß es Nebensachen waren, die eigentlich niemanden interessierten: ein künstliches, gezwungenes Gespräch.

Plötzlich verstummte alles: Stawrogin und Werchowenski traten ein.

Zur besseren Uebersicht werde ich wohl einige weitläufigere Erklärungen geben müssen.

Ich glaube, wie gesagt, daß sich damals alle in der angenehmen Hoffnung, etwas ganz besonders Interessantes zu erfahren, versammelt hatten. Sie gehörten sämtlich zu den knallrotesten Liberalen unserer Stadt und waren von Wirginski zu dieser „Sitzung" sorgfältigst ausgesucht worden. Einige von ihnen waren noch nie bei Wirginski gewesen und hätten ihn auch sonst bestimmt nicht mit ihrem Besuche beehrt. Natürlich hatte die Mehrzahl der Gäste keine rechte Vorstellung davon, was eigentlich geschehen sollte: sie hielten damals alle Pjotr Stepanowitsch für einen vom aus-

ländischen Verbande geschickten Auskundschafter, dem eine bestimmte Vollmacht anvertraut worden war — eine Meinung, die sich denn auch sofort festgesetzt hatte und ihnen ungeheuer schmeichelte. Währenddessen aber gab es auch unter den versammelten Gästen einige, denen bereits ganz bestimmte Vorschläge gemacht worden waren. Pjotr Werchowenski war es inzwischen schon gelungen, bei uns eine ähnliche „Fünf" zu gründen, wie er es in Moskau getan hatte — und außerdem noch eine, wie es sich jetzt erwiesen hat, in der Kreisstadt, unter den Offizieren. Es heißt sogar, daß er noch eine dritte im H—schen Gouvernement gehabt hätte. Die fünf Auserwählten saßen jetzt am großen Tisch und verstanden es vorzüglich, sich den Anschein der harmlosesten Leute zu geben. Es waren das — da es jetzt kein Geheimnis mehr ist — erstens: Liputin und Wirginski, dann dessen Schwager mit den trauernden Ohren, Schigaleff, ferner Lämschin und ein gewisser Tolkatschenko, ein sonderbarer Mensch, etwa vierzig Jahre alt, und bekannt wegen seiner Studien, die er am Volk, hauptsächlich Spitzbuben und Banditen, machte, und der absichtlich zu diesem Zweck, — das heißt, nicht gerade ausschließlich — in den schmutzigsten Schenken verkehrte und auch unter uns sich in schlechten Kleidern, Schmierstiefeln und Kernausdrücken am besten gefiel. Ein oder zweimal hatte ihn auch schon Lämschin zu Stepan Trophimowitsch mitgebracht, wo er jedoch nicht besonders reüssierte. In der Stadt erschien er gewöhnlich nur zeitweilig, meistens dann, wenn er wieder einmal stellos war. Diese fünf nun waren in dem festen Glauben, eine „Fünf" zu sein, unter hunderten, tausenden gleicher

„Fünf-Gruppen“, die über ganz Rußland verstreut waren und die alle von irgend einer mächtigen Zentrale abhingen, welche wiederum ihrerseits mit der europäischen Revolutionsbewegung verbunden war. Nur muß ich zu meinem Bedauern hinzufügen, daß sogar schon damals Uneinigkeit zwischen ihnen herrschte. Die Sache war nämlich die, daß sie, die schon seit dem Frühling Pjotr Werchowenski erwartet, der ihnen erst von Tolkatschenko und dann von Schigaleff angekündigt worden war, nun, da er endlich angekommen, sofort auf seinen ersten Wink hin den von ihm projektierten Kreis gebildet hatten: kaum aber hatten sie sich zu ihrer „Fünf“ zusammengeschlossen, als sie sich auch alle ohne Ausnahme gekränkt fühlten, daß sie es getan — so schnell und ohne weitere Erwägung, im Grunde wohl nur deshalb, damit man von ihnen nicht sagen könnte, sie hätten es nicht gewagt, ihre Einwilligung zu geben. Vor allem, empfanden sie, hätte doch Pjotr Werchowenski ihre edle Heldentat schätzen und ihnen nun wenigstens zur Belohnung irgend ein Hauptgeheimnis mitteilen müssen. Werchowenski jedoch dachte nicht mal daran, ihre gerechte Neugier zu befriedigen, und erzählte so gut wie gar nichts, behandelte sie im Gegenteil mit Strenge und anderseits wiederum fast mit Nachlässigkeit. Das aber reizte natürlich die „Fünf“, und einer von ihnen, Schigaleff, stachelte denn auch schon die anderen auf, einen „Rechenschaftsbericht“ zu fordern, doch, versteht sich, nicht heute gleich bei Wirginski, denn dort gab es zu viel Fremde.

Was aber diese Fremden anbetrifft, so glaube ich, daß die vorhin genannten Glieder der ersten „Fünf“ ge-

neigt waren, an jenem Abend bei Wirginski unter den Gästen noch andere Mitglieder irgend welcher anderer „Fünf-Gruppen“, von denen sie nichts wußten und die derselbe Werchowenski vielleicht geheimnisvoll organisiert hatte, zu vermuten. So kam es denn, daß zu guter Letzt sich alle Gäste gegenseitig verdächtigten und ein jeder eine ganz besondere Haltung annahm, was denn der ganzen Versammlung etwas Verschobenes, Romanhaftes verlieh. Außerdem gab es da einen Major, einen vollkommen unschuldigen Menschen und nahen Verwandten Wirginskis, der uneingeladen zum Geburtstage erschienen war. Der Hausherr beunruhigte sich nun freilich weiter nicht, denn der Major hätte „auf keine Weise denunzieren können“: trotz seiner Dummheit liebte es sein Verwandter, dorthin zu gehen, wo es Liberale gab, doch nicht etwa, weil er deren Anschauungen teilte, sondern einfach, weil er ihnen gerne zuhörte. Und dazu war er selbst, von früher her, noch ein wenig kompromittiert: in seiner Jugend waren einmal ganze Lager revolutionärer Schriften durch seine Hände gegangen, und wenn er selbst sich auch gefürchtet hatte, sie sogar nur loszuwickeln, so würde er doch die Weigerung, sie zu verbreiten, für eine grenzenlose Gemeinheit gehalten haben — solche Russen gab es nun einmal und gibt es noch heute. Die übrigen Gäste stellten entweder den Typ „zu Galle gewordener Eigenliebe“ dar, oder den des ersten edlen Ausbruchs feuriger Jugend. Da waren drei Lehrer, von denen einer lahm und schon fünfundvierzig Jahre alt war, ein ungewöhnlich boshafter und ruhmsüchtiger Mensch, und zwei oder drei Offiziere. Zu den letzteren kam noch ein ganz junger Artillerist, ein

Fähnrich, der erst vor ein paar Tagen aus einer Kriegsschule gekommen war, ein netter, schweigsamer Jüngling. Noch hatte er in der Stadt keine einzige Bekanntschaft gemacht, und schon saß er bei Wirginski im Kreise der Eingeladenen mit einer Bleifeder in der Hand und machte sich von Zeit zu Zeit in sein Taschenbuch irgend welche Notizen. Alle sahen das, doch alle taten sie aus irgend einem Grunde, als bemerkten sie es nicht. Außerdem war ein herumbummelnder Seminarist, der Lämschin bei dem Zustecken der gemeinen Photographien in den Kasten der Bibilverkäuferin geholfen hatte, anwesend, sowie der Sohn unseres Bürgermeisters, ein früh verlebter junger Mann, der den ganzen Abend über schwieg. Und endlich gab es noch einen achtzehnjährigen Gymnasiasten, der mit der finsteren Miene eines in seiner Würde gekränkten jungen Mannes dasaß und augenscheinlich „an seiner Jugend litt". Dieser junge Herr war schon der „Chef" einer Verschwörung der Oberprimaner, die sich, wie es sich später zum allgemeinen Erstaunen herausstellte, und zwar vollständig selbstständig, gebildet hatte. Beinahe hätte ich Schatoff vergessen, der am hinteren Tischende saß, seinen Stuhl ein wenig aus der Reihe zurückgeschoben hatte, die ganze Zeit schwieg, auch für den Tee dankte, beständig zu Boden sah und dabei seine Mütze nicht aus der Hand legte, als wollte er damit zu verstehen geben, daß er kein Gast, sondern nur aus irgend welchen sachlichen Gründen gekommen war, und, wenn es ihm einfiel, einfach aufstehen und fortgehen würde. Nicht weit von ihm hatte sich dann noch Kirilloff hingesetzt: dieser schwieg gleichfalls, doch sah er nicht zu Boden, sondern

blickte im Gegenteil jedem, der da sprach, gerade ins Gesicht, mit seinem unbeweglichen, glanzlosen Blick, und hörte allen ohne die geringste Verwunderung vollkommen ruhig zu. Einige von den Gästen, die ihn noch nicht gesehen hatten, beobachteten ihn verstohlen. Es ist bis heute ungewiß, ob eigentlich Frau Wirginskaja etwas von der bestehenden „Fünf" wußte, ich nehme aber an, daß sie durch ihren Mann alles erfahren. Die Studentin hatte natürlich keine Ahnung von dem, was vorgehen sollte, sie hatte zudem ihre eigenen Sorgen, die sie ständig beschäftigten: sie beabsichtigte, nur einen oder zwei Tage bei Wirginskis zu bleiben und dann immer weiter und weiter durch alle Universitätsstädte zu fahren, um „Mitleid für die armen Studierenden zu erwecken und alle zum Protest aufzurufen". Sie führte mit sich einige hundert Exemplare eines lithographierten Aufrufs, ich glaube, eigener Verfassung. Erwähnenswert ist noch, daß der Gymnasiast die Studentin fast vom ersten Blick an bis aufs Blut haßte und sie ihn gleichfalls. Der Major war ihr leiblicher Onkel und sah sie jetzt zum ersten Mal nach zehn Jahren wieder. Als Stawrogin und Werchowenski eintraten, waren ihre Wangen schon so rot wie Kirschenlimonade: sie hatte sich gerade mit dem Onkel über die Frauenfrage gezankt, und das war für sie ein heiliges Thema.

II

Werchowenski warf sich auffallend nachlässig in einen Lehnstuhl am oberen Tischende, noch bevor er jemanden begrüßt hatte: er sah brummig und fast hoch-

mütig aus. Stawrogin grüßte höflich die Anwesenden. Obgleich man nur auf diese beiden gewartet hatte, taten doch alle wie auf Kommando, als ob sie sie überhaupt nicht bemerkten. Frau Winginskaja wandte sich sofort an Stawrogin, kaum daß er sich gesetzt hatte.

„Stawrogin, wollen Sie Tee?"

„Sehr gern," antwortete dieser.

„Reiche Herrn Stawrogin ein Glas Tee," befahl sie der Schwester, „— und Sie?" fragte sie Werchowenski.

„Selbstverständlich, nur her damit, wer wird denn die Gäste noch danach fragen? Und geben Sie auch Sahne diesmal, sonst wird ja hier immer solch eine Abscheulichkeit anstatt Tee gereicht — dazu ist im Hause noch ein ‚Geburtstagskind'!"

„Wie, auch Sie erkennen das ‚Geburtstagfeiern' an?" fragte die Studentin auflachend. „Wir haben soeben darüber gesprochen."

„Abgedroschen," brummte der Gymnasiast am anderen Tischende.

„Was ist abgedroschen? Vorurteile vergessen ist durchaus nicht alt, und wenn es auch die unschuldigsten von der Welt sind, sondern ist im Gegenteil zur allgemeinen Schande noch heute neu," replizierte die Studentin sofort. „Und zudem gibt es überhaupt keine unschuldigen Vorurteile," fügte sie wütend hinzu.

„Ich wollte nur bemerken," regte sich der Gymnasiast furchtbar auf, „daß Vorurteile, wenn sie auch natürlich eine alte Sache sind, und man sie ausrotten muß ... was aber Namens- und Geburtstagfeiern anbetrifft ... so wissen schon alle längst, daß das Dumm-

heiten sind und viel zu alt, um noch darauf die kostbare Zeit zu vergeuden, die so wie so schon von aller Welt verloren ist, so daß man seine Worte lieber einem bedürftigeren ...“

„Mein Gott, was für ein Satz. Ich kann nichts verstehen,“ unterbrach ihn die Studentin.

„Ich glaube, daß ein jeder gleich anderen das Recht des Wortes hat, und wenn ich meine Meinung sagen will, wie jeder andere auch, so ...“

„Ihnen nimmt niemand das Recht des Wortes,“ unterbrach ihn die Hausfrau, „meine Schwägerin bittet Sie bloß, nicht so undeutlich zu sprechen, denn so kann Sie ja kein Mensch verstehen.“

„Aber, erlauben Sie mir zu bemerken, daß Sie mich nicht achten: wenn ich vorhin meinen Gedanken nicht zu Ende gesprochen habe, so kommt das nicht daher, daß ich keine Gedanken habe, sondern eher vom Ueberfluß von meinen Gedanken, die ich habe ...“ sagte der Gymnasiast und verwickelte sich endgültig.

„Wenn Sie nicht zu sprechen verstehen, so schweigen Sie lieber,“ platzte die Studentin heraus.

Der Gymnasiast sprang vom Stuhl auf.

„Ich wollte nur sagen,“ rief er diesmal laut und über und über rot, doch fürchtete er sich aufzublicken, „daß Sie sich nur deswegen mit Ihrem Verstand breit machen wollen, weil Herr Stawrogin gekommen ist — ja, nur deswegen!“

„Ihr Gedanke ist schmutzig und unsittlich und beweist die ganze Nichtigkeit Ihrer Entwickelung. Ich bitte Sie, sich weiter nicht an mich zu wenden,“ rief die Studentin ingrimmig.

„Stawrogin," begann die Hausfrau, „bevor Sie kamen, regten sie sich hier über Familienrechte auf — der Herr Major zum Beispiel," sie wies auf ihren Verwandten. „Aber ich werde Sie nicht mit solchem alten Unsinn, der schon längst abgetan ist, weiter belästigen. Ich meine nur, woher sind nun diese Rechte und Pflichten der Familie gekommen, ich meine, im Sinne dieses Vorurteils, wie es jetzt dasteht? Das ist die Frage. Was meinen Sie?"

„Wieso — woher gekommen?" fragte Stawrogin zurück.

„Das heißt, wir wissen zum Beispiel, daß das Vorurteil, ein Gott müsse existieren, aus dem Donner und Blitz entstanden ist," ereiferte sich sofort wieder die Studentin und rückte mit ihrem Stuhl vor. „Wir wissen nur zu gut, daß die Urmenschen, die sich vor Donner und Blitz fürchteten, den unsichtbaren Feind zum Gott erhoben, da sie ihre eigene Machtlosigkeit fühlten. Aber wie ist nun das Vorurteil der Familie entstanden? Und wie ist überhaupt die Familie entstanden?"

„Das ist nun doch nicht ganz dasselbe ..." warf die Hausfrau wieder ein.

„Ich glaube, die Antwort auf diese Frage dürfte nicht ganz — sagen wir, gesellschaftlich sein," antwortete Stawrogin.

„Wie das?" fuhr die Studentin auf.

Aber schon hörte man an der Lehrergruppe leises Lachen, das sofort am anderen Ende des Tisches, bei Lämschin und dem Gymnasiasten, ein Echo fand, während der Major gleichzeitig hell und laut loslachte.

„Meine Schwägerin könnte ein gutes Vaudeville schreiben," sagte die Hausfrau zu Stawrogin.

„Das macht Ihnen wirklich keine Ehre, ich weiß nicht, wie Sie heißen," sagte diese unwillig zu Stawrogin.

„Du aber solltest nicht so vorwitzig sein," tadelte der Major, „du bist ein Fräulein, mußt dich sittsam halten, aber du bist ja ganz, als ob du dich auf eine Nadel gesetzt hättest."

„Könnten Sie nicht lieber schweigen. Ich bitte Sie zum mindesten, sich nicht so familiär im Gespräch mit mir auszudrücken. Und diese widerlichen Vergleiche verbitte ich mir einfach. Ich sehe Sie heute zum ersten Mal und will nichts von Ihrer Verwandtschaft wissen."

„Aber ich bin doch dein Onkel! Ich habe dich noch als Säugling auf meinen Armen geschleppt!"

„Was geht das mich an, was Sie da alles geschleppt haben! Ich habe Sie damals nicht darum gebeten, mein unhöflicher Herr Major, also muß es Ihnen wohl selbst Spaß gemacht haben, mich zu tragen. Und gestatten Sie mir noch zu bemerken, daß Sie es nicht mehr wagen dürfen, mich zu duzen, außer als Citoyenne, sonst aber untersage ich es Ihnen ein für allemal."

„So sind sie ja alle!" der Major schlug mit der Hand auf den Tisch und wandte sich an den ihm gegenübersitzenden Stawrogin. „Nein, erlauben Sie, ich liebe Liberalismus und alles Zeitgemäße. Ich liebe auch klugen Gesprächen zuzuhören, aber — von Männern! Doch von Frauen, von diesen da, von diesen Flattervögeln — nein, das geht denn nun doch schon nicht mehr! Du, dreh dich nicht so viel!" schrie er der Stu-

dentin zu, die schon wieder vor Ungeduld auf ihrem Stuhl herumtanzte. „Ich will auch einmal zu Wort kommen! Jetzt bin ich der Gekränkte!“

„Sie stören nur die anderen und selbst verstehen Sie ja doch nichts zu sagen,“ brummte die Hausfrau unwillig.

„Nun, ich werde schon zu sagen verstehen,“ ereiferte sich der Major, zu Stawrogin gewandt. „Ich rechne auf Sie, Herr Stawrogin, wie auf einen Neueingetretenen, obgleich ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen. Ich hoffe, daß Sie mir beipflichten werden. Ohne Männer sind die Frauen wie Fliegen verloren — das ist meine Meinung. Diese ganze Frauenfrage — ist weiter nichts als Mangel an Originalität. Ich sage Ihnen, diese ganze Frauenfrage haben ihnen nur die Männer ausgedacht, so einfach aus purer Dummheit sich selbst auf den Hals geladen, — ich danke bloß Gott, daß ich nicht verheiratet bin! Nicht die geringste Verschiedenheit, nicht mal ein einfaches Stickmuster können sie sich ausdenken, auch das müssen die Männer für sie ausdenken! Sehen Sie, ich habe sie auf den Händen getragen, mit ihr, als sie zehn Jahr alt war, Mazurka getanzt, heute kommt sie an und wie ich ihr entgegenfliege, um sie abzuküssen, da sagt sie mir schon nach dem zweiten Wort, daß Gott überhaupt nicht existiert. Wenn sie es doch wenigstens nach dem dritten getan hätte, aber so, nach dem zweiten — das ist zu schnell für mich. Nun schön, angenommen, kluge Leute glauben nicht an Gott, das soll ja bloß vom Verstande abhängen, aber du, sage ich ihr, was verstehst du denn unter Gott? Dich hat das doch wieder nur der Student gelehrt, hätte er dich

aber die Lämpchen vor den Heiligenbildern anzünden gelehrt, so würdest du eben die Lämpchen anzünden!"

„Sie lügen alles, was Sie sagen, Sie sind einfach ein boshafter Mensch, und ich habe Ihnen vorhin bloß Ihre Dummheit beweisen wollen," sagte die Studentin nachlässig, als verachtete sie es im Grunde, sich mit solch einem Menschen noch weiter zu streiten. „Ich habe Sie vorhin auf etwas aufmerksam gemacht, was man uns alle aus dem Katechismus lehrt: ‚Ehre Vater und Mutter, damit es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden'. Das ist eines der sogenannten zehn Gebote: Wenn nun Gott aber es für nötig hielt, für Liebe eine Belohnung zu versprechen, so ist meines Erachtens euer Gott einfach unmoralisch. Das war es, was ich Ihnen vorhin gesagt habe, und durchaus nicht nach dem zweiten Wort, sondern einfach, weil Sie auf Ihre Verwandtenrechte pochten. Was kann ich dafür, daß Sie stumpf sind und mich bis jetzt noch nicht begriffen haben. Es kränkt Sie und Sie ärgern sich: das ist das ganze Rätsel von Ihnen und Ihresgleichen."

„Närrin!" brummte der Major.

„Und Sie sind ein Narr."

„Schimpf nur!"

„Aber erlauben Sie, Major Mariwomitsch, Sie haben mir doch selbst gesagt, daß Sie an Gott nicht glauben," quickte Liputin vom anderen Tischende.

„Was tut das zur Sache, was ich gesagt habe, ich — das ist eine ganz andere Sache! Ich, vielleicht glaube ich auch, aber nur nicht so ganz. Wenn ich aber auch nicht ganz glaube, so sage ich doch immerhin noch nicht, daß man Gott totschießen soll. Ich habe schon, als ich

noch Husar war, über Gott nachgedacht. Es steht sonst in allen Gedichten, daß ein Husar bloß trinkt und durchgeht, schön, ich habe vielleicht auch getrunken, aber, glauben Sie, wenn es einmal in der Nacht so dunkel ist, da springt man denn plötzlich auf und kniet vor dem Heiligenbild nieder und schlägt ein Kreuz über das andere, damit Gott den Glauben schicke, denn selbst damals konnte ich mich über diese Frage nicht beruhigen: ist Gott, oder ist er nicht? Dermaßen bitter ist mir das geworden! Morgens, natürlich, da zerstreut man sich und wieder geht der Glaube flöten, ja und überhaupt ist mir eigentlich aufgefallen, daß man gewöhnlich am Tage den Glauben viel weniger nötig hat."

„Aber haben Sie nicht vielleicht Karten?" fragte Werchowenski, und gähnte, indem er sich zur Hausfrau wandte, ungeniert.

„Ich kann Ihnen nur zu sehr, zu sehr Ihre Frage nachfühlen!" beteuerte die Studentin eifrig.

„Man verliert bloß die goldene Zeit, wenn man so dummen Gesprächen zuhört," sagte Arina Prochorowna und sah dabei bedeutsam ihren Mann an.

Die Studentin erhob sich.

„Ich wollte der Versammlung von den Leiden und dem Protest der Studenten verkünden, und da die Zeit mit unmoralischen Gesprächen vergeudet wird ..."

„Es gibt überhaupt weder Moralisches noch Unmoralisches!" fiel hier der Gymnasiast wieder ein, kaum daß er gesehen hatte, daß die Studentin nur beginnen wollte.

„Das habe ich, mein Herr Gymnasiast, schon viel früher, als Sie das aufgeschnappt haben, gewußt!"

„Und ich behaupte," raste der Gymnasiast geradezu, „Sie sind — ein aus Petersburg angekommenes Kind, das uns bilden will! Daß das vierte Gebot, das Sie nicht mal richtig aufzusagen verstanden haben, unmoralisch ist, weiß schon seit Belinski ganz Rußland!"

„Wird das jemals ein Ende nehmen?" fragte Frau Wirginskaja gereizt ihren Mann.

Als Hausfrau errötete sie wegen der nichtigen Gespräche, besonders nachdem sie einige fragende Blicke der Gäste untereinander bemerkt hatte.

„Meine Herren!" Wirginski erhob plötzlich die Stimme, „falls jemand von Ihnen etwas, was mehr zur Sache paßt, zu sagen hat, so bitte ich, ohne Zeitverlust damit beginnen zu wollen."

„Gestatten Sie mir eine Frage," sagte der lahme Lehrer, der sich bis dahin still und reserviert gehalten hatte, „ich würde gern wissen wollen, ob wir hier eine Sitzung halten sollen, oder ob wir uns wie gewöhnliche Sterbliche zu einer Geburtstagsfeier versammelt haben? Ich frage es mehr der Ordnung wegen."

Die Frage machte nicht geringen Eindruck: man sah sich an, als ob jeder vom anderen die Antwort erwartete, und plötzlich wandten sich aller Augen, wie auf ein Kommando, auf Stawrogin und Werchowenski.

„Ich schlage vor, die Antwort einfach zu votieren — auf die Frage: ‚Halten wir eine Sitzung oder nicht?'" sagte Frau Wirginskaja.

„Ich stimme ganz Ihrem Vorschlage bei," rief Liputin, „wenn er auch ein wenig unbestimmt ist."

„Ich gleichfalls," „ich auch," riefen noch andere Stimmen.

„Ich glaube auch, daß das mehr Ordnung schaffen wird," meinte Wirginski.

„Also bitte die Stimmen abzugeben!" rief die Hausfrau. „Lämschin, ich bitte Sie, setzen Sie sich so lange ans Klavier. Sie werden auch von dort aus Ihre Meinung abgeben können, wenn wir mit dem Votieren beginnen."

„Schon wieder?" rief Lämschin. „Ich dächte, ich hätte nachgerade schon genug getrommelt."

„Ich bitte Sie ausdrücklich darum: wollen Sie denn der Sache nicht nützlich sein?"

„Aber ich versichere Ihnen, Arina Prochorowna, daß draußen niemand horcht. Das ist nur Ihre Phantasie. Die Fenster sind außerdem viel zu hoch: wer würde denn hier auch etwas verstehen, selbst wenn er alles hören könnte?"

„Wir verstehen uns ja selbst nicht," brummte eine Stimme.

„Und ich behaupte, daß Vorsicht immer angebracht ist. Für den Fall, daß es Spione gibt," wandte sie sich darauf zu Werchowenski, „—mögen sie dann auf der Straße hören, daß bei uns Musik und lustige Gäste sind."

„Zum Teufel!" schimpfte Lämschin, setzte sich aber doch ans Klavier und begann irgendwie, fast mit den Fäusten, einen Walzer zu spielen.

„Ich schlage vor, daß die, die eine Sitzung wünschen, die rechte Hand aufheben," beantragte Frau Wirginskaja.

Einige hoben die rechte Hand, einige wiederum nicht; andere hoben sie und senkten sie wieder oder senkten sie und hoben sie dann wieder.

„Pfui, Schweinerei! Hab nichts kapiert," rief irgend jemand wütend.

„Und ich verstehe auch nichts," rief ein anderer.

„Nein, ich verstehe wohl!" rief ein dritter. „Wenn ‚ja', so hebt man die Hand auf."

„Aber was bedeutet denn das ‚ja'?"

„‚Ja' bedeutet Sitzung."

„Nein, umgekehrt."

„Ich habe für die Sitzung votiert," schrie der Gymnasiast Frau Wirginskaja zu.

„Warum haben Sie dann die Hand nicht erhoben?"

„Ich habe die ganze Zeit auf Sie gesehen: Sie hoben sie nicht, und so hob ich sie auch nicht."

„Wie dumm. Ich habe sie deswegen nicht erhoben, weil ich das Votieren vorgeschlagen habe. Meine Herren, ich schlage nochmals vor: wer eine Sitzung will, der soll ruhig sitzen bleiben und keine Hand erheben, wer aber nicht will, der soll die rechte Hand aufheben."

„Wer *nicht* will?" fragte der Gymnasiast.

„Ach, Sie stellen sich wohl mit Absicht so stupid?" rief Frau Wirginskaja zornig.

„Nein, erlauben Sie mal, wer *nicht* will, oder wer da will, das muß schon genauer festgestellt werden," ertönten zwei, drei Stimmen.

„Wer nicht will, *nicht* will!"

„Nun schön, aber was soll man denn jetzt tun, aufheben oder nicht aufheben, — wenn man *nicht* will?" rief ein Offizier.

„Ach ja, an eine Konstitution ist bei uns noch nicht zu denken!" bemerkte der Major.

„Herr Lämschin, haben Sie die Güte, Sie hämmern

ja dermaßen, daß niemand etwas verstehen kann," bemerkte der lahme Lehrer.

„Ja, bei Gott, Arina Prochorowna, es hört doch wirklich kein Spion an den Türen," rief Lämschin und sprang auf. „Und ich will auch nicht mehr spielen! Ich bin zu Ihnen zum Besuch gekommen, aber nicht, um hier das Klavier zu bearbeiten!"

„Meine Herren," begann Wirginski, „antworten Sie alle laut: halten wir Sitzung oder nicht?"

„Sitzung, Sitzung!" ertönte es von allen Seiten.

„Gut, dann brauchen wir nicht mehr zu votieren. Sind Sie einverstanden, meine Herren, oder sollen wir doch noch votieren?"

„Nicht nötig, genug, haben schon verstanden!"

„Vielleicht will aber irgend jemand doch nicht?"

„Nein, nein, alle wollen!"

„Ja, aber was ist denn das für eine Sitzung?" erhob sich ein Stimmchen, das aber keine Antwort bekam.

„Man muß einen Präsidenten wählen!" rief man von ein paar Seiten.

„Den Hausherrn, natürlich, den Hausherrn!"

„Meine Herren, wenn das so ist," begann der erwählte Wirginski, „— so mache ich nochmals meinen vorigen Vorschlag: falls jemand von Ihnen etwas, was mehr zur Sache paßt, zu sagen hat, so bitte ich, damit zu beginnen."

Allgemeines Schweigen. Wieder wandten sich alle Blicke auf Stawrogin und Werchowenski.

„Werchowenski, haben Sie nichts zu sagen?" fragte ihn die Hausfrau.

„Nicht eine Silbe," sagte der gähnend und reckte

sich auf seinem Stuhl. „Uebrigens, ich würde gern einen Kognak trinken."

„Stawrogin, wollen Sie nicht?"

„Nein, danke, ich trinke nicht."

„Ich fragte Sie, ob Sie nicht reden wollen, aber nicht einen Kognak trinken!"

„Reden, worüber? Nein, ich will nichts."

„Sie werden sofort Ihren Kognak bekommen," sagte sie zu Werchowenski.

Die Studentin erhob sich wieder, was sie mittlerweile schon einige Mal getan hatte.

„Ich bin gekommen, um über die Leiden der unglücklichen Studenten zu reden und ihrer Aufforderung zum Protest ..."

Aber sie brach ab: am anderen Tischende erhob sich ein neuer Konkurrent und alle Blicke flogen ihm sofort zu. Schigaleff, der Mann mit den trauernden Ohren, erhob sich mit mürrischem, geärgertem Gesicht bedächtig vom Stuhl und legte darauf mit melancholischer Miene ein dickes, unheimlich klein und eng beschriebenes Heft vor sich hin auf den Tisch. Die meisten sahen bestürzt auf das dicke Heft, doch Liputin, Wirginski und der lahme Lehrer waren augenscheinlich mit irgend etwas sehr zufrieden.

„Ich bitte ums Wort," sagte Schigaleff endlich mürrisch, doch bestimmt.

„Herr Schigaleff hat das Wort," verkündete Wirginski.

Der Redner setzte sich, schwieg wieder und begann darauf feierlichst:

„Meine Herren! ..."

„Hier haben Sie den Kognak!" sagte verächtlich die Verwandte, die den Tee eingegossen hatte, und die inzwischen nach dem Kognak gegangen war. Sie stellte die Flasche und das Glas, das sie in der Hand ohne Untersetzer gebracht, ärgerlich auf den Tisch vor Werchowinski hin.

Der unterbrochene Redner verstummte würdevoll.

„Macht nichts, fahren Sie fort, ich höre nicht zu!" rief Werchowinski, indem er sich den Kognak eingoß.

„Meine Herren, indem ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehme," begann Schigaleff von neuem, „und wie Sie später sehen werden, Ihre Hilfe in einem Punkte erstklassiger Wichtigkeit erbitte, muß ich vorher einige Worte zur Einleitung sagen."

„Arina Prochorowna, haben Sie nicht eine Schere?" fragte plötzlich Pjotr Stepanowitsch.

„Wozu brauchen Sie eine Schere?" sie sah ihn erstaunt an.

„Hab mir die Nägel zu schneiden vergessen, obgleich ich's mir schon drei Tage immer wieder vorgenommen habe," sagte er nachlässig, indem er seine langen Nägel betrachtete.

Arina Prochorowna wurde rot vor Aerger, doch schien Fräulein Wirginskaja Gefallen an dieser Ungezogenheit zu finden.

„Ich glaube, ich habe hier auf dem Fenster eine Schere gesehen," sagte sie diensteifrig, erhob sich, suchte die Schere auf und kam sofort wieder zurück.

Pjotr Stepanowitsch sah sie nicht einmal an, als er die Schere nahm. Arina Prochorowna sagte sich, daß das wohl unter freien Menschen so sein müsse, und schämte

sich ihrer Empfindlichkeit. Die Gäste sahen sich stumm untereinander an. Der lahme Lehrer lächelte boshaft und beobachtete Werchowenski mit gehässigem Ausdruck.

Schigaleff fuhr fort:

„Nachdem ich meine Energie dem Studium des Problems der sozialen Verfassung der zukünftigen Gesellschaft, mit dem sich alle Gegenwartsmenschen beschäftigen, gewidmet hatte, bin ich zur Ueberzeugung gekommen, daß alle Gründer sozialer Systeme, seit den ältesten Zeiten bis zu unserem 1871sten Jahre, bloß Grübler, Märchenerzähler, Dummköpfe waren, die sich selbst widersprachen und so gut wie nichts von der Naturwissenschaft und diesem sonderbaren Tiere, das wir Mensch nennen, wußten. Plato, Rousseau, Fourier: alles das taugt vielleicht für die Spatzen auf dem Dach, aber nicht für die menschliche Gesellschaft. Da aber die zukünftige Gesellschaftsform gerade jetzt festzustellen unumgänglich nötig ist, gerade in diesem Augenblick, da wir uns endlich zu handeln anschicken, statt ewig zu grübeln, so schlage ich denn mein eigenes System der Weltorganisation vor. Hier ist es!" und er schlug schwungvoll sein dickes Heft auf. „Zuerst wollte ich der Versammlung mein Buch in gekürzter Form vorlegen, aber ich sehe schon, daß ein derartiges Verfahren noch viele mündliche Erklärungen nötig machen würde. Daher habe ich mich denn entschlossen, es Ihnen an zehn Abenden — es ist gerade in zehn Kapitel eingeteilt — vorzutragen. (Leises Gelächter.) Dabei bemerke ich Ihnen jedoch im voraus, daß mein System noch nicht beendet, das heißt, noch nicht ganz ausgearbeitet ist. (Lauteres Gelächter.) Ich habe mich nämlich in meinen eigenen Beweisstücken

etwas verwickelt: meine schließliche Folgerung steht in geradem Widerspruch zur anfänglichen Idee. Ich gehe von der grenzenlosen Freiheit aus und schließe mit grenzenlosem Despotismus. Doch wird es außer meiner Lösung überhaupt keine mehr geben."

Das Gelächter war immer stärker und stärker geworden, doch waren es eigentlich nur die jüngeren, die gewissermaßen nicht mitzählenden Gäste, die da lachten. Auf den Gesichtern der Hausfrau, Liputins und des lahmen Lehrers drückte sich einiger Unwille aus.

„Wenn Sie es selbst nicht verstanden haben, Ihr eigenes System zu vollenden und darüber in Verzweiflung geraten sind, so sagen Sie doch bitte, was wir dabei noch machen sollen?" bemerkte vorsichtig einer der Offiziere.

„Sie haben recht, mein Herr Offizier," wandte sich Schigaleff schroff an ihn, „und vor allen Dingen darin, daß Sie das Wort ‚Verzweiflung' gebrauchten. Ja, ich geriet in Verzweiflung; doch nichtsdestoweniger ist alles, was in meinem Buche steht, unumstößlich, und einen anderen Ausgang gibt es nicht; kein einziger könnte einen solchen finden! Und darum beeile ich mich, ohne Zeit zu verlieren, die ganze Gesellschaft aufzufordern, später, also nachdem ich mein System an zehn Abenden vorgetragen habe, einzeln ihre Meinung über dasselbe zu äußern. Wollen aber die Mitglieder mir nicht zuhören, so ist es besser, wir gehen sofort alle auseinander, — die Männer, um sich mit Verwaltungsarbeiten abzugeben, die Frauen — in die Küchen, aus dem Grunde, weil sie, wenn sie mein System ablehnen, einen anderen Ausweg für sich nicht mehr finden können. Kei—nen

ein—zigen!!! Versäumen sie aber die Zeit, so schaden sie sich nur damit, da sie doch unbedingt zum ewig Alten zurückkehren müssen."

Man wurde ein wenig unruhig: „Sollte er...? Wie..? Etwa übergeschnappt..?" hörte man flüstern.

„Das heißt also, daß das ganze Problem bloß in Schigaleffs Verzweiflung besteht," folgerte Lämschin, „und die Tagesfrage nur eine sein kann: hat er nun das Recht, in Verzweiflung zu sein, oder hat er es nicht?"

„Die Nähe Schigaleffs zur Verzweiflung ist eine vollkommen persönliche Frage," verkündete der Gymnasiast.

„Ich schlage vor, zu votieren, in wie weit die Verzweiflung Schigaleffs die allgemeine Sache angeht, und bei der Gelegenheit auch noch, ob es sich überhaupt lohnt, sein System anzuhören oder nicht?" bemerkte gut gelaunt ein Offizier.

„Hier handelt es sich doch nicht darum," mischte sich der lahme Lehrer ins Gespräch. Er pflegte stets mit einem sonderbaren, vielleicht etwas spöttischen Lächeln zu sprechen, so daß man nie recht wußte, ob er aufrichtig sprach oder bloß scherzte. „Hier, meine Herrschaften, handelt es sich um etwas ganz anderes. Herr Schigaleff ist zu ernst seiner Aufgabe ergeben und nur allzu bescheiden. Ich kenne sein Buch. Er schlägt darin vor, als endgültige Lösung des Problems — die Teilung der Menschheit in zwei ungleiche Teile. Ein Zehntel erhält die persönliche Freiheit und das unbegrenzte Recht über die übrigen neun Zehntel. Die aber sollen die Persönlichkeit verlieren und zu einer Art,

sagen wir — Herde werden und bei grenzenlosem Gehorsam mittels einer Reihe von Wiedergeburten die uranfängliche Unschuld wiedergewinnen, beispielsweise in der Form des alten Paradieses, wenn sie auch, nebenbei bemerkt, arbeiten müssen. Die Maßregeln, die der Autor zur Entziehung des menschlichen Willens von den neun Zehnteln vorschlägt, sowie für ihre Umschaffung zur Herde mittels einer neuen Erziehung, Umbildung ganzer Generationen — sie sind ungemein bemerkenswert — ruhen auf naturwissenschaftlichen Fakten und sind, erkenntnis-theoretisch genommen, streng logisch. Man kann sich vielleicht mit einigen Folgerungen nicht einverstanden erklären, doch geht es unmöglich an, die Bedeutung und das Wissen des Autors auch nur anzuzweifeln. Schade, daß die Absicht der zehn Abende mit den Umständen so unvereinbar ist, sonst bekämen wir viel Interessantes zu hören!"

„Meinen Sie das wirklich im Ernst?" fragte Frau Wirginskaja den lahmen Lehrer. „Weil dieser Mensch nicht weiß, wohin er mit den Menschen soll, verlangt er, daß man neun Zehntel zu Sklaven macht? Ich habe ihn schon längst im Verdacht gehabt ... —"

„Sie sprechen von Ihrem Bruder?" fragte der Lahme.

„Sie meinen, weil er mein Bruder ist? Aus ‚verwandtschaftlichen' Gründen sollte ich —?"

„Und dazu noch für die Aristokraten arbeiten und ihnen wie Göttern gehorchen! Das ist eine Gemeinheit!" rief die Studentin jähzornig.

„Ich schlage keine Gemeinheit vor, sondern ein Paradies, das Paradies der Erde, und ein anderes kann

es überhaupt nicht geben," schloß Schigaleff nachdrücklich.

„Ich würde aber anstatt des Paradieses," schrie Lämschin, „diese ganzen neun Zehntel der Menschheit nehmen und, wenn man mit ihnen schon nichts mehr anzufangen weiß, einfach in die Luft sprengen — vielleicht nur ein Häufchen gebildeter Leute nachlassen, die dann meinetwegen auf geistige Art und Weise leben könnten"

„So was, wie das, was Schigaleff gesagt hat, kann nur ein Narr sagen!" fuhr die Studentin auf.

„Er ist ein Narr, aber er ist nützlich," flüsterte ihr Frau Wirginskaja zu.

„Und das wäre vielleicht die beste Lösung der Aufgabe!" wandte sich Schigaleff fast begeistert zu Lämschin. „Sie wissen natürlich nicht mal, welch einen tiefen Gedanken Sie da ausgesprochen haben, mein lustiger Herr. Da aber Ihr Vorschlag kaum erfüllbar ist, so muß man sich eben mit dem Erdenparadies begnügen."

„Einstweilen aber ist das schon ein gehöriger Unsinn!" sagte Werchowenski mehr vor sich hin, wenn er es auch laut aussprach. Dabei fuhr er ruhig, ohne aufzublicken, im Beschneiden seiner Nägel fort.

„Warum Unsinn?" griff sofort der lahme Lehrer auf, als ob er nur das erste Wort von Werchowenski erwartet hätte, um sich sofort auf ihn stürzen zu können. „Warum denn gerade Unsinn? Herr Schigaleff ist zum Teil ein Fanatiker der Menschenliebe; und vergessen Sie nicht, daß selbst Fourier, Cabet ganz besonders und sogar Proudhon eine Menge der allerdespotischsten und

allerfanatischsten Scheinlösungen der Frage haben. Herr Schigaleff hat vielleicht sogar am nüchtersten von ihnen die Sache angefaßt. Ich versichere Ihnen, daß man fast unmöglich nach der Lektüre seines Buches mit einigen Sachen nicht einverstanden sein kann. Er hat sich vielleicht am allerwenigsten von der Wirklichkeit entfernt und sein Erdenparadies ist fast das wirkliche, dasselbe, über dessen Verlust die ganze Menschheit seufzt, wenn es überhaupt nur einmal wirklich existiert hat."

„Na, ich konnte mir ja schon denken, daß ich mir da was auf den Hals lade," knurrte Werchowenski wieder.

„Erlauben Sie," regte sich der Lahme mehr und mehr auf, „die Gespräche und Urteile über die zukünftige soziale Einrichtung sind fast die dringendste Pflicht aller denkenden Menschen der Gegenwart. Herzen hat sich sein Leben lang einzig und allein nur darum gesorgt. Belinski hat, wie ich aus den glaubwürdigsten Quellen weiß, ganze Abende mit seinen Freunden verbracht, indem er mit ihnen im voraus über die kleinsten Einzelheiten, wenn nicht gar Küchenfragen der zukünftigen sozialen Welt debattierte."

„Und einige werden gar verrückt dabei," bemerkte der Major.

„Man kann doch immerhin etwas herausreden, und das ist, denke ich, besser als sitzen und schweigen," rief Liputin herüber.

„Ich habe nicht zu Schigaleffs Ideen als solchen ‚Unsinn' gesagt," kaute diesmal Werchowenski, kaum verständlich, seine Worte. „Sehen Sie, meine Herrschaften," er blickte ein wenig auf, „meiner Mei-

nung nach sind alle diese Bücher, Fourier, Cabet, alle diese ‚Rechte auf die Arbeit‘, Schigaleffsche Ideen — alles das erinnert an Romane, die man ja zu Hunderttausenden schreiben kann. Aesthetischer Zeitvertreib — meinetwegen. Aber ich begreife ja, daß Sie es hier im Städtchen langweilig haben und sich dann nolens volens ans Schreibpapier machen.“

„Erlauben Sie,“ der Lahme bewegte sich ungeduldig auf dem Stuhl, „wenn wir auch Provinzler sind und natürlich deswegen allein schon Mitleid verdienen, so wissen wir doch, daß inzwischen in der Welt nichts so besonders Neues geschehen ist, als daß wir Grund hätten, über unsere Entfernung von ihr zu weinen und zu klagen. Da fordert man uns nun auf, versteht sich, mit Hilfe der verschiedensten verstreuten Schandblätter ausländischen Fabrikats, uns zusammenzutun und Geheimbünde zu gründen, und einzig nur mit dem Ziel der allgemeinen Zerstörung — unter dem Vorwand: wie man die Welt auch nicht bandagieren wollte, ganz kann man sie doch nicht gesund machen, schneidet man aber radikal hundert Millionen Köpfe ab, so kann man nach dieser Erleichterung besser über den Graben springen. Zweifellos ein herrlicher Gedanke, aber in der Wirklichkeit wenigstens eben so unausführbar wie die Schigaleffschen Ideen, über die Sie sich im Augenblick noch so verächtlich äußerten.“

„Na, ja, meinetwegen, ich bin aber nicht zu Beurteilungen hergekommen,“ versprach sich Werchowenski mit einem bedeutsamen Wort, tat aber dabei, als hätte er das selbst gar nicht bemerkt, und zog ruhig ein Licht zu sich heran, damit er es heller habe.

„Schade, wirklich sehr schade, daß Sie nicht zu Beurteilungen gekommen sind, und gleichfalls sehr schade, daß Sie jetzt mit Ihrer Toilette beschäftigt sind!"

„Aber, ich bitte Sie, was geht Sie meine Toilette an?"

„Hundert Millionen Köpfe sind ebenso schwer zu verwirklichen, wie die Welt mit Propaganda umzuändern. Vielleicht sogar noch schwerer, besonders wenn man dabei an Rußland denkt," erlaubte sich Liputin zu bemerken.

„Man scheint jetzt allgemein auf Rußland zu hoffen," sagte einer von den Offizieren.

„Wir wissen, daß man auf Rußland hofft," griff der lahme Lehrer das Gespräch wieder auf. „Wir wissen, daß auf unser herrliches Vaterland ein geheimnisvoller Index weist, wie auf ein Land, das am meisten zur Erfüllung der großen Aufgabe fähig ist. Nur eines muß man dabei nicht außer acht lassen: im Falle einer allmählichen Lösung der Aufgabe durch die Propaganda kann ich persönlich doch immerhin etwas dabei gewinnen, nun, meinetwegen auch nur, daß ich angenehm habe plaudern können, oder von den Vorgesetzten gar einen Orden für meine Dienste für die soziale Sache erhalte. Aber im zweiten Falle, bei der schnellen Entscheidung durch das Abhauen von hundert Millionen Köpfen — was habe ich da für eine Belohnung? Fange ich an, dafür Propaganda zu machen, so schneidet man mir womöglich noch die Zunge ab."

„Ihnen wird sie bestimmt abgeschnitten," sagte Werchowenski.

„Sehen Sie wohl. Da man aber selbst unter den

günstigsten Umständen solche Metzelei vor fünfzig Jahren, oder meinetwegen auch nur dreißig, nicht beenden kann, denn das sind doch keine Lämmer, die sich protestlos den Hals abschneiden lassen —, so, meine ich, sollte es da nicht ratsamer sein, Hab und Gut aufzupacken und irgend wohin auf eine stille Insel im Stillen Ozean zu gehen und dort in Frieden seine Augen zu schließen? Glauben Sie mir," rief er lauter und klopfte dabei mit dem Finger an den Tischrand, „mit solch einer Propaganda rufen Sie nur allgemeine Auswanderung hervor und sonst weiter nichts!"

Er schloß triumphierend. Er war ein bekannter Theoretiker in unserem Gouvernement. Liputin lächelte hinterlistig, Wirginski hatte etwas wehmütig zugehört, die anderen aber waren ungewöhnlich aufmerksam dem ganzen Streit gefolgt, besonders die Offiziere und die Damen. Alle begriffen, daß der Agent der hundert Millionen abgeschnittenen Köpfe an die Wand gedrückt war und warteten nun, was aus all dem werden würde.

„Das haben Sie ganz gut gesagt," bemerkte noch gleichgültiger als vorhin, beinahe schon gelangweilt, Werchowenski. „Auswandern ist wirklich ein guter Gedanke. Aber, wenn auch trotz all der augenscheinlichen Nachteile, die Sie ja vorausfühlen, doch von Tag zu Tag sich immer mehr Anhänger finden, so wird man vielleicht auch ohne Sie auskommen. Hier ist, mein Lieber, eben die neue Religion dabei, die die alte schließt, darum kommen ja auch so viel Jünger. Also Sie wandern aus! Hm, wissen Sie, ich würde Ihnen da aber raten, nach Dresden zu gehen, und nicht auf eine wüste Insel. Erstens ist das eine Stadt, die noch nie eine Epidemie

gesehen hat, und da Sie doch ein vernünftiger Mensch sind, so fürchten Sie bestimmt den Tod. Zweitens ist Dresden nicht sehr weit von der russischen Grenze, so kann man denn sehr schnell die Renten aus dem liebenswürdigen Vaterlande erhalten. Drittens hat es in seinen Mauern den sogenannten Schatz der Künste, Sie aber sind ein ästhetischer Mensch, gewesener Lehrer der Literatur, wenn ich mich nicht täusche. Na, und endlich hat es noch so eine besondere kleine Schweiz — das ist schon für die poetische Inspiration unumgänglich nötig, da Sie doch bestimmt Gedichte schreiben. Mit einem Wort, ein Schatz in einer Tabaksdose!"

Die Gäste wurden unruhig und ganz besonders die Offiziere. Noch ein Augenblick schien nötig zu sein, und alle hätten plötzlich gesprochen. Der lahme Lehrer jedoch replizierte sofort:

„Erlauben Sie, ich habe durchaus nicht gesagt, daß ich die allgemeine Sache im Stich lassen will! Das sollte man doch nicht vergessen, daß ..."

„Wieso, würden Sie denn in die ‚Fünf' eintreten, wenn ich es Ihnen vorschlagen würde?" platzte plötzlich Werchowenski heraus und warf die Schere auf den Tisch.

Die ganze Versammlung zuckte gleichsam zusammen. Der rätselhafte Mensch hatte etwas zu plötzlich sein anderes Gesicht gezeigt. Sogar das Wort die „Fünf" hatte er ausgesprochen!!

„Jeder, der sich für einen ehrlichen Menschen hält, zieht sich nicht von der allgemeinen Sache zurück," der Lehrer wollte die offene Antwort umgehen, „aber ..."

„Nein, bitte, hier kann man mir nicht mit einem

‚aber‘ kommen,“ unterbrach ihn Werchowenski schroff. „Ich erkläre, daß ich eine offene, gerade Antwort haben will. Ich weiß nur zu gut, daß ich, der ich hierher gekommen bin und Sie alle selbst versammelt habe, Ihnen Erklärungen schuldig bin.“ — Wieder ein unerwarteter Aufschluß. — „Wie soll ich aber das tun, bevor ich nicht genau weiß, was für Gedanken Sie haben. Die Gespräche übergehe ich, — wozu soll man denn wieder dreißig Jahre lang schwatzen, wie man bis jetzt schon dreißig Jahre geschwatzt hat, — und frage Sie einfach, was Sie lieber wollen: den langsamen Weg, der im Schreiben sozialer Romane besteht und der Vorausbestimmung der menschlichen Schicksale auf tausend Jahr und zwar nur auf dem Schreibpapier, während der Despotismus in dieser Zeit die gebratenen Stücke schluckt, die eigentlich Ihnen in den Mund fliegen sollten und das bloß nicht können, weil Sie den Mund geschlossen haben. Oder sind Sie für die schnelle Entscheidung, worin sie auch bestehen sollte, die aber auf jeden Fall endlich die Hände befreit und der Menschheit erlaubt, sich frei ihr eigenes Schicksal zu schaffen, und zwar in der Wirklichkeit und nicht nur auf dem Papier? Alle Welt schreit: ‚hundert Millionen Köpfe‘. Das ist vielleicht nur eine Metapher, aber wozu denn das fürchten, wenn der Despotismus bei der langsamen Papierlösung schon in irgend welchen hundert Jahren nicht nur hundert, sondern fünfhundert Millionen Köpfe verschlingt? Und vergessen Sie nicht, daß ein unheilbarer Kranker so wie so nicht gesund wird, was für Rezepte Sie ihm auch aufschreiben, — im Gegenteil, sich verschlimmert, je länger man ihn hinzieht, schließlich bei

lebendigem Leibe verfault, derart, daß er auch uns ansteckt, alle frischen Kräfte, auf die wir jetzt rechnen, verdirbt — so daß wir dann womöglich überhaupt nichts mehr zu stande bringen können. Ich gebe ja gern zu, daß ‚liberal‘ und bedeutend zu reden, sehr unterhaltend ist, handeln aber immerhin etwas ‚angreift‘ ... Nun ja, ich selber verstehe übrigens nicht zu reden: ich bin mit Nachrichten hierher gekommen, und darum bitte ich die ganze geehrte Gesellschaft, nicht etwa zu votieren, sondern einfach und ohne Umschweife zu sagen, was Sie für besser halten: im Schneckentempo durch den Sumpf, oder mit vollen Segeln zum Ziel?"

„Ich erkläre mich positiv für die vollen Segeln!" rief der Gymnasiast begeistert.

„Ich auch!" rief Lämschin.

„Bei dieser Wahl bleibt natürlich kein Zweifel ..." sagte einer der Offiziere. Nach ihm stimmte noch jemand bei und dann noch jemand.

Am meisten frappierte es alle, daß Werchowenski mit „Nachrichten" angekommen war und selbst versprach, sofort zu reden.

„Ich sehe, daß fast alle im Sinne der Proklamationen entscheiden," sagte er endlich, indem sein Blick alle Anwesenden überflog.

„Alle, alle!" riefen die meisten.

„Ich muß gestehen, daß ich eigentlich mehr für eine humane Lösung bin," sagte der Major, „da aber schon alle dafür stimmen, so halte auch ich mit."

„Es scheint also, daß auch Sie nicht widersprechen?" fragte Werchowenski den lahmen Lehrer.

„Nicht, daß ich gerade," erwiderte der zögernd, „aber

wenn ich jetzt zustimme, so tue ich es mehr, um nicht zu stören ..."

„Na ja, so seid ihr ja alle! Seid bereit, ein halbes Jahr lang um der liberalen Redekunst willen zu streiten, und endet dann damit, daß ihr bloß mit allen votiert! Meine Herren, denken Sie mal erst nach, ob Sie wirklich bereit sind?"

Wozu bereit? eine unbestimmte, doch furchtbar verlockende Frage.

„Natürlich, alle ..." ertönten die Stimmen.

Uebrigens sah dabei ein jeder den anderen an.

„Aber vielleicht werdet ihr euch dann darüber gekränkt fühlen, daß ihr so schnell einverstanden wart? Das ist doch gewöhnlich mit euch so."

Die Gesellschaft war sehr aufgeregt.

Der Lahme wandte sich von neuem an Werchowenski.

„Erlauben Sie einstweilen zu bemerken, daß die Antworten auf diese Fragen gewissermaßen bedingt sind. Wenn wir auch die Entscheidung getroffen haben, so bitte ich, doch nicht vergessen zu wollen, daß eine Frage, die in so sonderbarer Weise gestellt ..."

„Welch einer sonderbaren Weise?"

„Solche Fragen werden nicht so gestellt."

„Dann sagen Sie mir bitte gefälligst, wie. Im übrigen war ich von vornherein überzeugt, daß Sie sich als erster gekränkt fühlen würden."

„Sie haben dies Einverständnis zu sofortigem Handeln sozusagen herausgezogen! Aber was für ein Recht hatten Sie dazu? Was für Bevollmächtigungen, um solche Fragen zu stellen?"

„So fällt es Ihnen also erst jetzt ein, darnach zu

fragen! Warum haben Sie denn geantwortet? Sie waren einverstanden, und nun ist es zu spät, darauf zu verfallen."

„Ich sollte meinen, daß die leichtsinnige Aufrichtigkeit Ihrer Hauptfrage einen auf die Idee bringen könnte, daß Sie weder Bevollmächtigungen noch Rechte haben, diese Frage zu stellen, sondern einfach nur von sich aus — neugierig waren."

„Wovon reden Sie, was wollen Sie damit sagen?" rief Werchowenski und tat so, als regte er sich plötzlich furchtbar auf.

„Ich meine, daß eine Affiliation, was für eine es auch sei, wenigstens unter vier Augen gemacht wird, und nicht in unbekannter Gesellschaft!" sagte der Lehrer aufgebracht.

Werchowenski wandte sich sofort mit vorzüglich gespielter, noch immer aufgeregter Miene an die Anwesenden.

„Meine Herren, ich halte es für meine Pflicht, allen mitzuteilen, daß das nur Dummheiten waren und unser Gespräch etwas zu weit gegangen ist. Ich habe noch keinen einzigen aufgenommen und niemand hat daher das Recht, von mir zu sagen, daß ich ‚affiliere': wir haben einfach nur über verschiedene Meinungen gesprochen. Nicht wahr? Aber wie dem auch sei, jedenfalls regen Sie mich nicht wenig auf," wandte er sich wieder zum Lahmen, „ich hätte nie gedacht, daß man hier über solche fast unschuldige Sachen nur unter vier Augen sprechen kann. Oder fürchten Sie, denunziert zu werden? Kann denn wirklich unter uns ein Verräter sein?"

Eine allgemeine Aufregung entstand. Alle sprachen.

„Meine Herren, wenn das der Fall wäre," fuhr Werchowenski fort, „so bin ich es doch allein, der sich am meisten kompromittiert hat, und darum schlage ich vor, noch auf eine Frage zu antworten, versteht sich, nur wenn Sie wollen. Sie haben den freien Willen . ."

„Was für eine Frage? Welch eine Frage?"

„Ein Frage, nach deren Beantwortung wir entscheiden können, ob wir alle zusammen bleiben sollen, oder ob wir besser tun, wenn wir schweigend unsere Hüte nehmen und jeder seinen eigenen Weg geht."

„Stellen Sie die Frage, stellen Sie die Frage!"

„Wenn ein jeder von Ihnen von einem beabsichtigten politischen Mord wüßte — würde er dann, wenn er alle Folgen voraussieht, hingehen und Anzeige erstatten, oder würde er zu Hause bleiben und die Dinge ruhig erwarten? Darüber kann man ja verschiedener Meinung sein. Die Antwort auf meine Frage wird uns sagen, ob wir auseinander gehen oder zusammen bleiben sollen, und wenn schon, dann nicht nur diesen einen Abend. Gestatten Sie, daß ich mich mit dieser Frage an Sie als ersten wende," sagte er dem Lahmen.

„Warum denn an mich als ersten?"

„Weil Sie doch alles angefangen haben. Haben Sie die Güte, die Antwort nicht umgehen zu wollen. Ausflüchte sind hier nicht am Platz. Aber, übrigens, wie Sie wollen: Ihr feier Wille, wie gesagt."

„Erlauben Sie, eine solche Frage ist ja beleidigend."

„Ich muß schon bitten, etwas deutlicher zu sein."

„Ich bin noch nie Agent der Geheimpolizei gewesen."

„Haben Sie die Güte, mich nicht aufzuhalten. Etwas bestimmter, wenn ich bitten darf.“

Der Lahme ärgerte sich dermaßen, daß er überhaupt aufhörte, zu antworten. Schweigend, mit bösem Blick, sah er unabwendlich hinter der Brille hervor auf seinen Gegner.

„Ja oder nein? Würden Sie anzeigen, oder würden Sie nicht anzeigen?“ schrie Werchowenski.

„Selbstverständlich zeige ich n i c h t an!“ schrie noch zweimal lauter der Lehrer.

„Und keiner, kein einziger wird anzeigen, ist doch wirklich lächerlich,“ ertönten mehrere Stimmen

„Gestatten Sie, mich jetzt an Sie zu wenden, Herr Major, würden Sie anzeigen, ja oder nein?“ fuhr Werchowenski fort. „Bitte zu beachten, daß ich mich absichtlich an Sie wende.“

„Ich zeige nicht an.“

„Nun, aber, wenn Sie wissen würden, daß irgend jemand einen anderen erschlagen und berauben will, einen gewöhnlichen Sterblichen, so würden Sie doch melden, nicht wahr?“

„Natürlich, aber das ist doch ein ziviler Fall und hier handelt es sich um eine politische Anzeige. Bin kein Agent der Geheimpolizei.“

„Ja, das ist hier doch keiner,“ hörte man wieder ein paar Stimmen. „Unnütze Frage. Alle haben dieselbe Antwort. Hier gibt es doch keine Verräter!“

„Warum steht dieser Herr dort auf?“ rief plötzlich die Studentin.

„Das ist Schatoff. Warum sind Sie aufgestanden, Schatoff?“ rief die Hausfrau erregt.

Schatoff hatte sich tatsächlich erhoben, und sah, die Mütze in der Hand, auf Werchowenski. Es schien, als wollte er ihm etwas sagen, jedoch noch unentschlossen war. Sein Gesicht war blaß und zornig, doch bezwang er sich und — verließ stumm das Zimmer.

„Schatoff, das ist doch für Sie unvorteilhaft!" rief ihm Werchowenski nach.

„Dafür ist es aber dir vorteilhaft, wie einem Spion und gemeinen Menschen!" rief Schatoff von der Tür zurück und trat hinaus.

Wieder Schreie und Ausrufe.

„Da haben wir ja jetzt die Probe!" rief eine Stimme.

„Hat genützt!" rief eine andere.

„Hat sie nicht vielleicht zu spät genützt?" fragte jemand laut.

„Wer hat ihn eingeladen? — Wer hat ihn empfangen? — Wer ist es? — Was ist dieser Schatoff? — Wird er denunzieren oder wird er es nicht?" schwirrten die Fragen von einem zum anderen.

„Wenn er denunzieren wollte, so würde er sich verstellt haben, so aber hat er einfach auf die ganze Sache gespuckt und ist fortgegangen," bemerkte jemand.

„Da steht auch schon Stawrogin auf, Stawrogin hat auch nicht auf die Frage geantwortet," schrie wieder die Studentin.

Stawrogin war aufgestanden und zu gleicher Zeit hatte sich auch Kirilloff am anderen Tischende vom Platz erhoben.

„Verzeihen Sie, Herr Stawrogin," wandte sich die Hausfrau nervös an ihn, „wir haben hier alle auf die

Frage geantwortet, während Sie nun allein schweigend fortgehen wollen?“

„Ich fühle mich nicht verpflichtet, auf eine Frage zu antworten, die Sie interessiert,“ sagte Stawrogin.

„Aber wir haben uns kompromittiert und Sie nicht,“ riefen die Stimmen wieder.

„Was geht es mich an, ob Sie sich kompromittiert haben oder nicht,“ lachte Stawrogin auf, doch seine Augen funkelten dabei.

„Wieso — geht das Sie nichts an? Wieso — geht das Sie nichts an?“ fragte man sofort.

Einige sprangen von den Plätzen auf.

„Erlauben Sie, meine Herren, erlauben Sie,“ schrie der Lahme. „Herr Werchowenski hat ja auch noch nicht auf die Frage geantwortet, sondern sie bloß gestellt!“

Diese Bemerkung machte einen geradezu lähmenden Eindruck. Alle sahen sich erstaunt an. Stawrogin lachte auf und ging aus dem Zimmer. Kirilloff folgte ihm. Werchowenski lief beiden sofort ins Vorzimmer nach.

„Was machen Sie mit mir?“ flüsterte er erregt, indem er Stawrogins Hand packte und sie mit aller Kraft in der seinigen preßte.

Der löste sie schweigend.

„Seien Sie sofort bei Kirilloff, ich werde kommen .. Ich muß, ich muß Sie sprechen!“

„Ich aber habe kein Muß!“ schnitt ihm Stawrogin das Wort ab.

„Stawrogin wird bei mir sein,“ beendete Kirilloff das Gespräch. „Stawrogin, Sie haben wohl ein Muß. Ich werde es Ihnen dort sagen.“

Sie gingen hinaus.

Zwölftes Kapitel.

Zarewitsch Iwan.

Sie gingen beide zu Kirilloff. Pjotr Stepanowitsch wollte zuerst in das Gastzimmer zurückkehren, um wieder Ordnung zu schaffen, doch er mußte wohl sofort eingesehen haben, daß hier jede Mühe vergeblich war, und so lief er denn schon nach zwei Minuten den Fortgegangenen nach. Unterwegs fiel ihm eine Nebenstraße ein, durch die er ein gutes Stück Weges abschneiden konnte. Er bog in sie ein, eine Winkelgasse, in der er im Schmutz fast bis über die Knöchel versank, und erreichte auf diese Weise das Filippoffsche Haus in demselben Augenblick, in dem Stawrogin und Kirilloff durch die Hofpforte traten.

„Schon hier?" fragte Kirilloff. „Das ist gut. Kommen Sie."

„Wie, Sie sagten doch, daß Sie ganz allein leben?" fragte Stawrogin, als er im Flur den schon aufgesetzten Samowar bemerkte.

„Werden gleich sehen, mit wem ich lebe," brummte Kirilloff. „Treten Sie ein."

Kaum hatten sie sich gesetzt, als Werchowenski den anonymen Brief, den er von Lembke genommen hatte, aus der Tasche zog und ihn vor Stawrogin auf den Tisch legte. Stawrogin las ihn schweigend durch.

„Nun?“ fragte er.

„Dieser Rüpel wird bestimmt das tun, was er geschrieben hat,“ erklärte Werchowenski. „Da er in Ihrer Hand ist, so sagen Sie bitte, wie man mit ihm umgehen soll. Ich versichere Ihnen, daß er vielleicht schon morgen zu Lembke geht.“

„Nun, mag er doch gehen.“

„Wieso, mag er doch? Wenn man das verhindern kann!“

„Sie irren sich, er hängt durchaus nicht von mir ab. Und übrigens ist es mir wirklich gleichgültig. Mir droht er doch mit nichts, bloß Ihnen droht er.“

„Auch Ihnen.“

„Ich glaube nicht.“

„Aber andere könnten Sie vielleicht nicht schonen. Sollten Sie das wirklich nicht begreifen? Hören Sie, Stawrogin, denn das ist ja nur ein Spiel mit Worten: Tut Ihnen wirklich das Geld leid?“

„Ist dazu überhaupt Geld nötig?“

„Unbedingt. Zweitausend oder Minimum tausend fünfhundert Rubel. Geben Sie mir die Summe morgen oder meinetwegen heute noch, und morgen Abend bringe ich ihn nach Petersburg. Das will er ja selbst! Wenn Sie wollen, mit Marja Timofejewna — beachten Sie das!“

Werchowenski war seltsam: er sprach unvorsichtig, unüberlegt, hastig — er selbst schien ganz aus dem Geleise gebracht.

Stawrogin sah ihn erstaunt an.

„Ich habe gar keinen Grund, Marja Timofejewna fortzuschicken.“

„Vielleicht *wollen* Sie es nicht mal?“ fragte Pjotr Stepanowitsch ironisch lächelnd.

„Vielleicht will ich es nicht mal.“

„Kurzum: geben Sie das Geld oder geben Sie es nicht?“ fuhr er plötzlich, fast mit einem befehlenden Ton in der Stimme, Stawrogin an.

Dieser betrachtete ihn ernst.

„Ich gebe kein Geld.“

„Ei, Stawrogin! Sie wissen wohl irgend etwas, oder haben schon irgend etwas getan! Sie führen ein so — wildes Leben!“

Sein Gesicht verzog sich dabei. Seine Lippen zitterten. Und mit einem Male lachte er ein ganz sinnloses, unvermitteltes Lachen.

„Sie haben doch von Ihrem Vater Geld für das Gut erhalten,“ bemerkte Stawrogin ruhig. „Meine Mutter hat Ihnen die sechs oder acht tausend Rubel, die Sie von Stepan Trophimowitsch verlangten, für das Gut gegeben. Davon können Sie, wenn das für Sie so nötig ist, sehr wohl tausend fünfhundert bezahlen. Ich habe es satt, immer für andere zu zahlen, habe schon so viel ausgegeben, daß es beinahe kränkend für — mich ist.“ Er mußte selbst über seine letzten Worte lächeln.

„Ah, Sie belieben zu scherzen ...“

Stawrogin erhob sich und sofort sprang auch Werchowenski auf und stellte sich mit dem Rücken an die Tür, um den Ausgang zu versperren. Stawrogin machte schon eine Bewegung, um ihn fortzuschieben und hinauszugehen — doch plötzlich blieb er ruhig stehen.

„Ich trete Ihnen Schatoff nicht ab,“ sagte er bestimmt.

Pjotr Stepanowitsch zuckte zusammen: beide sahen einander fest an.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, wozu Sie Schatoffs Blut brauchen," sagte Stawrogin mit funkelnden Augen. „Mit diesem Blut wollen Sie Ihre Fünfer-Gruppen zusammenleimen. Vorhin haben Sie ja Schatoff auf eine ganz vorzügliche Weise hinausgejagt: Sie wußten nur zu gut, daß er niemals sagen würde, ‚ich denunziere nicht' — vor Ihnen zu lügen aber für viel, viel zu niedrig hält. Doch das einmal beiseite: wozu brauchen Sie mich eigentlich? Was soll ich in all dem? Seitdem ich aus dem Auslande zurückgekommen bin, drängen Sie sich mir immer wieder auf. Das, womit Sie mir ihr ganzes Benehmen bis jetzt erklärt haben, ist einfach nur Fieberphantasie. Dabei wollen Sie, daß ich, indem ich Lebädkin tausend fünfhundert Rubel einhändige, damit Ihrem Fedjka das Zeichen gebe, ihn zu erstechen. Ich weiß, Sie glauben, daß ich zu gleicher Zeit auch meine Frau ermorden lassen will. Und wenn Sie mich dann mit einem Verbrechen an Sie gebunden haben, so hoffen Sie, Macht über mich zu bekommen — ist es nicht so? Wozu aber wollen Sie diese Macht? Für welch eine Teufelei in aller Welt brauchen Sie mich denn? Oeffnen Sie doch endlich einmal Ihre Augen und fragen Sie sich, ob ich überhaupt ein Mensch für Sie bin, und lassen Sie mich dann endlich in Ruh!"

„Fedjka ist selbst zu Ihnen gekommen?" fragte Werchowenski.

„Ja, er ist selbst zu mir gekommen. Sein Preis ist gleichfalls genau tausend fünfhundert... Da — er kann es ja selbst bestätigen, da ist er ja . . ." rief

Stawrogin und streckte seine Hand gegen die Tür hin aus.

Pjotr Stepanowitsch drehte sich schnell um .... Auf der Schwelle hob sich aus der Dunkelheit eine Menschengestalt hervor — Fedjka. Er war im kurzen Halbpelz und ohne Mütze, ganz wie einer, der im Hause wohnt. Er stand da und lächelte. Seine entblößten Zähne schimmerten weiß. Die schwarzen Augen mit dem gelben Zigeunerglanz schlichen durch das ganze Zimmer und gingen von einem zum andern. Er schien irgend etwas nicht zu verstehen: wahrscheinlich hatte ihn Kirilloff herangewinkt, denn zu dem wandte sich immer wieder sein fragender Blick. Er blieb dabei auf der Schwelle stehen, ohne einzutreten.

„Er ist hier wohl in Bereitschaft gehalten worden, um unserem ganzen Handel zuzuhören, vielleicht gar um das Geld gleich in Empfang zu nehmen — ist's nicht so?" fragte Stawrogin und verließ, ohne die Antwort abzuwarten, entschlossen das Zimmer.

Werchowenski lief ihm sofort nach, und holte ihn noch bei der Hofpforte ein.

„Bleib! Keinen Schritt!" zischte er und packte ihn am Ellenbogen.

Stawrogin riß seinen Arm zurück, konnte ihn jedoch nicht losbekommen. Da packte ihn die Wut und mit der linken Hand ergriff er Werchowenski bei den Haaren, schleuderte ihn mit aller Kraft auf die Erde und trat dann hinaus auf die Straße. Aber noch war er nicht dreißig Schritt gegangen, als der andere ihn schon wieder einholte.

„Versöhnen wir uns, versöhnen wir uns," kam

es fast bettelnd, in bebendem Flüstern, von seinen Lippen.

Stawrogin zuckte mit den Schultern und ging weiter.

„Hören Sie, ich bringe Ihnen morgen Lisaweta Nicolajewna, wollen Sie? Nicht? Warum antworten Sie denn nicht? Sagen Sie nur, was Sie wollen, und ich tue es. Alles, alles!! Hören Sie: ich lasse Ihnen auch Schatoff, wollen Sie?"

„Dann ist es also wahr, Sie wollten ihn also wirklich ermorden?"

„Nun, wozu brauchen Sie Schatoff? Was haben Sie von ihm?" fuhr atemlos schnell Werchowenski fort, indem er bald vorauslief und bald wieder Stawrogin am Ellenbogen ergriff, wahrscheinlich, ohne dessen überhaupt gewahr zu werden. „Hören Sie: ich gebe Ihnen Schatoff, versöhnen wir uns nur, versöhnen wir uns! Ihre Rechnung ist groß, aber ... versöhnen wir uns!"

Stawrogin sah ihn endlich an und erschrak. Das war nicht mehr derselbe Blick, nicht mehr dieselbe Stimme, die er sonst gesehen und gehört. Es war ein ganz fremdes Gesicht, das er vor sich sah. Und die Stimme, was war mit der Stimme geschehen? Werchowenski flehte, winselte geradezu. Das war ja ein Wahnsinniger ... oder nein, das war ein Mensch, dem man das Teuerste auf Erden fortnimmt, oder schon fortgenommen hat.

„Was ist mit Ihnen?" rief Stawrogin.

Werchowenski antwortete nicht und lief immer noch mit demselben flehenden und zu gleicher Zeit unerbittlichen Blick neben ihm her.

„Versöhnen wir uns!" flüsterte er noch einmal.

„Hören Sie, ich halte wie Fedjka ein Messer im Stiefel bereit, aber — ich werde mich mit Ihnen versöhnen!"

„Zum Teufel, wozu brauchen Sie mich! Was wollen Sie von mir?" schrie Stawrogin in seiner Verwunderung zornig auf. „Soll das ewig ein Geheimnis bleiben? Bin ich denn etwa ein Talisman?"

„Hören Sie, wir machen einen Aufruhr," redete der andere schnell und wirr, wie im Fieber. „Sie glauben nicht, daß wir einen Aufruhr machen? Wir werden solch einen Aufruhr machen, daß Europa zusammenbricht. Karmasinoff hat recht: es ist nichts, woran man sich halten könnte. Karmasinoff ist sehr klug. Oh, nur noch zehn solcher Gruppen in ganz Rußland, und ich sage Ihnen — der Erfolg ist gesichert!"

„Dieselben Dummköpfe überall," rief Stawrogin fast wider Willen aus.

„Oh, seien Sie etwas dümmer, Stawrogin, seien Sie selbst etwas dümmer! Wissen Sie, Sie sind ja selbst gar nicht mal so furchtbar klug, als daß Sie dieses noch wünschen sollten. Sie fürchten sich, Sie glauben mir nicht, der Umfang schreckt Sie. Und warum sind sie Dummköpfe? Sie sind dabei gar nicht solche Dummköpfe! Heutzutage hat keiner seinen eigenen Verstand! Heutzutage gibt es überhaupt furchtbar wenig eigenen, echten, persönlichen Verstand. Wirginski ist der reinste Mensch: zehnmal reiner als solche wie wir es sind! Aber lassen wir ihn, was geht er uns an? Liputin ist ein Spitzbube, aber ich kenne seine Achillesferse. Es gibt keinen Spitzbuben, der nicht eine Achillesferse hätte. Nur Lämschin allein hat keine, aber auch er ist in meiner Hand. Und noch ein paar solcher Gruppen ... ich habe

überall Pässe ... dazu Geld — nun, beachten wir schon das allein? Wenn auch nur das allein? Dazu sichere Verstecke. Mögen sie dann suchen! Eine Gruppe reißt man heraus, und auf die andere setzt man sich ahnungslos. Wir wiegeln auf ... Hören Sie, wir wiegeln auf ... Glauben Sie denn wirklich nicht, daß wir beide vollkommen genügen?"

„Nehmen Sie Schigaleff, mich aber lassen Sie in Ruh ..."

„Schigaleff ist ein genialer Mensch! Wissen Sie, daß das ein Genie à la Fourier ist, nur mutiger als Fourier, nur stärker als Fourier? Ich werde mich mit ihm beschäftigen. Er hat die ‚Gleichheit' ausgedacht!"

„Er hat Fieber und phantasiert. Es muß etwas ganz Besonderes mit ihm geschehen sein," dachte Stawrogin und sah ihn von der Seite an. Beide gingen sie, ohne stehen zu bleiben.

„Bei ihm in seinem Heft ist das eine gut," fuhr Werchowenski fort, „er hat die Idee der Spionage. Bei ihm beobachtet jedes einzelne Mitglied des Verbandes den anderen, und ist verpflichtet, ihn nötigenfalls anzuzeigen. Jeder Einzelne gehört allen und alle jedem Einzelnen. Alle sind Sklaven und in der Sklaverei gleich. In äußersten Fällen Verleumdung und Mord, aber, die Hauptsache, Gleichheit. Als erstes senkt sich das Niveau der Bildung, der Wissenschaft und der natürlichen angeborenen Begabung. Ein hohes geistiges Niveau ist nur höheren Begabungen zugänglich — wir brauchen aber keine höheren Begabungen! Höhere Begabungen haben noch stets die Macht an sich gerissen und waren Despoten. Höhere Begabungen haben stets

mehr demoralisiert als Nutzen gebracht: man verjagt sie deshalb oder man richtet sie hin! Cicero wird die Zunge abgeschnitten, Kopernikus werden die Augen ausgestochen und Shakespeare wird gesteinigt — das sind die Schigaleffschen Ideen! Sklaven müssen gleich sein: ohne Despotismus ist weder Freiheit noch Gleichheit gewesen, in der Herde aber muß Gleichheit sein. Ja — das sind die Schigaleffschen Ideen! Ha—ha—ha, das kommt Ihnen sonderbar vor? Ich bin, ich stehe für die Schigaleffschen Ideen!"

Stawrogin schritt schneller aus, um endlich nach Hause zu kommen. „Wenn dieser Mensch etwa betrunken ist — wo hat er denn inzwischen trinken können?" fuhr es ihm durch den Kopf. „Sollte wirklich der Kognak —?"

„Hören Sie, Stawrogin: Berge zur Ebene machen — ist ein guter Gedanke, nicht lächerlich. Ich bin für Schigaleff! Wir brauchen keine Bildung, wir haben genug Wissenschaft! Auch ohne Wissenschaft reicht das Material für tausend Jahre, aber der Gehorsam muß sich erst verbreiten. Nur eines ist noch nicht genug vorhanden in der Welt — und das ist Gehorsam! Jeder Bildungsdurst ist schon ein aristokratischer Trieb. Familie, Liebe — das alles ist gleich auch schon Wunsch nach Eigentum. Wir bringen ihn um, den Wunsch: wir verbreiten Trunksucht, Klatsch, Verleumdung Angeberei ... wir verbreiten unerhörte Demoralisation ... wir ermorden jedes Genie schon in den ersten Regungen. Alles wird zu einem Nenner gemacht, volle Gleichheit herrscht. ‚Wir haben ein Handwerk erlernt und wir sind ehrliche Leute, weiter brauchen wir nichts' — diese

Antwort haben neulich englische Arbeiter gegeben. Unentbehrlich ist nur das Unentbehrliche!! Es sei die Devise des Erdballs von nun an!!! Aber auch Kampf ist nötig: nun — dafür werden w i r schon, wir Regenten sorgen. Denn Sklaven müssen Regenten haben. Voller Gehorsam ... volle Unpersönlichkeit ... — aber einmal in allen dreißig Jahren schickt Schigaleff Kampf und dann frißt sich alles plötzlich gegenseitig auf. Bis zu einer gewissen Grenze natürlich, einfach nur, damit das Leben nicht zu langweilig wird. Langweile ist ein aristokratisches Gefühl: im Schigalevismus aber wird es keine Wünsche mehr geben. Wünsche und Leiden für uns, für die Sklaven aber Schigalevismus."

„Sich selbst schließen Sie aus?"

„Mich — und Sie. Wissen Sie ... zuerst wollte ich die Welt dem Papst geben. Mag er sich barfuß dem Pöbel zeigen: ‚Seht,' kann er sagen, ‚wozu man mich gebracht hat!' oder ähnliches, und alles läuft ihm nach, sogar das Heer. Der Papst oben, wir um ihn und unter uns Schigalevismus. Nur müßte sich zuerst die Internationale mit dem Papst einverstanden erklären: was sie auch tun würde. Der Alte selbst sagt natürlich sofort zu allem Ja und Amen. Ihm bleibt außerdem gar nichts anderes übrig ... Sehen Sie, behalten Sie mein Wort, hahaha, dumm? Sagen Sie, dumm oder nicht?"

„Genug," sagte Stawrogin unwillig.

„Genug! Hören Sie, ich habe den Papst Papst sein lassen! Zum Teufel mit dem Papst! Und der Henker hole den Schigalevismus! Wir brauchen die Wut des Tages und keinen Schigalevismus, denn der ist ein

Juwel. Schigalevismus, als Ideal, kommt erst für die Zukunft in Frage. Schigaleff ist ein Juwelier und dumm wie jeder Philantrop. Zuerst brauchen wir grobe schwere Arbeit, Schigaleff verachtet aber die grobe, schwere Arbeit. Hören Sie, der Papst wird im Westen sein, bei uns aber, bei uns — sind Sie!"

„Lassen Sie mich gefälligst in Ruh, Sie betrunkener Mensch!" herrschte ihn Stawrogin an und ging noch schneller weiter.

„Stawrogin, Sie sind schön!" rief Pjotr Stepanowitsch wie in berauschtem Entzücken. „Wissen Sie es auch selbst, daß Sie schön sind? Am schönsten ist an Ihnen das, daß Sie es zuweilen selbst gar nicht zu wissen scheinen, wie schön Sie sind. Oh, ich kenne Sie jetzt auswendig! Ich sehe Sie mir immer heimlich von der Seite an! In Ihnen ist sogar Treuherzigkeit und echte Einfalt — wissen Sie das auch? Noch ist das in Ihnen! Sie leiden wohl, Sie leiden aufrichtig unter dieser Treuherzigkeit. Ich aber liebe die Schönheit! Ich bin ein Nihilist, aber ich liebe die Schönheit! Lieben denn die Nihilisten nicht die Schönheit? Die lieben doch bloß Idole nicht, ich aber liebe ein Idol! Und Sie, Sie sind mein Idol! Sie kränken niemanden, und doch werden Sie von allen gehaßt; Sie sehen auf alle gleich und doch werden Sie von allen gefürchtet, und das ist gut. An Sie wird niemand herantreten, um Sie auf die Schulter zu klopfen. Sie sind ein furchtbarer, ein geborener Aristokrat. Wenn ein Aristokrat zu den Demokraten geht, so ist er bezaubernd! Ihnen macht es nichts aus, das Leben zu opfern, Ihr eigenes ebenso wenig, wie das anderer Menschen. Sie sind genau so,

wie Sie sein müßten. Und ich — ich brauche gerade solch einen, wie Sie. Außer Ihnen wüßte ich keinen. Sie sind Herrscher, Sie sind Sonne, ich aber bin Ihr Wurm und Ihr Geschöpf ..."

Und plötzlich küßte er dessen Hand. Ein Schauder lief Stawrogin über den Rücken und entsetzt riß er seine Hand zurück.

Sie blieben stehen.

„Wahnsinniger!" murmelte Stawrogin.

„Vielleicht bin ich wahnsinnig, vielleicht schwärme ich!" griff Werchowenski schnell das Wort auf und hastete weiter in seiner taumelnden Rede, „aber ich habe den ersten Schritt ausgedacht. Niemals kann Schigaleff den ersten Schritt ausdenken. Es gibt viele Schigaleffs! Aber nur ein einziger, ein einziger in ganz Rußland hat den ersten Schritt ausgedacht und weiß, wie man ihn machen muß. Dieser Mensch bin ich — ich! Warum sehen Sie mich an? Sie aber, Sie sind es, den ich brauche, ohne Sie bin ich eine Null. Ohne Sie bin ich nur eine Fliege, eine Idee im Mikrobenglas, ein Kolumbus ohne Amerika!"

Stawrogin stand still und sah aufmerksam in Werchowenskis sinnlose Augen.

„Hören Sie, wir machen Unruhen, Aufruhr, Empörung!" Dabei erfaßte er immer wieder Stawrogins linken Aermel. „Ich habe Ihnen schon gesagt: wir wenden uns unmittelbar ans Volk. Wissen Sie auch, daß wir jetzt schon stark genug sind? Die Unserigen sind nicht nur die, die da brennen und morden, die da törichte Schüsse abfeuern oder in Schultern beißen. Solche stören sogar nur. Ohne Disziplin verstehe ich

nichts. Ich bin doch ein Verbrecher, ich, aber kein Sozialist, haha! Hören Sie, ich habe sie schon alle zusammengezählt: der Lehrer, der mit den Kindern über ihren Gott und über ihre Wiege lacht, ist schon unser. Der Advokat, der den gebildeten Mörder damit verteidigt, daß der Mörder entwickelter gewesen ist, als sein Opfer und somit, um Geld zu bekommen, unmöglich n i c h t töten konnte, ist schon unser. Die Schuljungen, die einen Bauern töten, um Schauder zu erleben, sind unser. Die Geschworenen, die die Verbrecher grundsätzlich freisprechen, sind unser. Unser sind Administratoren, Literaten, oh, der Unserigen sind viel, sind Legionen, und sie wissen es selbst nicht mal! Anderseits wieder hat der Gehorsam der Schuljungen und der Dummköpfe die höchste Grenze erreicht. Bei den Lehrern — nichts als Galle! Ueberall Ruhmsucht!! Wissen Sie überhaupt, wie viel wir allein schon mit fertigen Ideechen nehmen? Als ich fortfuhr, was die These Littrés aufgekommen, nach der das Verbrechen Wahnsinn ist. Ich komme wieder — und schon ist das Verbrechen nicht mehr Wahnsinn, sondern gerade der wahre, der einzige Sinn, ist beinah Pflicht und Schuldigkeit, ist zum mindesten ein edler Protest gegen die Gesellschaft. Nun, wie soll denn auch wohl ein geistig entwickelter Mensch nicht morden, wenn er Geld braucht? Aber das sind immer erst noch kleine Samenkörnchen. Der russische Gott hat vor dem Schnaps schon die Flucht ergriffen. Das Volk ist betrunken, die Mütter sind betrunken, die Kinder sind betrunken, die Kirchen sind leer und im Gericht: ‚zweihundert Rutenstreiche oder schlepp den Eimer‘. Oh, gebt nur dieser Generation Zeit, aufzuwachsen! Der Jam-

mer ist ja nur der, daß wir keine Zeit zu warten haben, sonst könnten wir sie noch betrunkener werden lassen! Ein Jammer, daß wir kein Proletariat besitzen! Aber wir werden es schon besitzen, wir werden, denn dazu führt es ja..."

„Ein Jammer gleichfalls, daß wir dumm geworden sind," brummte Stawrogin und setzte seinen früheren Weg fort.

„Hören Sie, ich habe selbst ein sechsjähriges Kind gesehen, das seine betrunkene Mutter nach Hause führte, und die schimpfte es noch mit gemeinen Worten. Sie glauben, daß ich mich darüber freue? Bekommen wir es in die Hände, so werden wir es vielleicht auch gesund machen... wenn es nötig wird, so treiben wir es auf vierzig Jahre in die Wüste hinaus... Aber eine oder zwei Generationen mit unerhörter Sittenverderbnis sind jetzt unbedingt nötig: vertierte Sitten, gemeine Sitten, so daß der Mensch sich in einen einzigen widrigen, feigen, grausamen, selbstsüchtigen Ekel verwandelt — das ist es, was nötig ist! Und hier dann noch etwas ‚frisches Blut', damit man sich allmählich daran gewöhnt. Warum lachen Sie? Ich widerspreche mir nicht. Ich widerspreche nur den Philantropen und dem Schigalevismus, aber nicht mir! Noch einmal: Ich bin ein Verbrecher, aber kein Sozialist. Hahaha! Nur schade, daß wir so wenig Zeit haben. Ich habe Karmasinoff versprochen, im Mai zu beginnen und zum Oktober zu beenden. Schnell? Haha! Wissen Sie, was ich Ihnen sagen werde, Stawrogin: im russischen Volk ist bis jetzt noch kein Cynismus gewesen, wenn es sich auch mit gemeinen Worten zu schimpfen pflegt. Wissen Sie auch, daß

dieser leibeigene Sklave sich mehr achtet, als Karmasinoff sich achtet? Er wurde geprügelt, aber er verteidigte seinen Gott, Karmasinoff aber tut das nicht."

„Nun, Werchowenski, ich höre Sie zum ersten Mal, und höre Sie mit Verwunderung," murmelte Stawrogin, „Sie sind also wirklich kein Sozialist, sondern irgend ein politischer ... Streber?"

„Ein Schurke, ein Spitzbube, meinetwegen. Macht Ihnen das Sorge, was ich eigentlich bin? Ich werde Ihnen sofort sagen, w e r ich bin. Dazu komme ich jetzt. Habe Ihnen doch nicht umsonst die Hand geküßt! Aber auch das Volk muß daran glauben, daß wir wissen, was wir wollen, und daß die nur mit der ‚Keule fuchteln und die Eigenen erschlagen'. Ach, nur Zeit! Der einzige Jammer, daß wir keine Zeit haben! Wir predigen den Zusammenbruch ... warum, warum nur ist diese Idee so bezaubernd? Aber man muß die Knochen gelenkig machen. Wir legen Feuer an ... Wir verbreiten Legenden ... Hier nützt jede kleine räudige ‚Gruppe'. Ich kann Ihnen aus diesen Gruppen solche Jäger heraussuchen, die zu jedem Schuß bereit sind und für die Ehre noch ewig dankbar bleiben. Und dann beginnt der Aufruhr! Ein Bewegung hebt an, wie sie die Welt bis jetzt noch nicht gesehen! ... Verfinstern wird sich Rußland und weinen wird die Erde über die alten Götter ... Und dann, dann bringen wir ... wen?"

„Wen?"

„Den Zarewitsch Iwan!"

„We—en?"

„Den Zarewitsch Iwan; Sie, Sie!"

Stawrogin dachte einen Augenblick nach.

„Den Usurpator?“ fragte er plötzlich und sah in tiefem Erstaunen den Sinnlosen an. „Ah, also das ist Ihr Plan!“

„Wir sagen zuerst, daß er sich ‚verbirgt‘,“ flüsterte Werchowenski leise wie ein Liebesgeständnis. „Wissen Sie auch, was dieses Wörtchen bedeutet: ‚er verbirgt sich‘? ‚Aber er wird kommen, er wird kommen!‘ sagen wir dann. Die Legende, die wir verbreiten, wird besser sein, als die der Skopzen. Er ist da — aber noch hat ihn niemand gesehen. Oh, was für eine Legende wir verbreiten werden! Und die Hauptsache — eine neue Kraft kommt. Die aber braucht man gerade, nach der sehnt man sich gerade! Warum ist's mit dem Sozialismus nichts? Er zerstört nur die alten Kräfte, aber neue kann er nicht geben! Hier aber ist eine neue Kraft! Und was für eine noch dazu! Eine unerhört großartige! Nur einmal gebt uns den Hebel, um die Erde aufzuheben! Nur einmal — und alles wird sich dann erheben!“

„Sie rechneten vielleicht im Ernst auf mich?“ fragte Stawrogin boshaft lächelnd.

„Warum lachen Sie und warum lachen Sie so? Schrecken Sie mich nicht. Ich bin jetzt wie ein Kind, man kann mich zu Tode erschrecken, schon allein mit solch einem Lächeln. Hören Sie, ich werde Sie niemandem zeigen, niemandem: das ist nötig. Er ist da — aber keiner hat ihn gesehen. Er verbirgt sich. Aber wissen Sie, man kann ihn auch einem zeigen, von Hunderttausend einem einzigen. Und über die ganze Erde hin wird es heißen: ‚Wir haben gesehen, gesehen!‘ Iwan Filippowitsch, den Herrn der Heerscharen, haben sie ge-

sehen, wie er im Wagen gen Himmel fuhr vor allen Menschen, haben es mit ‚eigenen‘ Augen gesehen. Aber Sie sind nicht nur Iwan Filippowitsch: Sie sind schön, sind stolz wie ein Gott, suchen nichts für sich selbst, und ‚verbergen‘ sich mit der Ausrede eines Opfers. Die Hauptsache ist dabei die Legende! Sie besiegen alle, Sie sehen sie nur einmal an und siegen. Er bringt die neue Wahrheit und — ‚verbirgt‘ sich. Und wir verbreiten mittlerweile ein paar Sprüche Salomonis. Haben ja die Gruppen, die ‚Fünf‘ — brauchen keine Zeitungen! Wenn von zehntausend nur eine einzige Bitte erfüllt wird, so kommen alle mit Bitten an. In jedem Kreis wird jeder Bauer wissen, daß da in einem gewissen Baumstamm eine Höhlung ist, in die man Bittschriften legen kann. Und die ganze Erde stöhnt auf: ‚das neue gerechte Gesetz kommt zu uns‘, und das Meer schäumt über, und die Bretterbude der Komödianten stürzt wenn nicht heute, dann morgen ein, — dann denken wir an unsere steinernen Bauten, die wir auf festem Boden bauen werden. Zum ersten Mal! Denn bauen werden w i r, nur wir allein, w i r!“

„Raserei!“ murmelte Stawrogin.

„Warum, warum wollen Sie nicht? Fürchten Sie sich etwa? Ich habe ja gerade darum Sie erwählt, weil Sie nichts fürchten. Unvernünftig, wie? Aber ich bin doch vorläufig noch Kolumbus ohne Amerika — ist denn Kolumbus ohne Amerika vernünftig?“

Stawrogin schwieg. Sie waren beim Hause angelangt und blieben an der Vorfahrt stehen.

„Hören Sie,“ Werchowenski beugte sich zu seinem Ohr, „ich mache es Ihnen ohne Geld, morgen beende

ich es mit Marja Timofejewna ... ohne Geld ... und morgen noch bringe ich Ihnen Lisa. Wollen Sie Lisa, morgen noch?"

„Sollte er wirklich verrückt geworden sein?" fragte sich Stawrogin lächelnd. Die Tür öffnete sich.

„Stawrogin, ist Amerika unser?" Werchowenski ergriff zum letzten Mal seine Hand.

„Wozu?" fragte Stawrogin ernst und streng.

„Keine Lust, ich konnte es mir ja denken!" rief Pjotr Stepanowitsch, knirschend vor Wut. „Glauben Sie, Sie elender, unzüchtiger, zerbrechlicher, zerbrochener Herrensohn, ich weiß es besser: Sie haben sogar einen Wolfshunger darauf! ... Begreifen Sie doch, daß Ihre Rechnung jetzt schon zu groß ist, als daß ich mich noch von Ihnen lossagen könnte! Auf der ganzen Welt gibt es keinen anderen als nur Sie! Schon im Auslande habe ich Sie, gerade Sie, mir ausgedacht. Schon im Augenblick, da ich Sie zum ersten Mal sah. Hätte ich Sie damals nicht aus meiner Ecke hervor erblickt, so wäre ich wahrlich auf all das überhaupt nicht gekommen!"

Stawrogin stieg, ohne zu antworten, die Treppen hinan.

„Stawrogin!" rief ihm Werchowenski noch nach, „— ich gebe Ihnen einen Tag ... nun, zwei ... drei! Doch mehr wie drei kann ich nicht, dann aber — Ihre Antwort!"

Dreizehntes Kapitel.

Haussuchung.

Inzwischen geschah bei uns etwas, das mich in Erstaunen und nicht geringe Aufregung versetzte. Am Morgen früh, noch vor acht Uhr, kam Nastassja, Stepan Trophimowitschs Magd, zu mir gelaufen, atemlos, mit der verblüffenden Nachricht: „Der Herr ist in Beschlag genommen!" Zuerst konnte ich aus ihren Reden überhaupt nicht klug werden, doch mit viel Geduld stellte es sich dann heraus, daß Beamte gekommen waren, die Papiere genommen hätten, die ein Soldat „zum Bündel zusammengebunden" und dann „auf einer Karre fortgefahren" hätte.

Ich eilte sofort zu meinem Freunde.

Er war in sonderbarer Verfassung: erschrocken und erregt, und doch schien er zu gleicher Zeit zu triumphieren. Auf dem Tische kochte der Samowar und daneben stand ein Glas Tee, schon des längeren eingegossen, doch noch nicht angerührt. Stepan Trophimowitsch ging rund um den Tisch herum, ging in alle Winkel des Zimmers, augenscheinlich ohne sich über seine Bewegungen Rechenschaft zu geben. Er war, wie vormittags gewöhnlich, in seinem rosa-roten Morgenrock. Heute aber ging er, kaum daß ich gekommen war, schnell ins andere Zimmer und zog sich den Gehrock an — was

er sonst früher noch nie getan, wenn ihn einer seiner nahen Freunde in diesem schönen Morgenrock angetroffen hatte. Er ergriff sofort erregt meine Hand.

„Enfin un ami!“ rief er und seufzte aus tiefstem Herzen auf. „Cher, ich habe nur zu Ihnen allein geschickt und sonst weiß noch niemand etwas davon. Man muß Nastassja sagen, daß sie die Türen schließt und niemanden hereinläßt, außer natürlich die ... Vous comprenez?“

Er sah mich dabei unruhig an, als ob er eine Antwort erwartete. Selbstverständlich fragte ich ihn sofort nach dem Vorgefallenen und erfuhr denn aus seinen unzusammenhängenden Worten, unter zahllosen Unterbrechungen und unnützen Zwischensätzen, daß um sieben Uhr morgens „plötzlich“ ein Gouvernementsbeamter zu ihm gekommen war.

„Pardon, j'ai oublié son nom. Il n'est pas du pays, aber, ich glaube, Lembke hat ihn mitgebracht, quelque chose de bête et d'allemand dans la physionomie. Il s'appelle Rosenthal.“

„Heißt er nicht vielleicht Blümer?“

„Blümer? Ja, genau, natürlich hieß er so. Vous le connaissez? Quelque chose d'hébété et de très content dans la figure, pourtant très sévère, roide et sérieux. Eine Figur von der Polizei, von den Ergebenen, je m'y connais. Ich schlief noch, und denken Sie sich, er bat mich, auf meine Bücher und Manuskripte einen Blick werfen zu dürfen, oui je m'en souviens, il a employé ce mot. Er hat mich nicht arretiert, sondern nur die Bücher ... Il se tenait à distance, und als er seinen Besuch zu erklären begann,

so sah er aus, als ob ich ... enfin il avait l'air de croire que je tomberai sur lui immédiatement et que je commencerai à le battre comme plâtre. Tous ces gens du bas étage sont comme ça, wenn sie es mit einem anständigen Menschen zu tun haben. Natürlich begriff ich sofort alles. Voilà vingt ans que je m'y prépare! Ich öffnete ihm alle Kasten und übergab ihm alle Schlüssel. Ich gab sie selbst, ich habe ihm selbst alles gegeben. J'étais digne et calme. Von den Büchern nahm er die ausländische Ausgabe Herzens, ein gebundenes Exemplar der ‚Sturmglocke', vier Abschriften meiner Dichtung et enfin tout ça. Dann noch Papiere und Briefe et quelque unes de mes ébauches historiques, critiques et politiques. Das alles haben sie fortgebracht. Nastassja sagt, der Soldat hätte es auf einer Karre fortgeschleppt und mit einer Schürze bedeckt; oui, c'est cela, mit einer Schürze."

Alles war krankhaft gesprochen. Wer hätte hier etwas begreifen können? Ich suchte Wesentlicheres aus ihm herauszubekommen. War Blümer ganz allein gewesen, oder, außer dem Soldaten, noch andere mit ihm? In wessen Namen? Mit welchem Recht? Wie hat er es wagen können? Womit hatte er es erklärt?

„Il était seul, bien seul, übrigens war noch jemand dans l'antichambre, oui, je m'en souviens, et puis ... Uebrigens, ich glaube, es war da noch jemand, und im Vorzimmer stand eine Wache. Man muß Nastassja fragen. Sie weiß alles besser. J'était surexcité, voyez vous. Il parlait, il parlait ... un tas de choses, übrigens, er sprach sehr wenig, ich

war es, der immer sprach ... Ich habe ihm mein Leben erzählt, versteht sich, von diesem Standpunkt aus ... J'étais surexcité, mais digne, je vous l'assure. Ich fürchte übrigens, daß ich, ich glaube wenigstens, geweint habe. Die Karre haben sie vom Krämer nebenan genommen ..."

„Wie hat sich das alles nur zutragen können! Aber so sprechen Sie doch um Gottes willen etwas richtiger, etwas genauer, Stepan Trophimowitsch. Das ist doch ein Traum, den Sie da erzählen!"

„Cher, ich bin auch selbst noch wie im Traum ... Savez vous! Il a prononcé le nom de Teliatnikoff, und ich glaube, daß gerade der sich im Vorzimmer versteckte. Ja, da fällt mir ein, er schlug einen Zeugen vor, und ich glaube, Dmitri Mitritsch ... qui me doit encore quinze rouble de Whist soit dit en passant. Enfin, je n'ai pas trop compris. Aber ich war noch schlauer als sie, und was geht mich Dmitri Mitritsch an. Ich habe, glaube ich, sehr gebeten, ihm zu verbergen, sehr gebeten, sehr, fürchte sogar, daß ich mich erniedrigt habe, comment croyez vous? Enfin il a consenti ... Ja, da fällt mir ein, das war er selbst, der da bat, ihn zu verstecken, denn er sagte, er sei nur gekommen, um zu ‚besehen' et rien de plus, und weiter nichts, das ist alles ... und daß, falls man nichts findet, auch nichts weiter sein wird. So haben wir alles beendet, en amis, je suis tout à fait content."

„Aber ich bitte Sie, er hat Ihnen doch einfach die in solchen Fällen üblichen Garantien angeboten, und Sie — Sie haben ihn noch selbst davon abgebracht!" rief ich in freundschaftlichem Unwillen.

„Nein, es ist schon besser so, ohne Garantien. Und wozu ein Skandal? Lieber bis zur Zeit, bis zum letzten Augenblick en amis ... Sie wissen doch, wenn man in der Stadt erfährt ... mes ennemis ... et puis à quoi bon ce procureur, ce cochon de notre procureur, qui deux fois m'a manqué de politesse et qu'on a rossé à plaisir l'autre année chez cette charmante et belle Natalja Pawlowna, quand il se cacha dans son boudoir. Et puis, mon ami, widersprechen Sie mir nicht und decouragieren Sie mich nicht, ich bitte Sie, denn es gibt nichts Unerträglicheres, als wenn ein Mensch unglücklich ist und ihm dann hundert Freunde sofort zeigen wollen, wie dumm er gehandelt. Setzen Sie sich und trinken Sie Tee. Ich muß gestehen, ich bin sehr müde geworden ... sollte ich mich nicht hinlegen und eine Essigkompresse machen? Was meinen Sie?"

„Aber selbstverständlich," sagte ich, „und besser noch Eis. Sie sind sehr aufgeregt. Sie sind ja ganz bleich und Ihre Hände zittern. Legen Sie sich hin, erholen Sie sich und sprechen Sie nicht mehr. Ich werde mich zu Ihnen setzen und warten."

Er konnte sich aber noch immer nicht entschließen, sich hinzulegen, ich bestand jedoch darauf und erreichte denn auch endlich mein Ziel. Nastassja brachte eine Tasse mit Essig, ich feuchtete ein Handtuch damit an und legte es dann auf seinen Kopf. Darauf kletterte Nastassja auf einen Stuhl und schickte sich zu meiner nicht geringen Verwunderung an, in der Ecke vor einem Heiligenbild ein Lämpchen anzuzünden. Noch nie hatte

ich früher ein Lämpchen bei ihm gesehen und nun war es plötzlich da und wurde sogar angezündet.

„Ich habe das angeordnet, gleich nachdem sie fortgegangen waren," sagte Stepan Trophimowitsch leise und sah mich dabei schlau an, „quand on a de ces choses-là dans ça chambre et qu'on vient vous arrêter, so macht das unbedingt einen guten Eindruck, und die müssen dann doch sagen, daß sie gesehen haben, wie . . ."

Nachdem Nastassja mit dem Lämpchen fertig war, ging sie zur Tür, blieb aber dort stehen, legte mitleidig die rechte Hand an die Wange und begann ihn mit weinerlichem Blick anzusehen.

„Éloignez-la unter irgend einem Vorwand," winkte er mir vom Diwan zu. „Kann dieses russische Bedauern nicht leiden et puis ça m'embête."

Doch sie ging schon von selbst hinaus. Es fiel mir auf, daß er immer wieder zur Tür blickte und hinaushorchte.

„Il faut être prêt, voyez-vous," er sah mich dabei verständnisvoll an. „— chaque moment können sie kommen, einen nehmen und hüitt — weg ist ein Mensch!"

„Hergott! Wer kommt? Wer nimmt Sie?"

„Voyez-vous, mon cher, ich habe ihn ganz einfach gefragt, als er schon fortgehen wollte: was wird man jetzt mit mir machen?"

„Hätten Sie doch lieber gleich gefragt, wohin man Sie verschicken will!" rief ich unwillig.

„Das meinte ich ja auch damit, aber er ging fort

und sagte nichts. Voyez-vous: was die Wäsche anbetrifft, die Kleider, die warmen Kleider besonders, ich glaube, das kann man schon mitnehmen — sonst schicken sie einen vielleicht noch im Soldatenmantel fort. Ich habe fünfunddreißig Rubel" — er senkte plötzlich die Stimme und blickte ängstlich auf die Tür, durch die Nastassja fortgegangen war — „heimlich durch die Westentasche, die ich ein bißchen aufgeschnitten habe, in die Weste hineingesteckt, sehen Sie hier, fühlen Sie ... Ich glaube, die Weste werden sie mir doch nicht ausziehen, u—und zum Schein habe ich in mein Portemonnaie sieben Rubel gelegt ‚alles, sozusagen, was ich habe.' Wissen Sie, und hier ist noch Kleingeld und Kupfergeld auf dem Tisch, so daß sie es gar nicht erraten werden, daß ich noch Geld versteckt habe. Sie werden glauben, das sei alles. Denn Gott mag wissen, wo ich heute noch nächtigen werde."

Ich senkte meinen Kopf ob solchem Wahnsinn. Augenscheinlich konnte man weder so arretieren, noch Haussuchungen machen, wie er es wiedergab. Daß er sich irgendwie täuschte, auch über das, was geschehen war, daran zweifelte ich nicht mehr. Natürlich durfte der Gouverneur in äußersten Fällen .. Aber was könnte denn hier wohl für ein äußerster Fall vorliegen?

„Es ist bestimmt ein Telegramm aus Petersburg angekommen," sagte plötzlich Pjotr Trophimowitsch.

„Ein Telegramm! Ihretwegen? Wohl weil Sie Herzens Bücher haben? Oder sollte gar Ihr Poem daran schuld sein? Sie sind krank, wie's scheint, was für einen Grund kann man denn haben, *Sie zu arretieren?*"

„Wer kann da etwas wissen, in unserer Zeit, warum man arretiert wird?" flüsterte er rätselhaft.

Ein unglaublicher, unmöglicher Gedanke fuhr mir durch den Kopf.

„Stepan Trophimowitsch, sagen Sie mir wie einem Freunde," rief ich, „wie einem aufrichtigen, treuen Freunde, ich werde Sie nicht verraten: gehören Sie zu irgend einem geheimen Verbande oder nicht?"

Und da, zu meiner Verwunderung, antwortete er auch nicht sicher und bestimmt. Gehörte er nun, oder gehörte er nicht zu solch einem geheimen Verbande? Ich wurde nicht klug daraus.

„Ja, voyez-vous, es kommt darauf an, wie man's nimmt, voyez-vous ..."

„Wie, was ‚nimmt'?"

„Wenn man mit dem ganzen Herzen zum Progreß gehört hat und ... wer kann denn sicher sein? Du glaubst, daß du nicht gehörst, und siehe da, du gehörst doch schließlich zu irgend etwas."

„Wie ist das möglich, hier handelt es sich doch nur um ja oder nein?"

„Cela date de Pétersbourg, als wir beide das Blatt gründen wollten — Sie wissen ja. Sehen Sie, da steckt die Wurzel. Wir drückten uns damals und man vergaß uns: jetzt aber haben sie sich wieder unserer erinnert. Cher, cher, kennen Sie mich denn nicht!" rief er plötzlich krankhaft erregt. „Man wird uns festnehmen, in einen Bauernschlitten setzen und dann: marsch nach Sibirien fürs ganze Leben! Oder aber man vergißt uns in der Kasematte!"

Und plötzlich begann er heiße, heiße Tränen zu weinen. Er bedeckte seine Augen mit dem Taschentuch und weinte und schluchzte ungefähr fünf Minuten lang. Ich konnte es nicht mit ansehen. Dieser alternde Mann, der jetzt zwanzig Jahre lang unser Freund und Lehrer, unser Patriarch gewesen war, der sich so hoch über uns allen zu halten verstanden: der weinte jetzt plötzlich wie ein kleiner, ungezogener Junge, der den Stock, nach dem der Lehrer gegangen, fürchtet. Grenzenlos tat er mir leid. An den „Bauernschlitten" glaubte er sicherlich ebenso fest, wie daran, daß ich neben ihm saß — und erwartete ihn womöglich sofort, in der nächsten Minute schon. Und alles das für die Werke Herzens und irgend ein eigenes Poem! Solch eine vollkommene Unkenntnis des Lebens war rührend und dabei doch auch gleichzeitig — widerlich.

Endlich hörte er auf zu weinen, erhob sich vom Diwan und ging wieder im Zimmer auf und ab. Sein Gespräch setzte er ebenso unzusammenhängend fort, wie zuvor; dabei blickte er jeden Augenblick aus dem Fenster oder horchte, ob nicht jemand ins Vorzimmer trat. Alle meine Beteuerungen und Beruhigungen sprangen von ihm ab wie Erbsen von der Wand. Er hörte mir kaum zu, und hatte es dabei doch ersichtlich furchtbar nötig, daß ich ihn beruhigte. Er sprach denn auch beinahe nur in dieser Absicht. Ich sah bald ein, daß er jetzt ohne mich nicht auskommen könnte, mich jedenfalls für nichts in der Welt von sich gelassen hätte. So blieb ich denn bei ihm und wir verbrachten ungefähr zwei Stunden miteinander.

Im Laufe des Gesprächs bemerkte er, daß Blümer

gleichfalls zwei Proklamationen, die er irgendwo bei ihm gefunden, mitgenommen habe.

„Proklamationen!?“ Ich erschrak dummer Weise. „Sind Sie etwa ...“

„Ach, man hat mir zehn Stück ins Haus geworfen,“ antwortete er.

Er sprach bald ungehalten, bald hochmütig mit mir, bald klagend und bald erniedrigt.

„Aber acht habe ich schon verbrannt und Blümer hat nur noch zwei gefunden.“

Und plötzlich errötete er vor Unwillen.

„Vous me mettez avec ces gens-là! Sie halten es also für möglich, daß ich zu diesen Schuften, diesen heimlichen Zusteckern gehören könnte, zu diesen, wie mein Söhnchen Pjotr Stepanowitsch, avec ces esprits-forts de la lâcheté! O Gott!“

„Ja, aber sollte man Sie nicht vielleicht irgendwie verwechselt haben ... Uebrigens, Unsinn, nein, das kann nicht sein!“

„Savez vous,“ riß es sich plötzlich aus ihm heraus, „ich fühle zuweilen, que je ferai là-bas quelque esclandre. Oh, gehen Sie nicht fort, lassen Sie mich um Gottes willen nicht allein! Ma carrière est finie aujourd'hui, je le sens. Ich, wissen Sie, ich werde mich vielleicht auch auf jemanden stürzen und beißen, wie jener Leutnant ...“

Er sah mich ganz sonderbar an, mit einem erschreckten Blick, der zu gleicher Zeit auch wieder selbst erschrecken wollte. Tatsächlich ärgerte er sich über irgend wen oder irgend was immer mehr, und genau im Verhältnis, wie der „Bauernschlitten“ nicht erschien.

Plötzlich warf Nastassja, die aus der Küche ins Vorzimmer gegangen war, dort einen Kleiderhalter um. Stepan Trophimowitsch erzitterte und fuhr erschrocken auf: als sich dann aber die Sache aufklärte, da schrie er fast auf vor Wut, und jagte sie, mit den Füßen trampelnd, wieder zurück in die Küche.

Nach einiger Zeit sagte er, indem er mich verzweifelt anblickte:

„Ich bin verloren! Cher," er setzte sich plötzlich zu mir und sah mich so traurig dabei an. „Cher, ich fürchte ja nicht Sibirien, ich schwöre es Ihnen, oh, je vous jure, ich fürchte etwas anderes ..." und Tränen traten in seine Augen.

Ich erriet sofort, schon an seinem Aussehen, daß er mir endlich etwas Besonderes mitteilen wollte, daß er sich aber bis jetzt noch bezwungen hatte.

„Ich fürchte die Schande," flüsterte er schließlich geheimnisvoll.

„Welche Schande? Im Gegenteil! Glauben Sie doch, Stepan Trophimowitsch, alles wird sich heute noch aufklären und zwar zu Ihrem Vorteil ..."

„Sind Sie so überzeugt, daß man mir verzeihen wird?"

„Was reden Sie von verzeihen! Was für Worte Sie wirklich gebrauchen! Was haben Sie denn begangen? Ich versichere Ihnen doch, Sie haben nichts getan!"

„Qu'en savez-vous ... mein ganzes Leben war .. cher ... Es wird ihnen alles von mir einfallen ... und wenn sie nichts finden, um so schlimmer," fügte er unerwartet hinzu.

„Um so schlimmer?“

„Um so schlimmer.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Mein Freund, cher ami, nun, meinetwegen Sibirien, nach Archangelsk, Verlust aller Rechte, — kommt man um, dann kommt man um! Aber ... ich fürchte das andere ...“ — wieder Geflüster, erschreckter Blick und geheimnisvolle Gesten.

„Aber was denn, was?“

„Sie werden mich durchprügeln,“ flüsterte er zitternd und sah mich wie verloren an.

„Wer wird Sie durchprügeln? Wo? Warum?“ rief ich erschrocken, denn ich glaubte schon, er habe den Verstand verloren.

„Wo? Nun da ... wo das gemacht wird.“

„Ja, wo wird denn das gemacht?“

„Ach, cher,“ flüsterte er mir ins Ohr, „plötzlich verschwindet unter einem ein Stück Diele und sie fallen bis zur Hüfte in eine Oeffnung ... Das weiß doch jeder ..“

„Fabeln!“ rief ich erratend, „alte Fabeln sind das. Ja, aber haben Sie denn wirklich bis jetzt daran geglaubt?“ Und ich lachte.

„Fabeln? So ganz grundlos entstehen doch auch solche Fabeln nicht. Und ich ... ich hab es mir schon zehntausendmal in der Phantasie vorgestellt!“

„Aber warum denn Sie, gerade Sie? Sie haben doch nichts getan?“

„Um so schlimmer, sie werden sehen, daß ich nichts getan habe und prügeln dennoch.“

„Und Sie sind überzeugt, daß man Sie dann nach Petersburg bringen wird?“

„Mein Freund, ich habe schon gesagt, mir tut nichts mehr leid, ma carrière est finie. Seit jener Stunde in Skworeschniki, da sie sich von mir verabschiedete, tut mir mein Leben nicht mehr leid ... aber die Schande, die Schande, que dira-t-elle, wenn sie es erfährt?"

Verzweifelt sah er mich an, der Arme, und errötete über und über. Ich senkte gleichfalls die Augen.

„Sie werden nichts erfahren, denn man wird Ihnen nichts tun. Es ist mir, als ob ich zum ersten Mal mit Ihnen spräche, Stepan Trophimowitsch, dermaßen haben Sie mich heute in Erstaunen gesetzt."

„Mein Freund, das ist doch keine Furcht. Nun, mögen sie mir da meinetwegen auch verzeihen, mich sogar wieder herbringen und sonst auch nichts machen — und hier bin ich ja gerade verloren. Elle me soupçonnera toute sa vie ... mich, mich, den Dichter, den Denker, den Menschen, den sie zweiundzwanzig Jahre lang angebetet hat!"

„Wird ihr gar nicht einfallen."

„Es wird, wird," flüsterte er in tiefer Ueberzeugung. „Wir haben beide mehrere Mal darüber gesprochen, in Petersburg, bevor wir fortfuhren, als wir uns beide fürchteten. Elle me soupçonnera toute sa vie ... und wie sie überzeugen? Es kommt nur unwahrscheinlich heraus. Ja, und wer wird denn hier in der Stadt glauben, c'est invraisemblable ... Et puis les femmes ... Sie wird sich freuen. Sie wird sehr betrübt sein, sogar sehr aufrichtig betrübt, wie ein treuer Freund, aber, im geheimen — wird sie sich freuen ... Ich gebe ihr eine Waffe gegen mich fürs ganze Leben.

Oh, vernichtet ist es jetzt, mein ganzes Leben! Zwanzig Jahr ein so großes Glück mit ihr ... und nun das!"

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Stepan Trophimowitsch, sollten Sie nicht Warwara Petrowna sofort von dem Vorgefallenen benachrichtigen?" schlug ich vor.

„Gott soll mich davor bewahren!" er fuhr zusammen und sprang auf. „Auf keinen Fall, niemals, nach dem was in Skworeschniki gesagt worden ist, nie—mals!"

Seine Augen blitzten plötzlich.

Wir saßen, glaube ich, noch eine gute Stunde und erwarteten immer noch irgend etwas — das war schon zur fixen Idee geworden. Er legte sich wieder hin, schloß sogar die Augen und lag ungefähr zwanzig Minuten, ohne ein Wort zu sprechen, so daß ich bereits glaubte, er sei eingeschlafen. Plötzlich aber erhob er sich, schleuderte das Handtuch fort, sprang vom Diwan auf und stürzte zum Spiegel, um sich sofort ein neues weißes Halstuch umzubinden, rief mit Donnerstimme Nastassja und befahl, ihm seinen Mantel, Hut und Stock zu geben.

„Ich kann es nicht mehr aushalten," sagte er, „ich kann nicht, ich kann nicht! ... Ich gehe selbst."

„Wohin?" rief ich.

„Zu Lembke. Cher, ich muß, es ist meine Pflicht. Das ist eine Schuld. Ich bin ein Bürger und ein Mensch, aber kein Strohhalm, ich habe Rechte, ich will mein Recht ... Ich habe zwanzig Jahre lang meine Rechte nicht mehr verlangt, gefordert, ich habe sie mein ganzes Leben lang unverzeihlich vergessen ... aber jetzt werde ich sie verlangen. Er muß mir alles sagen, alles. Er hat ein Telegramm bekommen. Er darf mich nicht

quälen. Wenn schon, denn schon — soll er mich lieber sofort verhaften, verhaften, verhaften!"

Er schrie die letzten Worte und stampfte heftig mit dem Fuß.

„Ich gebe Ihnen darin vollkommen recht," sagte ich absichtlich so ruhig wie nur möglich, obgleich ich nicht wenig für ihn fürchtete. „Das ist wirklich besser, als mit solch einer Sorge stillsitzen. Nur Ihre ganze Stimmung kann ich nicht loben. Sehen Sie doch im Spiegel, wie Sie aussehen. Wie können Sie denn so zu Lembke gehen? Il faut être digne et calme avec Lembke. Man könnte Ihnen ja wirklich zutrauen, daß Sie sich auf jemanden werfen und ihn beißen!"

„Ich liefere mich selbst aus! Ich gehe selbst in den Rachen des Löwen ..."

„Ich gehe natürlich mit Ihnen."

„Ich habe nichts anderes von Ihnen erwartet, ich nehme Ihr Opfer an, als Opfer eines treuen Freundes, aber nur bis zum Hause, nur bis zum Hause: Sie dürfen es nicht, Sie haben nicht das Recht, sich noch weiter mit mir zu kompromittieren. O, croyez moi, je serai calme! In diesem Augenblick fühle ich mich à la hauteur de tout ce qu'il y a de plus sacré ..."

„Ich werde vielleicht auch mit Ihnen ins Haus gehen," unterbrach ich ihn. „Gestern hat mich dieses dumme Komitee durch Wyssotzki benachrichtigt, daß man morgen zum Fest auf mich rechnet: als Anordner, oder wie sie da ... zu den sechs jungen Herren, die gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten nach den Teebrettern sehen müssen, den Damen den Hof machen, den Gästen die Plätze und dann die Pelze und Galoschen aufsuchen und

dabei eine weißrote Schleife an der linken Schulter tragen sollen. Ich wollte zuerst absagen — aber warum soll ich jetzt nicht zum Gouverneur gehen, unter dem Vorwand natürlich, die Angelegenheit mit Julija Michailowna selbst besprechen zu wollen? So gehen wir denn beide zusammen."

Er hörte zu und nickte nur mit dem Kopf, doch wahrscheinlich dachte er weiter nichts.

Wir standen schon an der Tür.

„Cher," rief er plötzlich und streckte die Hand aus zur Ecke, in der das Lämpchen brannte, „cher, ich habe nie an das geglaubt, aber ... lassen Sie, lassen Sie!" und er bekreuzigte sich. „Allons!"

„Ist recht so," dachte ich bei mir, als ich nach ihm aus dem Hause trat, „unterwegs wird noch die frische Luft gut tun, wir werden uns beruhigen, wieder nach Hause kommen und uns schlafen legen ..."

Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Gerade unterwegs geschah etwas, das Stepan Trophimowitsch noch mehr erschüttern sollte und ihn endgültig vorwärts trieb ... so daß ich, ich muß gestehen, solch eine Kühnheit, wie er sie an diesem Morgen zeigte, von unserem Freund gar nicht erwartet hätte. Armer Freund! Mein guter Freund!

Vierzehntes Kapitel.

Der verhängnisvolle Morgen.

I

Ich muß alles in derselben Reihenfolge erzählen, in der es sich zugetragen hat. Ungefähr eine Stunde bevor wir, Stepan Trophimowitsch und ich, aus dem Hause traten, schob sich durch die Stadt, von vielen Neugierigen begleitet, ein Menschenhaufe von etwa siebzig oder mehr Mann: es waren Arbeiter der Spigulinschen Fabrik. Sie zogen ruhig, würdevoll, fast stumm und absichtlich in der strengsten Ordnung durch die Straßen. Später hat sich herausgestellt daß diese Arbeiter als Abgesandte der etwa neunhundert, die es im ganzen in der Fabrik gab, sich tatsächlich nur aufgemacht hatten, um beim Gouverneur ihr Recht zu suchen, da der Direktor in Abwesenheit der Besitzer sie bei der Abzahlung schmählichst betrogen hatte — eine Tatsache, die heute ebenfalls keinem Zweifel mehr unterliegt. Andere behaupten freilich dagegen, daß siebzig Mann viel zu viel für eine Schar Abgesandte gewesen sei, und daß dieser Haufe aus den am meisten Geschädigten bestanden habe, die auf diese Weise einfach für sich selbst hätten bitten wollen — jedenfalls aber will niemand von den siebzig einen „allgemeinen Arbeiter-Aufstand" zugeben, von dem die Zeitungen hernach so fettgedruckt zu er-

zählen wußten. Wieder andere behaupten, diese siebzig Mann seien allerdings keine „gewöhnlichen“, dafür aber „politische“ Aufständische gewesen — und natürlich schieben dann diejenigen, welche die Sache so ansehen, mit Vorliebe die Schuld auf die in den Tagen vorher heimlich zugesteckten Proklamationen. Doch, wie dem auch sein mag — denn klar ist man sich bis heute noch nicht darüber —: meiner eigenen Meinung nach hatten die Arbeiter diese zugesteckten Blätter überhaupt nicht gelesen, oder wenn doch, sie gar nicht verstehen können — aus dem einfachen Grunde, weil die Verfasser derselben, trotz der Aufdringlichkeit ihres Stils, doch äußerst verworren und undeutlich sich ausgedrückt. Da es aber die Abeiter wirklich sehr schwer hatten und die Polizei, an die sie sich zuerst gewandt, sich weiter nicht mit ihnen hatte einlassen wollen: was war da naheliegender, als selbst in hellem Haufen zum Gouverneur zu ziehen, wenn möglich gar mit einer Aufschrift, die ihre Wünsche in Devisenform aussprach und an der Spitze vorangetragen wurde, sich vor der Gouvernementseinfahrt aufzustellen, und, sobald der Gefürchtete erschien, auf die Kniee zu fallen, um dann ein Geschrei wie zur heiligen Vorsehung selber zu erheben? Es ist meine feste Ueberzeugung, daß es sich nur darum und um nichts anderes handelte, zumal das ein uraltes und lang überliefertes Mittel ist: das russische Volk hat von jeher ein Gespräch mit dem „General selber“ allen anderen Verhandlungen vorgezogen — und zwar eigentlich allein schon um der Ehre willen, ganz gleichgültig, womit das Gespräch endete. So fest bin ich davon überzeugt, daß ich glaube, daß selbst Pjotr Stepano-

witsch, Liputin und vielleicht noch jemand, sagen wir Fedjka, die heimlich mit den Fabrikarbeitern gesprochen hatten — wie es sich jetzt mit ziemlicher Sicherheit herausgestellt hat — doch weiter keinen Einfluß auf diesen „Gang zum Gouverneur“ ausgeübt haben können — abgesehen davon, daß es überhaupt nur zwei, drei, höchstens fünf Arbeiter gewesen sind, mit denen sie nachweisbar gesprochen. Was aber den „Aufstand“ anbetrifft, so werden wohl die Arbeiter, selbst wenn sie etwas von politischer Propaganda verstanden hätten, solchen geheimen Agitatoren doch kein ernstliches Gehör geschenkt haben. Eine einzige Ausnahme machte höchstens Fedjka: diesem scheint es allerdings geglückt zu sein, und besser als Pjotr Stepanowitsch, mit den Arbeitern in vertrauliche Beziehung zu treten, denn an den Brandstiftungen, die die ganze Woche hindurch folgen sollten, waren, wenigstens wie man jetzt bestimmt weiß, mit Fedjka noch zwei Fabrikarbeiter beteiligt gewesen. Und rechnet man dazu auch noch drei andere, die ein paar Wochen später in der nahen Kreisstadt verhaftet wurden, weil sie ebenfalls Feuer angelegt und geraubt hatten, so waren es im ganzen doch immer nur fünf Arbeiter, die man von anderer Seite verführt und aufgestachelt hatte.

Wie es sich damit nun auch verhalten mag, jedenfalls durchzogen die siebzig oder mehr Arbeiter die Stadt, stellten sich schließlich in aller Ordnung auf dem Platz vor dem Hause des Gouverneurs auf und sahen dann mit offenen Mäulern wartend auf die Vorfahrt. Der Gouverneur war nicht anwesend, und man sagte mir, sie hätten schon gleich, nachdem sie sich geordnet, die

Mützen abgezogen — etwa eine halbe Stunde, bevor Herr von Lembke dann auf dem Schauplatz erschien. Die Polizei zeigte sich natürlich sofort: zuerst nur in einzelnen Vertretern, dann aber bald in möglichst geschlossenen Trupps. Man ging streng und drohend vor und befahl auseinander zu gehen. Die Arbeiter standen aber wie eine Herde Schafe, die am Zaun angelangt ist und antworteten nur lakonisch, sie seien „zum General selber" gekommen — kurz, man begegnete fester Entschlossenheit. Jegliches Geschrei hörte auf, Nachdenklichkeit trat an seine Stelle, geheimnisvoll geflüsterte Anordnungen und strenge, geschäftige Sorge, die die Augenbrauen der Vorgesetzten zusammenzog. Der Polizeimeister zog es vor, statt irgend welche Maßregeln zu ergreifen, doch lieber die Ankunft von Lembkes abzuwarten. Gewöhnlich liebte der Polizeimeister bei solchen Gelegenheiten mit seiner Troika zum Entzücken aller Kaufleute stets in vollem Galopp anzufahren, und womöglich in die Ansammler mitten hinein: diesmal aber tat er es nicht, wenn er auch beim Abspringen nicht ohne ein kräftiges Wort, geeignet, seine Popularität zu erhalten, auskommen konnte. Doch ist entschieden nicht wahr, daß man Soldaten herbeigerufen und von irgend woher telegraphisch Artillerie und Kosaken erbeten hätte: das sind Märchen, an die jetzt niemand mehr glaubt. Unsinn ist gleichfalls, daß man die Feuerwehr gerufen habe und mit der Spritze gegen das angesammelte Volk vorgegangen sei. Ilja Iljitsch schrie einfach im Eifer, daß ihm kein einziger „trocken aus dem Wasser kommen" sollte — und daraus hat man dann wahrscheinlich die Feuerwehrspritze gemacht, die auch in den Nachrichten-

teil der Petersburger Zeitungen überging. Das einzig Richtige ist, daß man die Arbeiter sofort mit allen nur disponiblen Polizisten umstellte, während nach von Lembke, der vor einer halben Stunde nach Skworeschniki gefahren war, sofort der erste Pristaff mit der Troika des Polizeimeisters geschickt wurde.

Immerhin muß ich gestehen, daß mir noch eines unerklärlich scheint: wie kam es, wie war es möglich, daß man eine ruhige Versammlung gewöhnlicher Bittsteller so ohne weiteres und vom ersten Augenblick an gleich für einen politischen Aufstand nehmen konnte, der alles umzuwerfen drohte? Warum glaubte von Lembke selber nichts anderes, als er dreißig Minuten später mit dem nachgeschickten Pristaff ankam? Am wahrscheinlichsten ist es noch — doch das ist wieder nur meine eigene Meinung — daß es Ilja Iljitsch einfach am allervorteilhaftesten und zweckmäßigsten fand, die Sache in dieser Weise aufzufassen, zumal er sich während eines Gesprächs, das er mit von Lembke vor zwei Tagen gehabt, vollkommen davon überzeugt hatte, wie fest sein Vorgesetzter an eine baldige Wirkung der Proklamationen und an die Spigulinsche soziale Gefahr glaubte, so daß denn unser schlauer Ilja Iljitsch beim Fortgehen händereibend bei sich gedacht haben mag: „Will sich in Petersburg auszeichnen, würde ihm leid tun, wenn sich alle Gefahr als Unsinn erweisen sollte — nun, mir soll's recht sein ... werde darnach vorkommenden Falls zu handeln wissen."

Der arme Andrei Antonowitsch hätte in Wirklichkeit freilich um alles in der Welt keinen Aufstand gewünscht. Er war ein ungewöhnlich pflichttreuer und ängstlicher

Beamter und persönlich war sein Sinn gerade an diesem Morgen auf alles andere, nur nicht auf zweideutige Machenschaften gerichtet. Es haben sich ja gerade an diesem Tage die ersten deutlichen Merkmale jenes Zustandes gezeigt, der später den armen Lembke in das Schweizer Sanatorium gebracht, das bis heute seine Tore noch nicht wieder für ihn geöffnet hat. Gibt man aber zu, daß sich schon an diesem Morgen gewisse Merkmale gezeigt — nun, so kann man meiner Meinung nach nur annehmen, daß bei ihm auch schon am Tage vorher nicht alles ganz in der Ordnung gewesen war. Ich weiß es zudem, dank den intimsten Mitteilungen ... nun, nehmen wir an, Julija Michailowna hätte mir später selbst, doch nicht mehr triumphierend, sondern fast schon bereuend — eine Frau bereut nie ganz — einen Teil dieser Geschichte erzählt. Nehmen wir an, sie hätte mir folgendes erzählt: In der Nacht vorher, um etwa drei Uhr morgens, hatte Andrei Antonowitsch seine Gemahlin plötzlich aufgeweckt und von ihr verlangt, daß sie sein „Ultimatum" anhörte. Die Forderung war dermaßen bestimmt gestellt worden, daß Julija Michailowna sich tatsächlich erhob, wenn auch unwillig und mit Papilotten im Haar, um auf der Chaiselongue ihrem Herrn Gemahl zuzuhören. Das einzige, was sie sich dabei erlaubte, war nur ein sarkastisches Lächeln. In dieser Nacht begriff sie zum ersten Mal, wie weit es mit ihrem Mann schon gekommen war — und sie erschrak. Nur hätte sie sich allerdings eigentlich auch besinnen und erweichen müssen — sie aber verbarg sozusagen ihren Schreck vor sich selber und wurde noch schlimmer, unerträglicher. Ich glaube, jede Frau hat einen besonderen

Trick, ihren Mann zu ärgern: Julija Michailowna pflegte in solchen Fällen verächtlich zu schweigen, und zwar nicht nur zwei oder drei Stunden lang, sondern gleich vierundzwanzig oder gar dreimal vierundzwanzig Stunden hintereinander, wenn's ihr einmal darauf ankam. Sie schwieg dann, als ob Gott sie von Kindesbeinen an mit Stummheit und Taubheit geschlagen, sie schwieg zu allem, was er auch sprechen mochte, sie hätte, glaube ich, noch geschwiegen, selbst wenn Andrei Antonowitsch aus dem Fenster gekrochen wäre, um sich von der dritten Etage auf das Pflaster zu werfen — sie schwieg ein Schweigen, das ein gefühlvoller Mensch wirklich nicht mehr ertragen konnte. Wollte sie ihn nun für seine in den letzten Tagen begangenen Fehler und seinen eifersüchtigen Neid als Gouvernementsherrscher auf ihre administrativen Fähigkeiten strafen? war sie nun unwillig über seine Kritik ihres Verhältnisses zu unserer Gesellschaft und zur „Goldenen Bande“, ohne ihre feinen und weitsichtigen politischen Ziele zu verstehen? oder war es seine, für sie kränkende unsinnige Eifersucht auf Pjotr Stepanowitsch? — Kurz, wie dem auch sein mochte, sie entschloß sich auch jetzt nicht, nachzugeben, ungeachtet dessen, daß es schon drei Uhr morgens und Andrei Antonowitsch in ungewöhnlicher Erregung war. Er ging in ihrem mit Teppichen ausgelegten Boudoir hin und her und rund herum, und schüttete alles, alles aus, was sich in seinem Herzen angesammelt hatte, denn es war, wie er sagte, schon „über die Grenzen gegangen“. Er begann damit, daß alle „über ihn lachten“ und ihn „an der Nase führten“. „Was scheren mich die Ausdrücke,“ schrie er auf, als er

ihr Lächeln bemerkte, „meinetwegen mag das nicht ganz wörtlich sein ‚an der Nase‘, aber es ist doch wahr! ... Nein, meine Gnädige, jetzt ist der Augenblick gekommen; jetzt handelt es sich nicht mehr um spöttisches Lächeln und Weiberkoketterie. Wir sind jetzt nicht im Boudoir einer Zierpuppe, sondern wir sind wie zwei abstrakte Wesen im ... sagen wir im Luftballon, um uns die Wahrheit zu sagen.“ Er verhaspelte sich natürlich ein wenig, doch das machte weiter nichts, — zumal er in seinem Gedankengang selber durchaus recht hatte. „Sie, Sie, meine Gnädige, sind es, die mich aus meinem früheren Zustand getrieben hat. Diese Stelle habe ich nur Ihretwegen angenommen, um Ihren Ehrgeiz zu befriedigen ... Sie lächeln spöttisch? Das ist doch wirklich etwas voreilig von Ihnen! Den Sieg haben Sie noch nicht! Wissen Sie, meine Gnädige, ich könnte mit dieser Stelle vorzüglich fertig werden, und nicht nur mit dieser allein, sondern mit zehn solcher Stellen, denn ich besitze Fähigkeiten ... aber mit Ihnen, meine Gnädige, in Ihrer Gegenwart — kann man nicht fertig werden, mit Ihnen zusammen, meine Gnädige, habe ich keine Fähigkeiten mehr! Zwei Mittelpunkte können nicht nebeneinander sein. Sie aber haben zwei zu stande gebracht — einen bei mir und den anderen bei sich im Boudoir — zwei Zentren der Macht, meine Gnädige: aber ich erlaube das nicht mehr, hören Sie, ich erlaube das nicht mehr!! Im Dienst wie in der Ehe ist nur ein Zentrum möglich, zwei aber ein Ding der Unmöglichkeit ... Womit lohnen Sie es mir?“ rief er plötzlich gereizt. „Unsere Ehe bestand bis jetzt nur darin, daß Sie mir täglich, stündlich bewiesen, daß ich nichtig,

dumm und sogar gemein sei, und ich die ganze Zeit über gezwungen war, Ihnen erniedrigenderweise zu beweisen, daß ich nicht nichtig und gar nicht dumm bin und, was die Gemeinheit angeht, sogar alle mit meinem Edelmut in Erstaunen setze. Sagen Sie mir bitte selbst: ist das denn nicht erniedrigend? und zwar für beide Teile?" Hier begann er schnell mit beiden Füßen auf dem Teppich zu trampeln, so daß Julija Michailowna gezwungen war, sich in strenger Würde zu erheben. Sofort ließ er das Stampfen bleiben, verfiel aber dann in das Gefühlvolle und begann zu schluchzen — ja, zu schluchzen — ganze fünf Minuten lang zu schluchzen. Dann schlug er sich an die Brust und geriet durch das unerbittliche Schweigen Julija Michailownas immer mehr außer sich. Schließlich verlor er ganz jede Haltung und gestand ihr seine Eifersucht auf Pjotr Stepanowitsch, doch gleich darauf erriet er schon, daß er damit eine grenzenlose Dummheit begangen, und wurde geradezu tierisch wild. Im Jähzorn schrie er alles Mögliche durcheinander: „Ich erlaube nicht, Gott zu verstoßen!" „werde Ihren unverzeihlichen gottlosen Salon in alle Winde auseinanderjagen!" „ein Gouverneur muß an Gott glauben und somit auch seine Frau!" Seine Quellaugen rollten. „Sie, Sie, meine Gnädige, müßten schon um der eigenen Würde willen für Ihren Mann stehen, selbst wenn er keine Fähigkeiten besitzen würde —, dabei besitze ich aber Fähigkeiten! — und währenddessen sind gerade Sie der Grund, daß man mich hier verachtet, Sie haben ja das allen eingeflößt!..." Er schrie, er würde die ganze Frauenfrage vernichten, er würde dieses blödsinnige Fest für die Gouvernanten — die der Teufel fressen könnte!

— morgen noch untersagen, und die erste Gouvernante, die ihm in den Weg kommen sollte, von Kosaken aus dem Gouvernement jagen lassen. „Absichtlich, absichtlich!“ schrie er, „und wissen Sie auch, daß Ihre Nichtsnutze die Fabrikarbeiter aufhetzen und daß ich das weiß? Wissen Sie auch, daß diese selben Jünglinge a b s i c h t l i c h Proklamationen verstreuen, ab—sicht—lich!? Wissen Sie auch, daß ich die Namen von vier solchen Banditen kenne und daß ich den Verstand verliere, endgültig, endgültig den Verstand!!! . . .“ Bei dieser Wendung des Gesprächs brach aber Julija Michailowna ihr Schweigen und erklärte streng, sie wüßte selbst schon längst, was für verbrecherische Absichten gehegt wurden, daß aber das alles nur Dummheiten wären, die er viel zu ernst genommen, und was die unartigen Jungen anbeträfe, so kennte sie nicht nur vier Namen, sondern alle — was sie übrigens log. Im übrigen aber hätte sie deswegen noch längst nicht die Absicht, ihren Verstand zu verlieren, an den sie jetzt mehr denn je glaubte, und ihr großes Ziel wäre, alles in Wohlgefallen aufzulösen: die Jugend zu ermutigen, sie zur Einsicht zu bringen, plötzlich und unerwartet den Jünglingen zu beweisen, daß alle ihre Absichten bekannt sind, und darauf schon auf neue Ziele und eine vernünftigere Tätigkeit hinzuweisen.

Das aber war für Andrei Antonowitsch der letzte Stoß. Jetzt hatte er erfahren, daß Pjotr Stepanowitsch ihn wieder übertölpelt und sich offen über ihn lustig gemacht, daß er ihr weit mehr und viel früher als ihm alles mitgeteilt, und endlich, daß Pjotr Stepanowitsch ja gerade der Urheber aller verbrecherischen Absichten

war — „oh Gott!" und er tobte los wie ein Verrückter. „So wisse denn, du einfältiges, aber giftiges Frauenzimmer," schrie er, wild aus sich herausbrechend, „wisse denn, daß ich deinen verächtlichen Liebhaber im Augenblick noch verhaften lasse, ihn in Ketten lege und in eine Kasematte werfe, oder — sofort unter deinen Augen aus dem Fenster auf die Straße springe!" Auf diese Tirade antwortete Julija Michailowna, fahl vor Aerger, mit einem langen, hellen Gelächter, einem Gelächter mit Abstufungen und Anschwellungen, genau, aber genau so wie im französischen Theater die für hunderttausend Francs engagierte Pariser Schauspielerin zu lachen pflegt, wenn ihr Mann es wagt, sie zu verdächtigen. Von Lembke stürzte zum Fenster, plötzlich aber blieb er wie angewachsen stehen, faltete die Hände auf der Brust und blickte sich totenbleich mit wildem Blick nach ihr, die noch immer lachte, um: „Weißt du, weißt du, Julija..." murmelte er mit atemloser, flehender Stimme, „weißt du ich kann mir wirklich etwas antun!" Aber dem neuen, noch stärkeren Gelächter, das diesen Worten folgte, hielt er nicht mehr stand: er biß die Zähne zusammen und warf sich plötzlich — nicht aus dem Fenster, sondern — auf seine Frau. Schon erhob er die Hand, um sie zu schlagen, doch bereits im selben Augenblick wandte er sich auch zur Tür und lief in sein Zimmer, wo er sich, so wie er war, in den Kleidern auf das Bett warf und den Kopf in die Decke wickelte. So lag er zwei Stunden lang — ohne Schlaf, ohne Gedanken, mit einem Stein auf der Brust und mit stumpfer, unbeweglicher Verzweiflung in der Seele. Hin und wieder erschauerte er über den ganzen Körper

unter einem quälenden Schüttelfrost. Gedanken hatte er nicht, doch fielen ihm allerhand unzusammenhängende Sachen ein, die mit seinem jetzigen Zustande nichts zu tun hatten: so dachte er zum Beispiel an eine alte Wanduhr, die er vor fünfzehn Jahren in Petersburg gehabt und von der der große Zeiger abgefallen war ... oder an seinen lustigen Freund Milbois, und wie dieser einmal mit ihm im Alexanderpark einen Sperling gefangen und darauf furchtbar über diesen Jungenstreich gelacht hatte, weil es ihnen plötzlich eingefallen war, daß einer von ihnen schon „Kollegien-Assessor" hieß. Erst gegen sieben Uhr morgens schlief er langsam ein, ohne es selbst zu bemerken, und schlief ruhig und mit wundervollen Träumen. Als er darauf um zehn Uhr erwachte, sprang er plötzlich wild auf und schlug sich mit der Hand an die Stirn: jäh war ihm alles wieder eingefallen. Weder das Frühstück, noch Blümer, noch der Polizeimeister, noch Beamte mit Meldungen wurden vorgelassen, von all dem wollte er nichts mehr wissen — lief vielmehr sofort in die Gemächer seiner Frau. Dort sagte ihm Sophia Antropowna, eine Witwe, als „Stütze der Hausfrau" in Julija Michailownas Diensten, daß diese schon vor einer Stunde mit einer ganzen Gesellschaft, in nicht weniger als drei Equipagen, nach Skworeschniki zu Warwara Petrowna Stawrogina gefahren sei, um dort die Säle zu besehen, da man das zweite Fest, das nach zwei Wochen stattfinden sollte, dort zu arrangieren beabsichtigte, und der heutige Besuch schon vor drei Tagen mit Warwara Petrowna verabredet worden wäre. Der erstaunte Andrei Antonowitsch kehrte in sein Arbeitszimmer zurück und befahl sofort, die Pferde an-

zuspannen. Kaum hielt er es aus, so lange zu warten bis der Wagen vorfuhr. Seine Seele sehnte sich nach Julija Michailowna — nur sehen wollte er sie, nur ein paar Minuten lang bei ihr sein. Vielleicht wird sie ihm einen Blick schenken? ihm zulächeln wie früher? und ihm verzeihen? O — oh! „Wo bleiben denn die Pferde!" Mechanisch öffnete er ein dickes Buch, das auf dem Tisch lag — es kam vor, daß er zuweilen so ein Buch öffnete und dann auf der rechten Seite die ersten drei Zeilen las. „Tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles." Voltaire, „Candide", las er, spuckte wütend aus und lief die Treppe hinunter zum vorgefahrenen Wagen. „Nach Skworeschniki!" befahl er. Der Kutscher erzählte später, der Herr habe ihn den ganzen Weg über immer angetrieben, bis er plötzlich, als sie sich dem Herrenhause näherten, befohlen, umzukehren und wieder in die Stadt zurück zu fahren. „Schneller, schneller!" habe er auch dann noch ununterbrochen gerufen, und der Kutscher erzählte weiter: „Doch als wir uns dem Stadtwall näherten, da befahl der Herr wieder anzuhalten, stieg dann aus und ging aufs Feld, ich dachte ... aus irgend einem Grunde ... — aber nein, er blieb mitten im Feld stehen und begann die Blümchen zu besehen ... so stand er denn lange Zeit, so daß ich gar nicht mehr wußte, was ich denken sollte." Das Wetter war an jenem Septembermorgen kalt und klar und ein wenig windig. Ich vermute, daß Lembke die Blumen kaum selber bemerkt hat, daß er vielmehr alles, was er getan, ganz gedankenlos getan. Tatsache ist bloß, daß der mit der Troika des Polizeimeisters nachgeschickte Pristaff, der in diesem Augenblick

ankam, den Gouverneur mit einem Strauß gelber Blümchen in der Hand antraf. Dieser Pristaff, — Wassilij Iwanowitsch Flibustjeroff mit Namen, ein echter administrativer Extatiker — war auch erst seit kurzer Zeit in unserer Stadt, doch hatte er sich nichtsdestoweniger durch seinen unmäßigen Diensteifer und seinen angeboren unnüchternen Zustand schon allgemein bekannt gemacht. Nachdem er den Gouverneur erblickt, war er sofort aus dem Wagen gesprungen und hatte, nicht wenig erstaunt über das Blumenbukett, ohne Einleitung gemeldet:

„Exzellenz, in der Stadt ist Aufstand."

„Wie?" fragte Andrei Antonowitsch, mit strengem Gesicht sich umwendend, doch ohne jedes Erstaunen, ganz wie er gewöhnlich in seinem Kabinett zu fragen pflegte.

„Pristaff der ersten Abteilung, Flibustjeroff, Exzellenz. In der Stadt ist Aufstand!"

„Die Flibustjeren?" wiederholte Andrei Antonowitsch nachdenklich.

„Zu Befehl, Exzellenz. Die Spigulinschen sind aufständisch."

„Die Spigulinschen! ..."

Irgend etwas schien ihm beim Namen Spigulin einzufallen. Er zuckte sogar zusammen und legte den Zeigefinger an die Stirn: „Die Spigulinschen!" Schweigend und immer noch nachdenklich ging er, ohne sich zu beeilen, zum Wege zurück, setzte sich und befahl, in die Stadt zu fahren. Der Pristaff fuhr im Wagen des Polizeimeisters nach.

Ich glaube, Lembke wird unterwegs unklar an sehr verschiedene Sachen gedacht haben: doch ist es kaum anzunehmen, daß er, als er in die Stadt einfuhr, irgend

eine bestimmte Absicht gehabt, noch sich eine Vorstellung von dem gemacht habe, was geschehen war. Als er aber plötzlich auf dem Platz vor dem Gouvernementsgebäude die fest und ruhig wartenden „Aufständischen", die Reihe der Polizisten und den machtlosen — vielleicht auch absichtlich machtlosen — Polizeimeister erblickte, da strömte ihm alles Blut zum Herzen. Totenbleich stieg er aus dem Wagen.

„Die Mützen ab!" sagte er kaum hörbar und atemlos. „Auf die Kniee!" rief er dann plötzlich laut — am unerwartetsten wohl für ihn selbst. Aber vielleicht war es gerade dieses Unvermittelte, was eine Lösung brachte. Es war wie auf den Rutschbergen in der Butterwoche: wie kann da ein Schlitten, der schon hinunterfliegt, mitten auf der Strecke plötzlich stehen bleiben? Andrei Antonowitsch hatte sich stets durch Geistesgegenwart ausgezeichnet; mit solchen Menschen aber ist es am gefährlichsten, wenn es einmal geschieht, daß ihre „Schlitten" sich losreißen und den Berg hinunterfliegen.

Als Lembke aus dem Wagen stieg, drehte sich alles im Kreise um ihn.

„Die Flibustjeren!" rief er noch schneidender, und seine Stimme brach plötzlich ab. Er stand und wußte noch nicht, w a s er tun würde, doch fühlte er mit jeder Fieber, d a ß er hier bestimmt irgend etwas sofort tun würde.

„Herrgott!" hörte man das Volk murmeln. Ein junger Arbeiter bekreuzte sich, zwei, drei wollten tatsächlich niederknieen, doch die anderen schoben sich im ganzen Haufen auf einige Schritt vor, und plötzlich

fingen sie alle auf einmal zu sprechen an: „Exzellenz, General . . .“ riefen sie durcheinander, „verdingt zu vierzig . . . der Direktor . . . kannst du nicht ein Wort einlegen . . .“ u. s. w., u. s. w. Man konnte nichts verstehen.

Der arme Andrei Antonowitsch stand wie betäubt mit seinen Blumen in der Hand. Der „Aufstand“ war ihm ebenso deutlich vor Augen wie Stepan Trophimowitsch der Bauernschlitten, der ihn nach Sibirien bringen würde. Und zu all dem kam noch, daß Pjotr Stepanowitsch, dieser verhaßte Pjotr Stepanowitsch, nur so hin und her lief zwischen den „Aufständischen“, die er ersichtlich selbst „aufgewiegelt“ hatte — er, der ihn seit dem vorigen Tage nicht mehr aus den Fingern ließ.

„Ruten!“ schrie von Lembke plötzlich.

Ein totes Schweigen entstand.

Nach den genauesten Untersuchungen und teilweise auch meiner eigenen Ansicht nach hat es sich mit der Rutenangelegenheit folgendermaßen verhalten:

Vor allen Dingen kamen die Ruten etwas zu schnell: sie waren augenscheinlich vom ahnungsvollen Polizeimeister schon während der Wartezeit vorbereitet worden. Dann wurden nur zwei, höchstens drei, aber bestimmt nicht mehr, bestraft. Das ist eine reine Erfindung, daß alle oder die Hälfte der Arbeiter durchgeprügelt worden seien. Nicht wahr ist gleichfalls, daß man eine anständige vorübergehende Dame ergriffen und gleichfalls durchgeprügelt, wie ich es in einer Petersburger Zeitung später gelesen habe. Viel wurde ferner von einer Awdotja Petrowna Tarapygina, einer Alten aus dem Armenhause, gesprochen, von der es hieß, sie habe

auf dem Heimwege vom Kirchhof die große Menschenmenge gesehen und in verständlicher Neugier sich vordrängend, schließlich, beim Erblicken des Vorgehenden, „solch eine Schmach!" ausgerufen und dazu ausgespuckt. Dafür nun soll man sie sofort gleichfalls mit Ruten „bearbeitet" haben, weshalb dann nicht nur die Zeitungen zu zetern begannen, sondern auch schon für sie gesammelt wurde. Nur erwies es sich leider bald, daß solch eine Tarapygina überhaupt nicht existierte.

Eines ist mir noch heute nicht klar: wie konnte es geschehen, daß mir Stepan Trophimowitsch, als ich mit ihm auf dem Platz ankam, unter meinen Händen, meinen Augen verschwand? Mein Instinkt sagte mir sofort, daß er bestimmt an der gefährlichsten Stelle am ehesten zu finden sein würde, denn aus einem ungewissen Grunde fühlte ich, daß auch bei ihm „der Schlitten den Rutschberg hinunterflog". Ich hatte mich denn auch nicht getäuscht: er war schon mitten im Zentrum. Ich weiß noch, als ich zu ihm trat, erfaßte ich schnell seine Hand, doch er sah mich stolz, wenn auch freundlich, mit seiner ganzen Hoheit an.

„Cher," sagte er mit einer Stimme, in der etwas wie eine gesprungene Saite klang, „wenn d i e schon hier auf dem Platz so zeremonielos handeln können, was soll man dann noch von d i e s e m erwarten ... wenn es vorkommen sollte, daß er selbständig handeln müßte?"

Und er wies zitternd vor Unwillen und mit dem heißen Verlangen, jemanden herauszufordern, auf den zwei Schritt vor uns stehenden und uns anstarrenden Flibustjeroff.

„D i e s e m?" rief dieser sofort zornbebend und die

Augen gingen ihm über. „Was für einen ‚d i e s e n‘ meinen Sie? Und wer sind Sie denn, wenn ich fragen darf?“ schrie er knirschend, mit geballter Faust, und trat auf uns zu. „Wer bist du?“ brüllte er dann plötzlich los, in seinem Diensteifer krankhaft, verzweifelt erregt, — ich bemerke, daß er Stepan Trophimowitsch dem Aussehen nach vorzüglich kannte.

Noch einen Augenblick und der rasende Flibustjeroff hätte ihn schon am Kragen gepackt, doch zum Glück wandte von Lembke den Kopf auf das Gebrüll seines Pristaffs hin: verständnislos, aber aufmerksam, sah er auf Stepan Trophimowitsch, als ob er nachdachte — plötzlich aber winkte er ungeduldig mit der Hand ab und Flibustjeroff stand sofort steif und stramm ... ich aber zog meinen Freund fort.

„Gehen wir nach Haus, sofort,“ bestand ich darauf. „Wenn man Sie jetzt nicht geschlagen hat, so verdanken Sie das nur von Lembke.“

„Gehen Sie, mein Freund. Es war unrecht von mir, Sie mit hereinzuziehen. Sie haben noch eine Zukunft und eine große Karriere vor sich, ich aber — mon heure a sonné.“

Er betrat festen Schrittes die Treppe des Gouvernementsgebäudes. Der Portier kannte mich: ich sagte ihm, daß wir beide zu Julija Michailowna wollten. Wir setzten uns in den Empfangssalon und warteten. Ich konnte meinen Freund nicht verlassen, sprechen aber hielt ich jetzt für überflüssig. Er sah aus, wie ein Mensch, der sich dem Tode fürs Vaterland geweiht. Wir setzten uns nicht nebeneinander, sondern er nahm in einer Ecke und ich in der gegenüberliegenden, die näher zur Ein-

gangstür lag, Platz. Sein Blick war nachdenklich gesenkt, die Hände stützte er leicht auf den Silberknopf seines Stockes und den breitränderigen Hut hielt er müde in der linken Hand. So saßen wir eine Viertelstunde lang.

II

Plötzlich trat von Lembke, in Begleitung des Polizeimeisters, mit schnellen Schritten ins Zimmer. Er blickte uns nur zerstreut an und wollte rechts in sein Arbeitszimmer gehen, doch schon stand Stepan Trophimowitsch vor ihm und verlegte ihm den Weg. Seine hohe, würdige Gestalt, die gar nicht an Lembkes übrige Bekannten erinnerte, machte augenscheinlich Eindruck; Lembke blieb stehen.

„Wer ist das?“ murmelte er verständnislos. Doch wandte er den Kopf nicht zum Polizeimeister, sondern sah starr Stepan Trophimowitsch an.

„Kollegienassessor Stepan Trophimowitsch Werchowenski, Exzellenz,“ antwortete Stepan Trophimowitsch, und machte eine elegante Verbeugung.

Seine Exzellenz fuhr fort, ihn mit einem ziemlich stumpfen Blick anzusehen.

„Sie wünschen?“ fragte er mit dem bekannten Lakonismus der höheren Vorgesetzten, launisch, ungeduldig sein Ohr zu Stepan Trophimowitsch wendend, den er wohl für einen gewöhnlichen Bittsteller nahm.

„Ein Beamter hat heute im Namen Eurer Exzellenz eine Haussuchung bei mir vorgenommen: ich würde ...“

„Der Name, der Name?" fragte von Lembke ungeduldig, als ob ihm plötzlich etwas einfiel.

Stepan Trophimowitsch nannte noch stolzer wie vorhin seinen Namen.

„A—a—ah! Das ... das ist dieses Nest ... Mein Herr, Sie haben sich in solch einer Weise ... Sie sind Professor? Professor?"

„Ich hatte früher einmal die Ehre, der Jugend einige Kollegien zu lesen, an der X'schen Universität."

„Der Ju—gend!" fragte von Lembke und schrak zusammen, wenn er auch — darauf könnte ich wetten — wenig begriff, worum es sich hier handelte, noch mit wem er eigentlich sprach.

„Ich, mein Herr — ich lasse das nicht zu!" rief er erregt, denn er ärgerte sich plötzlich furchtbar. „Ich dulde keine Jugend! Das sind alles doch bloß Proklamationen. Das ist ein Angriff auf die Gesellschaft, mein Herr! Flibustjerismus! — Was wünschen Sie?"

„Im übrigen hat mich Ihre Frau Gemahlin gebeten, morgen zum Fest vorzulesen. Ich habe nicht die Absicht, hier um etwas zu bitten. Ich bin gekommen, um mein Recht zu verlangen."

„Auf dem Fest? Das Fest wird nicht stattfinden! Ich untersage euer Fest! Kollegien? Kollegien?" schrie Lembke wieder wie rasend.

„Ich würde Sie sehr bitten, ein wenig höflicher mit mir zu sprechen, Exzellenz."

„Sie, vielleicht wissen Sie, mit wem Sie sprechen?" fragte plötzlich von Lembke errötend.

„Vollkommen, Exzellenz."

„Ich beschütze mit meiner Person die Gesellschaft, Sie aber wollen sie zerstören! ... Sie ... Ich, übrigens, ich erinnere mich jetzt, wer Sie sind: Sie waren Hauslehrer bei der Generalin Stawrogina?"

„Ja, ich war ... Hauslehrer ... bei der Generalin Stawrogina."

„Und im Laufe von zwanzig Jahren sind Sie das Nest, das Treibbeet alles dessen gewesen, was jetzt ausgebrochen ist ... alle Früchte ... Ich glaube, ich habe Sie soeben noch auf dem Platz gesehen. Hüten Sie sich, mein Herr, hüten Sie sich! Ihre Gedankenrichtung ist nur zu wohl bekannt! Seien Sie überzeugt, daß ich das nicht aus dem Auge lässe! Ich kann Ihre Kollegien nicht gestatten, mein Herr, ich kann nicht! Mit solchen Bitten wenden Sie sich nicht an mich."

Und von Lembke wollte wieder in sein Arbeitszimmer treten.

„Ich wiederhole, daß Exzellenz sich täuschen: es ist Ihre Frau Gemahlin, die mich gebeten hat — nicht ein Kolleg zu lesen, sondern morgen zum Fest etwas Literarisches vorzutragen. Aber jetzt werde ich mich selbst davon zurückziehen. Meine untertänigste Bitte ist nur, mir, falls möglich, zu erklären: warum hat man heute bei mir eine Haussuchung vorgenommen? Man hat mir einige Bücher und Papiere fortgenommen, mir teure Privatbriefe und auf einer Karre durch die Stadt ..."

„Wer hat untersucht?" fuhr Lembke, plötzlich ganz zur Besinnung kommend, auf und wandte sich hastig zum Polizeimeister.

In diesem Augenblick öffnete sich eine Tür und die lange, plumpe Gestalt Blümers erschien. „Da! dieser

selbe Beamte war's, Exzellenz," sagte sofort Stepan Trophimowitsch, der den Eintretenden bemerkt hatte.

Blümer trat mit ein wenig schuldbewußtem, doch durchaus nicht unterwürfigem Ausdruck näher.

„Vous ne faites que des bêtises," warf ihm von Lembke ärgerlich zu. Und plötzlich verwandelte er sich vollständig, als ob er endlich wieder zu sich kam.

„Verzeihen Sie ..." sagte er ungewöhnlich verwirrt zu Stepan Trophimowitsch und errötete dabei stark, „das war alles wahrscheinlich nur eine Ungewandtheit, ein Mißverständnis ... nur ein Mißverständnis."

„Exzellenz," bemerkte Stepan Trophimowitsch, „in meiner Jugend war ich einmal Augenzeuge folgenden Vorfalls. Einmal im Theater, im Foyer, trat irgend jemand auf einen Herrn zu und gab ihm vor dem ganzen Publikum eine schallende Ohrfeige. Gleich darauf bemerkte er, daß der Herr, dem er die Ohrfeige gegeben, durchaus nicht derselbe war, dem er sie geben wollte, sondern ihm nur ähnlich sah, und geärgert sagte er, dabei eilig, ganz wie ein Mensch, der keine Zeit zu verlieren hat, genau dieselben Worte, die Exzellenz soeben mir zu sagen geruhten: ‚Verzeihen Sie ... ich habe mich geirrt, das ist ein Mißverständnis, nur ein Mißverständnis.‘ Und als der Beleidigte darauf immer noch gekränkt war und durchaus nicht sehr erfreut über das Vorgefallene schien, da sagte er schließlich ärgerlich: ‚Aber ich versichere Ihnen doch, daß das ein Mißverständnis war! Es ist doch unglaublich, daß Sie hier noch immer so herumschreien‘!"

„Das ... das ist natürlich lächerlich," sagte von Lembke und verzog seinen Mund zu einem Lächeln.

„Aber ... aber sollten Sie denn wirklich nicht sehen, wie unglücklich ich bin?"

Er rief diese unerwarteten Worte laut heraus und war, glaube ich, schon nahe daran, sein Gesicht mit den Händen zu bedecken und laut aufzuweinen.

Die Wendung, die das Gespräch damit genommen, machte einen furchtbaren Eindruck. Es war wahrscheinlich der erste Augenblick, in dem ihm alles seit dem vergangenen Tage Vorgefallene klar zu Bewußtsein kam und sich nun als reine Verzweiflung äußerte: wer weiß — vielleicht noch einen Augenblick, und er hätte wie ein Kind geschluchzt. Stepan Trophimowitsch blickte ihn erschrocken an, senkte darauf den Kopf und sagte plötzlich mit einer so tief mitfühlenden Stimme:

„Exzellenz, beunruhigen Sie sich weiter nicht wegen meiner nichtigen Klage, und sagen Sie nur, daß man mir meine Briefe zurückgibt ... —"

Er wurde unterbrochen. Gerade in diesem Augenblick kehrte Julija Michailowna mit der ganzen sie begleitenden Gesellschaft aus Skworeschniki zurück.

III

Die sämtlichen Insassen aller drei Equipagen traten auf einmal ins Zimmer. Der Eingang zu Julija Michailownas Gemächern war eigentlich links vom Vestibül, dieses Mal aber strömten sie alle nach rechts in den Empfangssalon: wie ich glaube, bloß deshalb, weil Stepan Trophimowitsch sich in ihm befand, — davon nämlich, wie von allem anderen Vorgefallenen, waren sie schon von Lämschin benachrichtigt worden. Den letz-

teren hatte man zur Strafe für irgend eine neue Unart nicht mitgenommen — und so hatte er, der alles erfahren und teilweise selbst mit angesehen, schnell mit hämischer Schadenfreude ein altes Kosakenpferd bestiegen und war der heimkehrenden Kavalkade entgegengeritten.

Julija Michailowna war denn doch einigermaßen konfus, trotz ihrer „höheren Entschlossenheit", als sie solche Neuigkeiten vernehmen mußte: übrigens wohl nur auf einen Augenblick, und auch das lediglich aus naheliegendem persönlichem Grunde, während die amtliche Seite der Frage sie nicht weiter beunruhigen konnte. Pjotr Stepanowitsch hatte ihr schon viermal versichert, daß man die Spigulinschen Frechlinge einfach alle durchprügeln müsse: Pjotr Stepanowitsch aber war seit einiger Zeit die einzige Autorität für sie. „Er wird es mir schon bezahlen müssen," dachte sie bei sich, wobei das „Er" sich natürlich auf ihren Mann bezog. Ich muß noch bemerken, daß Pjotr Stepanowitsch gleichfalls an der allgemeinen Ausfahrt nicht teilgenommen hatte und seit dem frühesten Morgen von niemandem gesehen worden war. Erwähnen muß ich auch noch, daß Warwara Petrowna, nachdem sie die Gäste in Skworeschniki empfangen, mit ihnen zusammen, und zwar in einem Wagen mit Julija Michailowna, in die Stadt zurückgekehrt war: sie beabsichtigte, an der letzten Sitzung des Komitees teilzunehmen. Natürlich mußten die von Lämschin gebrachten Nachrichten sie ganz besonders interessieren, besonders die, welche Stepan Trophimowitsch anbetrafen, und es ist wohl nur zu verständlich, daß sie in einiger Aufregung war.

Die Heimzahlung, die Julija Michailowna sich vorgenommen hatte, ihrem Mann zu teil werden zu lassen, begann sofort, als sie in den Empfangssalon trat: das fühlte Lembke selbst schon nach dem ersten Blick auf seine Gattin. Mit bezauberndem Lächeln ging sie schnell auf Stepan Trophimowitsch zu, streckte ihm das elegant behandschuhte Händchen entgegen und begrüßte ihn mit den schmeichelhaftesten Worten — ganz als ob es nichts Lieberes für sie geben konnte, als Stepan Trophimowitsch ihr Entzücken darüber auszudrücken, daß sie ihn endlich bei sich begrüßen durfte. Ueber die Haussuchung verlor sie kein einziges Wort, ganz so, als ob sie überhaupt nichts davon wußte. Kein Wort an ihren Mann, kein Blick auf ihn—als ob er gar nicht anwesend gewesen wäre! Dabei schien ihr das noch nicht einmal genug zu sein, sie nahm vielmehr Stepan Trophimowitsch einfach für sich in Beschlag und führte ihn mit sich in die andere Ecke des Zimmers, was so viel heißen sollte wie: daß sie es gar nicht für wert hielt, daß sein Gespräch mit Lembke, in dem er doch offenbar begriffen gewesen, zu Ende geführt wurde. Ich glaube, daß Julija Michailowna trotz ihres sicheren Tones dabei doch wieder einen faux pas machte. Und hierbei half ihr dann noch ganz besonders Karmasinoff, der diesmal auf ihre besondere Bitte an der Fahrt teilgenommen und bei dieser Gelegenheit Warwara Petrowna gewissermaßen doch noch seine Visite gemacht hatte, worüber die natürlich, in all ihrem Kleinmut, ganz entzückt war. Karmasinoff trat als letzter in den Empfangssalon und rief, noch in der Tür stehend, sobald er Stepan Trophimowitsch erblickte:

„Wie viel Jahre, wie viel Lenze! Endlich — excellent ami!“

Und er trippelte auf Stepan Trophimowitsch zu, wobei er sogar Julija Michailowna unterbrach, und hielt ihm seine aufgeblasene Wange zum Kuß hin.

„Cher,“ sagte mir am selben Abend noch Stepan Trophimowitsch, als er über den Vormittag sprach, „in diesem Augenblick dachte ich: wer ist nun von uns beiden gemeiner? Er, der mich umarmt, um mich zu erniedrigen, oder ich, der ich ihn samt seiner Wange verachte und doch küsse, obgleich ich mich einfach hätte abwenden können ... oh pfui!“

„Nun, erzählen Sie, erzählen Sie doch alles,“ lispelte Karmasinoff, als ob man das ganze Leben in zwanzig Jahren so einfach nehmen und erzählen könnte. Aber das war jedenfalls auch in „höherem“ Ton.

„Erinnern Sie sich, wir haben uns zuletzt in Moskau beim Diner zu Ehren Granoffskis gesehen, und seit der Zeit sind vierundzwanzig Jahre vergangen ...“ begann Stepan Trophimowitsch ruhig und vernünftig — somit also sehr wenig im „höheren“ Tone.

„Ce cher homme,“ unterbrach in Karmasinoff mit seinem heiseren Stimmchen und faßte ihn familiär freundschaftlich an der Schulter. „Aber Julija Michailowna, so bringen Sie uns doch schnell zu sich hinüber. Dort wird er sich dann hinsetzen und uns alles erzählen.“

„Und währenddessen bin ich mit diesem alten, reizbaren Weibe von Mann nie Freund gewesen!“ fuhr am selben Abend Stepan Trophimowitsch zitternd vor Wut fort, sich bei mir zu beklagen. „Damals waren wir noch

Jünglinge und schon damals haßte ich ihn ... ganz wie er mich, natürlich ..."

Julija Michailownas kleiner Salon füllte sich schnell. Warwara Petrowna befand sich in ganz besonders gespannter Stimmung, wenn sie sich auch krampfhaft anstrengte, gleichmütig zu erscheinen. Ich bemerkte ein paar ihrer innerlich noch immer haßglühenden Blicke auf Karmasinoff und die bösen auf Stepan Trophimowitsch — böse schon im voraus, böse aus Eifersucht, aus Liebe ... wer weiß das!? Hätte Stepan Trophimowitsch sich jetzt in Gegenwart all dieser Fremden von Karmasinoff „schneiden" lassen, — ich glaube, sie wäre aufgesprungen und hätte ihm etwas angetan.

Ich vergaß zu erwähnen, daß auch Lisa anwesend war, und nie noch hatte ich sie fröhlicher, sorgloser, glücklicher gesehen. Selbstverständlich war auch Mawrikij Nicolajewitsch dabei. Außerdem bemerkte ich noch in der „goldenen Bande", die Julija Michailownas ständige Suite war und in der Zeremonielosigkeit für Lustigkeit und billiger Cynismus für Intelligenz gehalten wurde, zwei neue Persönlichkeiten — das waren: irgend ein angereister deutscher Doktor, ein ältlicher Mann, der keinen Augenblick stillsitzen konnte und laut und mit Genuß in jeder Minute über seine eigenen Witze lachte, und irgend ein junger Petersburger Fürst, ein automatisches Figürchen mit diplomatischer Haltung und in furchtbar hohem Kragen — ein Gast, den Julija Michailowna augenscheinlich ganz besonders schätzte.

„Cher monsieur Karmazinoff," begann Stepan Trophimowitsch, der sich malerisch auf einen Diwan

setzte und plötzlich die Worte ganz wie Karmasinoff skandierte, „cher monsieur Karmazinoff, das Leben eines Menschen der früheren Zeit, und besonders, wenn er noch gewisse Ueberzeugungen hatte, kann sich, selbst in zwanzig Jahren, wenig verändern ... —"

Der Deutsche lachte schallend auf, wahrscheinlich glaubte er, Stepan Trophimowitsch hätte etwas Komisches gesagt. Der sah sich verwundert nach ihm um, doch konnte das keinerlei Wirkung auf den Lacher machen. Der junge Fürst sah sich gleichfalls mit samt seinem hohen Kragen um, und setzte sogar das Pincenez auf, um den Deutschen besser betrachten zu können, blickte aber dabei, seinem Gesichtsausdruck nach, völlig gleichgültig, und ohne jede Neugier auf ihn.

„— ... Kann sich selbst in zwanzig Jahren wenig verändern," wiederholte Stepan Trophimowitsch absichtlich. „So war auch mein Leben in diesem ganzen Vierteljahrhundert ... et comme on trouve partout plus de moines que de raison ... und da ich damit vollkommen einverstanden bin, so scheint es, daß ich in diesen zwanzig Jahren ..."

„C'est charmant, les moines," flüsterte Julija Michailowna der neben ihr sitzenden Warwara Petrowna zu, die ihr darauf mit einem stolzen Blick antwortete.

Karmasinoff aber ertrug den Erfolg der französischen Phrase nicht und unterbrach Stepan Trophimowitsch schnell.

„Was mich anbetrifft, so bin ich in der Beziehung vollkommen beruhigt," rief er mit seinem schreienden Stimmchen, „ich sitze jetzt schon das siebente Jahr in

Karlsruhe. Als im vorigen Jahr der Stadtrat beschloß, eine neue Wasserleitungsröhre zu legen, da fühlte ich in meinem Herzen, daß diese Karlsruher Röhrenfrage mir teurer und lieber war, als alle Fragen meines lieben Vaterlandes zusammen ... für die Zeit wenigstens der sogenannten russischen Reformen."

„Sehe mich gezwungen, mitzufühlen, wenn auch gegen das Herz," sagte Stepan Trophimowitsch und senkte vielsagend den Kopf.

Julija Michailowna triumphierte: das Gespräch wurde also tief und nahm „eine gewisse Richtung".

„Eine Röhre für den ... Schmutz?" erkundigte sich laut und wieder lachend der Doktor.

„Eine Abzugsröhre, Doktor, eine Abzugsröhre, und ich habe damals selbst geholfen, das Projekt zu entwerfen."

Der Doktor lachte schallend auf. Ihm folgten auch die anderen, doch lachten sie jetzt schon dem Deutschen offen ins Gesicht, was der aber durchaus nicht verstand — im Gegenteil, er schien sogar sehr zufrieden darüber zu sein, daß endlich alle mitlachten.

„Erlauben Sie, Ihnen einmal *nicht* beizustimmen, Karmasinoff," unterbrach Julija Michailowna das Gelächter. „Ich habe nichts gegen Karlsruhe, aber Sie lieben zu mystifizieren, und diesmal glauben wir Ihnen nicht. Welcher russische Schriftsteller hat so viel zu gleicher Zeit zeitgenössische und echt russische Typen geschaffen, ist so viel zeitgenössischen und echt russischen Fragen auf den Grund gegangen und hat unsere neuesten Probleme so richtig erfaßt wie — Sie? Nun, bitte, versuchen Sie uns noch Ihre Gleichgültigkeit zum

Vaterlande und Ihr furchtbares Interesse für die Karlsruher Röhrenangelegenheiten glauben zu machen! Haha!"

„Ich habe natürlich," begann Karmasinoff affektiert, „im Typ Pogosheff die Fehler der Slavophilen gegeißelt und im Typ Nikodimoff die Fehler der Westler!" ...

„Als ob das schon a l l e wären," flüsterte jemand dazwischen.

„... Aber ich tue das nur so nebenbei, um die überflüssige Zeit totzuschlagen und, gewiß, all diesen lästigen Anforderungen meiner Zeitgenossen Genüge zu tun."

„Es wird Ihnen wohl schon bekannt sein, Stepan Trophimowitsch," fuhr Julija Michailowna ganz berauscht fort, „daß wir morgen das Vergnügen haben werden, das wundervolle ... eine von den letzten exquisiten belletristischen Inspirationen Semjon Jegorowitschs zu hören — es heißt ‚Merci'. Er kündet in dieser Arbeit an, daß er weiterhin für keinen Preis mehr schreiben wird, für keinen Preis, selbst wenn ein Engel vom Himmel kommen und ihn bitten würde, den unwiderruflichen Entschluß aufzugeben. Mit einem Wort, er legt jetzt die Feder für immer aus der Hand. Und dieses graziöse ‚Merci' ist an das Publikum gerichtet, zum Dank für das unermüdliche Entzücken, mit dem es so viel Jahre hindurch seine ehrliche Arbeit für den russischen Gedanken aufgenommen hat."

Julija Michailowna war auf der Höhe der Begeisterung.

„Ja, ich verabschiede mich, ich sage mein ‚Merci' und fahre dann fort, und da ... in Karlsruhe ...

schließe ich meine Augen," bemerkte Karmasinoff, mehr und mehr ergriffen vom Lob.

Wie so viele unserer großen Schriftsteller — und wir haben ungeheuer viel große Schriftsteller! — konnte er Lobsprüche nicht ruhig hinnehmen, sondern wurde sofort, trotz seiner Vernunft, schwach und weich: aber ich denke, es ist am Ende verzeihlich.

„Dort, in Karlsruhe, schließe ich dann meine Augen. Uns großen Männern bleibt ja nichts anderes übrig, als, nachdem wir unser Werk getan, schnell die Augen zu schließen, ohne noch lange auf Dank zu warten. So werde auch ich es denn machen."

„Geben Sie mir Ihre Adresse, ich will nach Karlsruhe zu Ihrem Grabe pilgern," lachte der Deutsche, diesmal schon beängstigend laut.

„Jetzt kann man die Toten auch mit der Eisenbahn versenden," sagte plötzlich einer der unbedeutenderen jungen Herren der „goldenen Bande".

Lämschin schrie einfach auf vor Lachen und Julija Michailowna ärgerte sich darüber wieder nicht wenig.

In diesem Augenblick trat Nicolai Stawrogin ein.

„Man hat mir gesagt, Sie wären aufs Polizeibureau gebracht worden?" sagte er, sich gleich an Stepan Trophimowitsch wendend.

„Nein, es gab nur einen ... einen ... etwas bureaukratischen Zwischenfall," antwortete Stepan Trophimowitsch lächelnd.

„Ich aber kann versichern, daß er auf meine Veranlassung wieder gut gemacht werden wird," griff Julija Michailowna in das Gespräch ein. „Ich denke, daß Sie diese Unannehmlichkeit, die ich jetzt noch nicht

begreifen kann, einfach nicht weiter beachten und uns trotzdem das Vergnügen bereiten werden, zur literarischen Matinee etwas vorzulesen?"

„Ich weiß nicht, wirklich ... ich ..."

„Glauben Sie mir, Warwara Petrowna ... und denken Sie nur, gerade in dem Augenblick, da ich mich am meisten darauf freute, einen der bemerkenswertesten und unabhängigsten russischen Geister endlich persönlich kennen zu lernen, äußert Stepan Trophimowitsch plötzlich die Absicht, uns seine Anwesenheit zu versagen."

„Das Lob ist ja so laut, daß ich es wohl nicht hören soll," bemerkte Stepan Trophimowitsch markant, „aber ich glaube nun einmal nicht, daß meine Person zum Fest so unbedingt von Nöten sein wird. Uebrigens, ich ... —"

„Aber Sie verwöhnen ihn mir zu sehr!" fiel plötzlich Pjotr Stepanowitsch, schnell ins Zimmer laufend, dazwischen. „Kaum habe ich ihn in die Hand genommen, da, eines schönen Morgens Haussuchung, Arrest, die Polizei packt ihn am Kragen, und nun verhätscheln ihn die Damen im Salon unseres Allmächtigen! Na, bei ihm muß ja jetzt jeder Knochen vor Entzücken weh tun. Hat sich ja solch ein Benefiz nicht mal träumen lassen können! Und so was fängt nun an, die Sozialisten anzuzeigen!"

„Das kann nicht sein, Pjotr Stepanowitsch, der Sozialismus ist ein zu großer Gedanke, als daß Stepan Trophimowitsch ihm nicht auch beipflichten könnte," verteidigte Julija Michailowna den letzteren energisch.

„Der Gedanke ist groß, doch sind es deswegen noch längst nicht immer seine Verkünder, mais brisons là,

mon cher," schloß Stepan Trophimowitsch, zum Sohn gewandt und erhob sich.

Hier geschah aber etwas recht Unerwartetes. Von Lembke befand sich schon seit einiger Zeit im Salon, doch so, daß ihn offenbar niemand bemerkte und beachtete, obgleich doch alle gesehen haben mußten, wie er eingetreten war. Julija Michailowna vor allem fuhr natürlich fort, ihn zu ignorieren. Er war nicht weit von der Tür stehen geblieben und hatte bisher finster, mit strengem Gesicht dem Gespräch zugehört. Als jetzt die Bemerkungen über die Vorfälle des Morgens fielen, wurde er unruhig, sah sich besonders den jungen Fürsten an, dessen steifer Kragen wohl seinen Verdacht erregte. Darauf, als er die Stimme des hereinstürmenden Pjotr Stepanowitsch vernahm, zuckte er heftig zusammen. Und kaum hatte nun Stepan Trophimowitsch seine Sentenz über die Sozialisten ausgesprochen, als auch von Lembke schon schnurstracks auf ihn zutrat, wobei er Lämschin ein wenig unsanft berührte. Lämschin sprang natürlich mit utriertem Erstaunen sofort zur Seite, rieb sich mit verwundertem Gesicht den Arm und tat, als ob ihm Lembke wirklich furchtbar weh getan.

„Genug!" rief dieser, indem er energisch die Hand des erschrockenen Stepan Trophimowitsch ergriff und sie mit aller Kraft in der seinigen drückte. „Genug, über die Flibustjeren ist schon das Urteil gefällt. Kein Wort weiter. Ich habe schon Maßregeln getroffen ..."

Er sprach es laut und schloß mit scharfer Betonung. Der Eindruck, den seine Worte machten, war äußerst unangenehm. Alle fühlten etwas Unheilvolles in der

Luft. Ich sah, wie Julija Michailowna erbleichte. Hinzu kam, und das war eigentlich der peinlichste Augenblick für den armen Gouverneur, daß von Lembke schroff umkehrte, schnell zur Tür schritt, dort aber über ein Fußkissen stolperte und beinahe hingefallen wäre. Er blieb aber stehen, sah auf das unschuldige Kissen, sagte nachdenklich: „umstellen“, und verließ dann das Zimmer. Julija Michailowna erhob sich sofort und ging ihm eilig nach. Als sie das Zimmer verlassen hatte, entstand in allen Ecken aufgeregtes Geflüster: einige sagten, der Gouverneur sei schon seit längerem nervös, andere behaupteten, er sei irgend etwas „unterworfen“, die dritten wiesen mit dem Finger auf die Stirn und Lämschin erhob sogar zwei Finger über die Stirn. Man raunte sich verschiedenes über Familienszenen zu, doch niemand dachte daran, jetzt fortzugehen, denn man erwartete noch irgend etwas Unbestimmtes. Ich weiß nicht, was Julija Michailowna hatte ausrichten können, jedenfalls kam sie nach fünf Minuten, sich krampfhaft anstregend, ruhig zu erscheinen, wieder zurück. Sie sagte, Andrei Antonowitsch fühle sich nicht ganz wohl, doch sei das nicht weiter von Bedeutung: das Fest am nächsten Tage würde ihn bestimmt erheitern. Darauf richtete sie noch ein paar schmeichelhafte Worte an Stepan Trophimowitsch und forderte die Mitglieder des Komitees auf, sofort mit der Sitzung zu beginnen. Jetzt erst brachen die anderen auf. Doch die beklagenswerten Vorfälle dieses verhängnisvollen Tages sollten noch immer nicht beendet sein.

In dem Augenblick, da Nicolai Stawrogin eingetreten war, hatte Lisa ihn schnell und seltsam forschend

angeblickt, und auch dann wandte sie lange nicht den Blick von ihm, so daß es den neben ihr Stehenden schon auffiel. Ich sah selbst, wie Mawrikij Nicolajewitsch, der hinter ihrem Stuhl stand, sich niederbeugte, wie um ihr etwas zu sagen, doch plötzlich seine Absicht wieder aufgab und sich schnell aufrichtete, worauf er mit schuldbewußtem Blick die Anwesenden überflog. Auch Nicolai Stawrogin erregte einige Neugier: sein Gesicht war bleicher als sonst und sein Blick ungewöhnlich zerstreut und zerfahren. Nachdem er seine Frage an Stepan Trophimowitsch gerichtet hatte, vergaß er ihn gleich wieder — ja, vergaß sogar, zur Hausfrau zu treten. Lisa sah er kein einziges Mal an, doch nicht etwa, weil er es nicht wollte, sondern weil er auch sie nicht bemerkt hatte. Und nun plötzlich, in der Stille, die Julija Michailownas Aufforderung an die Mitglieder des Komitees folgte, hörten wir Lisas klare und laute Stimme:

„Nicolai Wszewolodowitsch, mir schreibt irgend ein Hauptmann, der sich für Ihren Verwandten, den Bruder Ihrer Frau, ausgibt, ein Hauptmann namens Lebädkin, fortwährend unanständige Briefe, beklagt sich über Sie, und erklärt sich bereit, Geheimnisse, die Sie betreffen, mir mitzuteilen. Wenn Sie tatsächlich sein Verwandter sind, so verbieten Sie ihm bitte derlei Beleidigungen."

Diese Herausforderung hörten alle Anwesenden und alle verstanden sie. Die Beschuldigung war erschreckend plötzlich gekommen — für sie selbst vielleicht am unerwartesten. Es war, wie wenn ein Mensch die Augen schließt, die Zähne zusammenbeißt und sich vom Dach hinunterstürzt.

Doch die Antwort Nicolai Stawrogins war noch sonderbarer. Vor allem war schon das seltsam, daß er durchaus nicht erstaunt oder erschrocken zu sein schien und Lisa bis zum Schluß mit der ruhigsten Aufmerksamkeit zuhörte. Weder Verwirrung noch Zorn drückten sich auf seinem Gesicht aus. Einfach und fest, sogar mit voller Bereitwilligkeit, antwortete er auf die verhängnisvolle Frage:

„Ja, ich bin mit diesem Menschen verwandt. Seine Schwester, die geborene Lebädkin, ist seit beinahe fünf Jahren meine Frau. Seien Sie überzeugt, daß ich ihm Ihre Forderungen übergeben werde, und dafür stehe, daß er Sie weiterhin nicht mehr belästigen wird."

Nie werde ich das Entsetzen vergessen können, das sich auf Warwara Petrownas Gesicht ausdrückte. Wie sinnlos erhob sie sich vom Stuhl und streckte langsam, wie zum Schutz, die rechte Hand vor sich aus. Nicolai Wsjewolodowitsch sah sie an, blickte dann Lisa an, überflog die Anwesenden mit einem Blick und lächelte plötzlich sein grenzenlos hochmütiges Lächeln: darauf verließ er wortlos und mit einer ungeheuren Sicherheit in jeder Bewegung den Empfangssalon. Alle bemerkten, wie Lisa im Augenblick, da sich Stawrogin zur Tür wandte, aufsprang und bereits eine Wendung machte, um ihm nachzueilen: doch schon im nächsten Augenblick kam sie zur Besinnung und ging langsam, mit gesenktem Blick hinaus. Mawrikij Nicolajewitsch folgte ihr.

Von der Aufregung, die an diesem Abend in der Stadt herrschte, schweige ich lieber. Warwara Petrowna hatte sich in ihrem Hause in der Stadt eingeschlossen, und von Nicolai Wsjewolodowitsch hieß es, er

sei, ohne mit der Mutter gesprochen zu haben, sofort nach Skworeschniki gefahren. Stepan Trophimowitsch bat mich am Abend, zu „cette chère amie“ zu gehen, um anzufragen, ob er nicht vielleicht zu ihr kommen dürfe. Ich wurde aber nicht empfangen. Das Ereignis mit Lisa hatte ihn sehr mitgenommen. Er weinte sogar. „Solch eine Ehe! Solch eine Ehe! Solch ein Schrecken in der Familie!“ wiederholte er einmal über das andere. Dann erinnerte er sich auch Karmasinoffs und schimpfte furchtbar über ihn. Zum Vortrag jedoch, den er am nächsten Tage halten wollte, bereitete er sich eifrig vor, suchte alle geistreichen Wortspiele zusammen, die er je in seinem Leben gemacht, um sie jetzt in seine Rede über die Sixtinische Madonna hineinzuflechten, und übte sich dann — oh kunstvolle Natur! — vor dem Spiegel zu ihr ein.

„Mein Freund! ich tue das ja nur für die große Idee,“ suchte er sich, etwas verlegen, zu rechtfertigen. „Cher ami, ich habe mich von meinem Platz losgerissen, auf dem ich beinahe fünfundzwanzig Jahre verweilt, und bin losgefahren, wohin — das weiß ich nicht, aber ich bin losgefahren ... —“

Fünfzehntes Kapitel.

Die Matinee.

I

Das Fest fand statt — ungeachtet der Ereignisse des vorhergehenden Tages. Ich glaube sogar, wenn Lembke in der dazwischenliegenden Nacht gestorben wäre — es würde nicht aufgeschoben worden sein. Eine solche Bedeutung legte ihm nun einmal Julija Michailowna bei: und die Arme sollte bis zur letzten Minute in ihrem Irrtum verbleiben, ohne auch nur zu ahnen, was das für eine absonderliche Stellung war, die Publikum und Gesellschaft zu dem Feste nahmen.

Die allgemeine Stimmung war — und viele rieben sich schon vor Vergnügen die Hände, — daß an dem Festtage irgend etwas Unerhörtes geschehen würde. Im Grunde freut nun einmal den Russen nichts mehr, als ein kräftiger öffentlicher Skandal, mit möglichst viel Tumult und Dramatik. Auch hier schien sich das allgemeine Verlangen wieder nach einem derartigen Skandal zu richten, und jedenfalls lag der Erregung, die die Menschen ergriffen hatte, ein böser Instinkt zu Grunde. Cynismus schien durch die Gemüter zu schleichen, häßlicher, unnatürlicher Cynismus, das Resultat von allzu angespannter Erwartung. Die Gefühle der Damen im besonderen trafen sich alle, und ohne daß darüber

der geringste Zweifel hätte bestehen können, in einem Punkte: in einem heftigen und schonungslosen Haß auf Julija Michailowna. Sie selbst wußte davon freilich nichts und glaubte nach wie vor, daß ihr alle, wie ihr Ausdruck lautete, „fanatisch ergeben" wären.

Ich habe schon bemerkt, daß in unserer Stadt zu dieser Zeit eine ganze Reihe von sonderbaren und befremdlichen Gestalten aufgetaucht waren — solchen Gestalten, wie sie sich in Uebergangszeiten allerdings immer einfinden werden. Ich spreche nicht von den sogenannten Rädelsführern, die wenigstens auf ein mehr oder weniger bestimmtes Ziel losgehen. Ich spreche vielmehr von dem Gesindel selbst, und zwar nicht nur dem der untersten, sondern jeder Gesellschaftsschicht, all denjenigen, die, ohne es selbst zu wissen, die Unruhe und die Krankheit einer Zeit ausdrücken. Diese lenken dann die Rädelsführer erst dahin, wohin sie sie haben wollen, vorausgesetzt, daß sie nicht selber Dummköpfe sind, was ja auch vorzukommen pflegt. Als schon alles vorbei war, erzählte man sich so, daß die Häupter der Internationale Pjotr Stepanowitsch gelenkt hätten, dieser aber wiederum Julija Michailowna und diese ihrerseits die breite Masse. Die Nüchterneren und Vernünftigeren unserer Stadt wunderten sich dann nachher, wie sie es hatten versäumen können, der Unruhe, die um sich gegriffen, auf den Grund zu gehen. Jedenfalls war aber diese Unruhe da: und woher sie kam und wohin sie führen sollte? — ich weiß es nicht, und ich glaube, niemand weiß es. Plötzlich bekamen die Allerfragwürdigsten ein Uebergewicht. Man fing an, sich über alles Heilige lustig zu machen. Männer sogar von der Obrigkeit

hörten zu und schwiegen. Diese Lämschins, Teljätnikoffs und andere, geborene Schurken und Schufte, freche Juden, geheimnisvolle Durchreisende, Dichter mit Großstadtrichtung, Künstler in Fetzen und Lumpen, Offiziere, die plötzlich über den Blödsinn ihres Berufs zu lachen begannen, anrüchige Advokaten, zweifelhafte Kaufleute, größenwahnsinnige Seminaristen, verrückte Frauenrechtlerinnen — dieses Pack bekam mit einem Mal bei uns das Uebergewicht. Und über wen? Ueber den Klub, über ehrwürdige Honoratioren, über Generäle mit Stelzfüßen, über hochachtbare Damen der Gesellschaft. Wenn schon eine Warwara Petrowna sich nicht scheute, sich mit dem Gesindel abzugeben — wie begreiflich war es da, daß andere von unseren Minerven ihm schließlich zum Opfer fielen! Freilich muß ich nochmals wiederholen, daß sich trotzdem gleichzeitig eine kleine Gruppe Vorsichtiger abseits hielt. Aber daß der verderbliche Einfluß auch in ihre Kreise drang, das konnten sie nicht verhindern. Auch in den allerabgeschlossensten Familien wachsen nun einmal Töchter heran, die tanzen wollen. Und so zeichnete sich denn schließlich die ganze Stadt in die Liste zum Gouvernantenfest ein. Der Ball sollte ja so unbeschreiblich glänzend werden. Man erzählte sich bereits wahre Wunder. Gerüchte liefen um von zugereisten Fürsten mit Kneifern auf der Nase. Die einen wußten von den Tanzordnern zu berichten, zehn Kavaliere mit langen Bändern an der linken Schulter. Andere sprachen davon, daß Karmasinoff zur Erhöhung der Einnahme eingewilligt hätte, sein „Merci“ im Kostüm einer Gouvernante vorzulesen. Die Idee der „literarischen Quadrille“,

in der jedes Kostüm eine bestimmte Richtung darstellen sollte, war geradezu Stadtgespräch. Und daß zuletzt noch in einem bestimmten Kostüm irgend ein „ehrlicher russischer Gedanke", was an sich schon eine vollständige Neuheit war, auftreten und tanzen würde, — auch das hatte sich bereits rund gesprochen. Wie sollte man da nicht unterzeichnen? Und so unterzeichneten sie denn alle.

II

Der Festtag war auf dem Programm in zwei Teile geteilt: eine literarische Matinee von zwölf bis vier Uhr nachmittags und dann die Soiree von zehn Uhr abends mit Ball bis in die Nacht hinein.

Aber schon in dieser Einteilung lag der Keim zu einer ernsten Unordnung. Gleich anfänglich hatte sich außerdem das Gerücht von einem Frühstück verbreitet, das man unentgeltlich und mit Champagner nach den literarischen Vorträgen würde einnehmen können. Der Preis von drei Rubeln pro Billett begünstigte noch diese Annahme. „Ich will doch etwas für mein Geld haben," meinten die Leute, „mag man uns etwas Gutes zu essen und zu trinken geben." Zu diesem Frühstücksgerücht hatte außerdem Julija Michailowna selbst den Anlaß gegeben, als sie in ihrem ersten Entzücken über das geplante Fest jedem ersten Besten alles Mögliche erzählt hatte, was ihre Begeisterung für die Sache sich zusammen phantasierte: daß alle Zeitungen von dem Fest voll sein würden, daß die Regierung in Petersburg das Gouvernement ein Mustergouvernement nennen und daß man auf dem Fest selbst mit Jubel aufgenommene Toaste

ausbringen würde — Toaste, die sie dann bereits für sich auszuarbeiten begann. Zu Toasten aber war unbedingt Champagner nötig, und Champagner wiederum konnte nicht ohne Gastmahl getrunken werden. Als sich dann aber durch ihre eifrigen Bemühungen ein Komitee konstituiert hatte und sie mit ihrer Toast- und Frühstücksidee wieder herausrückte, wurde ihr klar und deutlich vorgerechnet, daß man an ein Festessen auch nicht im entferntesten denken konnte, aus dem einfachen Grunde, weil den Gouvernanten sonst nichts verblieb, selbst bei einer noch so hohen Einnahme. Es waren nur zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder ein lukullisches Gastmahl mit Toasten und lumpigen neunzig Rubeln für die Gouvernanten, oder aber die Möglichkeit zu einer anständigen Summe durch ein Fest, das man nur pro Forma gegeben. Doch gab es auch noch eine dritte Möglichkeit, eine versöhnende und vernünftige, das heißt, ein gutes Festessen, ebenfalls mit Toasten, jedoch ohne Champagner, aber immerhin noch mit einem recht annehmbaren Betrag für die Gouvernanten. Doch Julija Michailowna wollte davon nichts wissen: ihr extremer Charakter verachtete die bourgeoise Mitte. Und so bestand sie denn darauf, daß, wenn das erste Projekt nicht realisierbar sei, man sich dafür ganz für das zweite entscheiden müsse. Die Höhe der Summe sollte den fehlenden Champagner ersetzen: das Publikum mußte doch endlich begreifen, daß das Erreichen großer humanitärer Ziele höher steht, als Essen und Trinken, als ein kurzes körperliches Wohlbefinden, selbst dann, wenn es von Toasten verziert ist! So blieb es denn bei der Matinee und der einfachen Ballsoiree: damit

aber dem Publikum nicht nur Geistiges geboten werden solle, beschloß man, zu Anfang des Balles Tee mit Zitrone und kleinem Gebäck zu reichen, darauf Limonade und zuguterletzt noch Eis — doch das war denn auch alles! Für die dagegen, die immer und überall Hunger zu empfinden pflegen, und besonders Durst, konnte man dann noch, so hieß es, am Ende der Zimmerflucht ein Buffet errichten. Prochorytsch, der Koch des Klubs, sollte es übernehmen: natürlich mußte für die verabfolgten Speisen und Getränke gezahlt werden, was gleich am Eingang auf einem besonderen Plakate dem Publikum mitzuteilen war. Uebrigens sollte während der Matinee das Buffet überhaupt geschlossen bleiben, damit auch nicht das geringste Geräusch den Vortrag von Karmasinoffs „Merci" stören konnte.

Es war ganz eigentümlich, was für eine Bedeutung diesem „Merci" gegeben wurde. Unter anderem versprach die Präsidentin, die Frau des Adelsmarschalls, gleich am nächsten Tage an der Wand des weißen Saales, in dem die Vorlesung stattfinden sollte, eine Marmorplatte mit goldenen Lettern anbringen zu lassen: Zur Erinnerung dessen, daß in dem und dem Jahre, an dem und dem Tage, an der und der Stelle und in der und der Stunde der große russisch-europäische Schriftsteller Karmasinoff, seine Feder niederlegend, zum letzten Male sein „Merci" gesprochen. Ich glaube übrigens, daß Karmasinoff selbst es gewesen, der da verlangt hatte, daß das Buffet erst später aufgemacht werden sollte — ein Ansinnen, das sich noch dazu sehr wenig mit unseren russischen Gebräuchen in Uebereinstimmung befand.

In der Stadt glaubte man noch bis zur letzten Stunde an das Frühstück, und die jungen Damen träumten nur noch von Konfekt und Eis. Man wußte, daß die Sammlung sehr reich ausgefallen war. Die ganze Stadt nicht nur, die ganze Umgegend würde kommen. Alle Billetts waren ausverkauft. Außerdem waren noch bedeutende Schenkungen gemacht worden. Warwara Petrowna beispielsweise hatte für ihr Billett dreißig Rubel gezahlt und zur Ausschmückung des Saales ihre ganze Orangerie hergegeben. Die Präsidentin des Komitees gab das Haus und die Beleuchtung. Der Klub gab die Musikkapelle, die Dienerschaft und den Koch. Es übertraf alle Erwartungen.

Am Ende zog das Komitee sogar in Erwägung, aus Besorgnis, es vermöchten doch nicht alle jungen Damen für drei Rubel ein Billett zu nehmen, wobei man besonders an die Familien dachte, in denen es viele Töchter gab, ob man in letzter Stunde nicht noch Familienbilletts ausgeben sollte. Aber, siehe da, sogar dieses Entgegenkommen erwies sich als überflüssig, denn zu Anfang der Matinee erschienen sie alle, mit ihren Drei-Rubelbilletts in der Hand, und sogar die ärmsten Beamten brachten ihre sämtlichen Töchter mit. Ein kleiner Beamter führte sieben heran, dazu eine Frau und eine Nichte — und alle, alle hielten sie ihr Dreirubel-Billett in der Hand.

Man kann sich kaum vorstellen: es war eine wahre Revolution, die dieses Fest in der Stadt anrichtete. Man bedenke allein, daß seine Anordnung in zwei Teilen zweierlei verschiedene Toiletten der Damen nötig machte — ein Kostüm für den Morgen und das andere für den

Abend zum Tanz. Man bedenke nur, was das für manche Verhältnisse besagen wollte. Viele aus den mittleren Klassen versetzten denn auch zu diesem Tage alles, was sie besaßen. Fast sämtliche Beamten sahen sich genötigt, ihre Gage voraus zu nehmen, und die Gutsbesitzer verkauften sogar ihr Vieh. Und das alles nur, um ihre kleinen Töchter zu Marquisen und Duchessen aufzuputzen und damit nur ja keine der anderen an Schönheit etwas nachgab. In der Stadt kursierten bald die lustigsten Familienanekdoten, mit denen natürlich vor allem Julija Michailowna von ihren Trabanten unterhalten wurde. Andererseits aber erklärte auch gerade wieder die Rolle, die sie in der ganzen Angelegenheit spielte, den Haß, der sich wie gesagt immer mehr und mehr gegen sie aufspeicherte. Ich rede nicht von heute: denn jetzt schimpft natürlich jeder über sie. Aber auch schon damals war es vorauszusehen, daß, wenn der Ball nicht geradezu glänzend ausfiel, ein Ausbruch des allgemeinen Unwillens folgen mußte. Und so erwartete denn ein jeder einen Skandal — der denn auch nicht ausbleiben sollte.

Punkt um zwölf Uhr intonierte das Orchester. Da ich zu den Festordnern gehörte und einer von den Herren mit dem Band auf der Schulter war, so blieb ich Augenzeuge aller Ereignisse dieses blamablen Tages. Das Fest begann mit einer furchtbaren Drängerei am Eingange. Sogar die Polizeibeamten, die eingriffen, erwiesen sich als machtlos. Dem Publikum konnte man dabei nichts vorwerfen, doch jedenfalls war es Tatsache, daß die ehrbaren Väter, Mütter und Töchter zunächst einmal tüchtig gequetscht und gepreßt wurden. Ein

Grund lag zweifellos darin, daß die Equipagen den Weg versperrten. Im übrigen bin ich heute fest davon überzeugt, daß vieles Pack einfach von den Lämschins und Liputins ohne Billette eingeführt worden war. Diese Menschen waren kaum in den Saal eingetreten, so erkundigten sie sich sofort nach dem Buffet, und als sie erfuhren, daß es kein Buffet gab, fingen sie zu fluchen und zu schimpfen an. Einige von ihnen kamen auch schon betrunken herein. Andere wieder, doch das waren die ehrbareren, verstummten vor der nie gesehenen Pracht des Saales ganz und rissen Mund und Augen auf. Dieser große, alte, weiße Saal war in der Tat herrlich anzuschauen: zwei Etagen hoch, mit Chören und Spiegelwänden mit einer bemalten und vergoldeten Decke, an den Wänden geschmückt mit Statuen und einigen kostbaren Möbeln, noch aus der Napoleonischen Zeit, weiß, mit Goldverzierung und mit rotem Plüsch ausgeschlagen — so bot er wirklich einen reichen und wunderbaren Anblick. Am Ende des Saales erhob sich jetzt eine Estrade für die Vortragenden, während man für das Publikum mit breiten Durchgängen Stühle hingestellt hatte, ganz wie ein Parkett im Theater.

Nachdem sich die Menge vom ersten Erstaunen erholt hatte, beschäftigten sie schon andere Fragen und Gedanken: wir wollen vielleicht noch gar keine Vorlesungen!... wir haben unser Geld gezahlt!... wo ist das Frühstück?... man hat uns betrogen!... Wir, nicht Lembkes sind hier die Herren!

Namentlich entsinne ich mich eines Zwischenfalles, bei dem der junge Fürst im hohen Kragen, mit dem Aussehen einer Holzpuppe, sich besonders auszeichnete.

Er war in diesen Tagen zugereist und hatte am Morgen vor der Aufruhraffäre bei Julija Michailowna seinen Besuch gemacht. Auf ihr unablässiges Bitten hin hatte er schließlich zugestimmt, daß sie auch ihm ein Festordnerband an der linken Schulter befestigte. Es sollte sich nun zeigen, daß dieser steife und aufgeschraubte junge Mann, wenn auch nicht zu sprechen, so doch auf seine Art zu handeln verstand. Als nämlich ein riesiger pockennarbiger und offenbar schon etwas angetrunkener Leutnant a. D. laut und lärmend immer wieder nach dem Buffet fragte, da rief er kurz entschlossen einen Polizisten heran. Und ungeachtet aller Proteste des Störers wurde der Befehl sofort ausgeführt und der Betreffende einfach zum Saale hinausgeworfen.

Währenddessen erschien dann auch das „eigentliche Publikum" und zog sich wie eine bunte Linie durch die Zwischenräume der Stuhlreihen hin, um sich seinen Platz zu suchen. Das schlechtere Element im Hintergrunde beruhigte sich zwar mehr und mehr, aber auch unter dem besseren sah man unzufriedene und befremdete Gesichter. Endlich hatten sich alle gesetzt. Die Musik verstummte. Man schnaubte sich und sah sich um. Die meisten machten, ein schlechtes Zeichen, eine äußerst feierliche Miene. Lembkes waren noch immer nicht erschienen. Alles war in Samt und Seide, und die Brillanten blitzten nur so. Parfüm lag in der Luft. Die Herren standen in voller Uniform, mit allen ihren Orden angetan.

Endlich erschien auch die Präsidentin mit Lisa zusammen. Noch nie war Lisa so blendend schön gewesen wie an diesem Morgen. Sie trug ein herrliches

Gewand, ihre Haare lagen in Locken, ihre Augen leuchteten. Sie machte ersichtlich auf alle Anwesenden einen großen Eindruck. Man steckte die Köpfe zusammen und tuschelte. Jemand meinte, als sie eintrat, hätten ihre Augen Stawrogin gesucht. Aber weder Stawrogin noch seine Mutter waren erschienen. Der Ausdruck ihres Gesichtes hatte etwas Rätselhaftes. Warum lag so viel Glück darauf? Ich dachte an den Vorfall des vorhergegangenen Tages und sann nach, aber vergebens.

Lembkes erschienen noch immer nicht. Es war der schwerste Fehler, der gemacht wurde. Später erfuhr ich, daß Julija Michailowna bis zum letzten Augenblick auf Pjotr Stepanowitsch gewartet hatte. Ohne Pjotr Stepanowitsch konnte sie nun einmal nichts mehr unternehmen, obgleich sie sich das nicht eingestand. Nebenbei bemerkt hatte es Pjotr Stepanowitsch auf der letzten Komiteesitzung abgelehnt, ein Festordnerband zu tragen. Julija Michailowna hatte sich dadurch bis zu Tränen gekränkt gefühlt. Nun erschien er obendrein nicht. Was hatte das zu bedeuten? Und tatsächlich sollte Pjotr Stepanowitsch den ganzen Morgen über verschwunden bleiben: die literarische Vorlesung versäumte er einfach. Zu Julija Michailownas Verzweiflung konnte ihr niemand sagen, wo er steckte.

Inzwischen wurde das Publikum ungeduldiger und ungeduldiger. Auch auf der Estrade erschien noch niemand. In den letzten Reihen des Saales applaudierte man grundlos, ganz so, wie das auch im Theater vor der Vorstellung zu geschehen pflegt. „Lembkes tun ja wirklich furchtbar wichtig,“ hieß es im Publikum. Einige wußten zu erzählen, daß Lembke krank sei. Andere äußerten

laut die Vermutung, daß das Fest wohl aufgeschoben werden würde.

Aber endlich erschienen sie doch. Andrei Antonowitsch führte Julija Michailowna am Arm. Sofort versanken alle Märchen und die Wirklichkeit trat in ihr Recht. Zudem schien Lembke selbst bei voller Gesundheit zu sein. Ueberhaupt waren es in der höheren Gesellschaft nur wenige gewesen, die da vermutet hatten, daß es mit Lembke irgendwie nicht ganz stimmte. Seine Amtsführung hielten alle für gut. Sogar die Flibustierengeschichte bezog man in dieses Urteil ein. „Das ist recht so," sagten die Honoratioren, „sonst beginnen sie immer mit der Philantropie und enden doch bei der Strenge, ohne zu bemerken, daß die gerade zur Philantropie nötig ist." In dieser Weise philosophierte man im Klub und verurteilte eigentlich nur seine Aufregung. „So etwas muß man mit Kaltblütigkeit machen," hieß es, „aber er ist es noch nicht gewöhnt."

Mit besonderer Neugier richteten sich die Blicke auf Julija Michailowna. Man wird nicht von mir verlangen, daß ich bis in alle Einzelheiten weiß, was am Tage vorher noch zwischen ihr und Lembke vorgefallen war. Ich kann nur ein paar Tatsachen mitteilen: vor allem, daß sie am Abend in das Arbeitszimmer Andrei Antonowitschs gegangen und bei ihm bis weit nach Mitternacht geblieben war. Auf jeden Fall war Andrei Antonowitsch beruhigt und ihm ausdrücklich vergeben worden. Das Ehepaar hatte sich miteinander ausgesprochen, alles sollte vergessen sein, und als am Ende seiner weitläufigen Erklärungen von Lembke gar noch auf die Kniee fiel, da mußte Hand und Lippe seiner

Gemahlin die feurigen Ergießungen dieses ritterlichen, aber schwachen Mannes beschwichtigen.

Julija Michailowna strahlte: in einer prachtvollen Toilette schritt sie einher. Offenbar war sie auf der Höhe ihrer Wünsche: Das Fest, das Fest war erreicht! Nach allen Seiten grüßend, schritten die beiden zu ihren Plätzen in der vordersten Reihe. Sie waren sofort von all ihren Bekannten umgeben. Die Präsidentin flog ihnen mit offenen Armen entgegen. Aber zugleich passierte schon ein kleines, unangenehmes Mißverständnis: das Orchester setzte nämlich plötzlich ein und schmetterte einen Tusch in den Saal, nicht etwa irgend einen Marsch oder sonst ein Stück, sondern einen richtigen, gewöhnlichen Tusch. Heute weiß man, daß Lämschin dahinter steckte. Damals war die Szene ungeheuer peinlich. Hinzu kam, daß in den letzten Reihen, gleichsam Lembke zu Ehren, Hurra geschrieen wurde. Julija Michailowna schoß das Blut in die Wangen. Lembke, der sich schon gesetzt hatte, erhob sich wieder und übersah streng den Saal. Einige baten ihn, sich doch nur wieder zu setzen. Mit Schrecken bemerkte ich auf seinem Gesicht dasselbe gefährliche Lächeln, das ich schon im Salon seiner Gemahlin wahrgenommen hatte. Es war ein tragischer und doch zugleich komischer Ausdruck. So sieht ein Mann aus, der sich für seine Frau opfert — und den diese Frau opfert.

Julija Michailowna winkte mich zu sich heran und flüsterte mir zu, ich solle doch Karmasinoff auffordern, gleich zu beginnen, aber siehe da, kaum wollte ich gehen, als eine andere Unprogrammäßigkeit geschah, eine noch viel größere als die erste. Auf der Estrade, auf der lee-

ren Estrade, wohin alle Blicke und alle Erwartungen sich wandten und auf der man zunächst nur einen Stuhl und einen Tisch und auf letzterem ein Glas Wasser sah — auf dieser selben leeren Estrade erschien plötzlich die kolossale Figur des „Hauptmanns" Lebädkin in Frack und weißer Binde. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Der „Hauptmann" schien freilich etwas verlegen zu sein. Er zögerte sichtlich, näher zu treten. Im Publikum ertönte eine Stimme: „Lebädkin, du?" Ueber das dumme, rote und vertrunkene Gesicht des Hauptmanns zog sich ein breites Grinsen. Er hob die Hand und wischte sich die Stirn ab, schüttelte darauf seinen buschigen Kopf und trat dann plötzlich zwei Schritte vor. Dabei platzte er gleichzeitig in ein lautes, glückliches, sich lang hinziehendes Gelächter aus, wobei sich die ganze schwere Masse seines Körpers schüttelte. Bei diesem Anblick lachte die Hälfte des Publikums mit. Die hinteren Reihen klatschten Beifall. In den vorderen Reihen dagegen sah man sich befremdet an. Das Ganze dauerte nicht länger, als eine halbe Minute. Da aber lief mit einem Mal Liputin mit zwei Dienern herbei. Liputin flüsterte dem „Hauptmann" etwas zu, der sah ihn an und sagte vernehmbar: „ja, wenn das so ist!" Darauf nahmen sie ihn unter den Arm und zogen ihn fort. Sein breiter Rücken verschwand hinter den Kulissen. Einen Augenblick später erschien Liputin wieder auf der Estrade, mit einem süß-sauren Lächeln auf den Lippen, und einem Bogen Papier in der Hand. Rasch trat er an den vordersten Rand.

„Meine Damen und Herren! Durch Unachtsamkeit ist ein komisches Mißverständnis entstanden... doch

ist es jetzt schon wieder beseitigt ... Ich aber habe den Auftrag übernommen ... mit der tiefsten, ehrerbietigsten Bitte eines unserer Dichter ... durchdrungen von der Humanität und der höchsten Ziele der Menschheit ... ungeachtet seines Aeußeren ... mit denselben Zielen, die uns hier alle vereinigen ... die Tränen der gebildeten jungen Mädchen unseres Gouvernement abzuwischen ... Dieser Herr, das heißt, ich möchte sagen, dieser Poet, der nach seinem Wunsche inkognito bleiben möchte ... und der doch seine Dichtung zu Anfang des Balles vorgetragen zu sehen wünscht ... das heißt, ich wollte sagen, vorgetragen, gelesen ... dieser Herr, dieser Dichter, obwohl seine Dichtung nicht auf dem Programm steht — ich denke, eine kleine halbe Stunde könnte man doch wohl gestatten? ... Zumal es eine Dichtung ist, ausgezeichnet nicht nur durch die Tiefe des Gefühls, sondern auch verbunden mit einer höchsten Lustigkeit des Ausdrucks ... nicht als ob sie genommen werden wollte als irgend etwas literarisch Ernstes ... aber doch als etwas, das immerhin zu diesem Feste paßt ... mit einem Wort, ich wollte das geehrte Publikum um die Erlaubnis gebeten haben —?"

„Lesen Sie," brüllte eine Stimme am Ende des Saales.

„So soll ich lesen?"

„Lesen, lesen, lesen!" ertönten jetzt schon mehrere Stimmen.

„Mit der Erlaubnis des Publikums also!" Liputin verbeugte sich mit seinem süßen Lächeln.

Trotzdem schien er sich doch nicht entschließen zu können. Bei aller Frechheit, die solche Leute wie Li-

putin besitzen, mit der sie sich denn dafür an der Gesellschaft zu rächen suchen, daß diese sie nicht als ganz vollwertig nimmt — bei all dieser Dreistigkeit können sie doch manchmal unsicher werden.

Endlich begann er.

„Ich bemerke im voraus, daß das Gedicht, das ich Ihnen vortragen werde, keine Ode ist. Es ist vielmehr nur ein Scherz, ein kleiner, gefühlvoller Scherz —"

„Lesen, lesen!"

Liputin faltete sein Papier auseinander. Natürlich dachte niemand auch nur daran, ihn aufzuhalten. Zudem trug auch er das Band eines Festordners an der Schulter, und so deklamierte er denn mit heller Stimme darauf los.

„Unserer heimatlichen Gouvernante zum Gouvernantenfest vom Festdichter gewidmet:

„Lebe hoch! o Gouvernante!
Freue Dich und jubilier,
Denn Du bleibst jetzt nicht nur Tante,
O, sei stolz und triumphier!"

„Das hat ja Lebädkin gemacht!" „Das ist ja echter Lebädkin!" ertönten aus den hinteren Reihen des Saales mehrere Stimmen. Viele lachten, manche klatschten sogar Beifall.

„Feministin oder sonst was,
Schrecklich war's, wenn man's bedenkt,
Wie Du früher Dich gequält hast,
Und Dich nutzlos angestrengt."

„Hurra! Hurra!" unterbrach man wieder in den letzten Reihen.

„Lehren mußt Du dummen Göhren
Manch französisches Gedicht,

Doch die wollen Dich nicht hören,
Wie das nun mal Kindespflicht."

„Bra—a—v—o—o—o!"

„Jetzt wird's hier Reformen geben,
Die nicht ganz von Pappe sind,
Wird Dein ganzer Stand sich heben,
Und mit ihm zugleich das Kind."

„Stimmt genau!... Einfach großartig!... Hoch, Lebädkin!... Was wären wir ohne Gouvernanten?"

„Und da wir hier tanzend spenden
Eine Mitgift für das Weib,
Die wir Dir dann rüber senden
Zu 'nem bessren Zeitvertreib —
Feministin oder sonst was,
Bleibst doch stets von einem Holz,
Mit 'ner Mitgift bist Du etwas,
Spuck auf Alles und sei stolz!"

„Bravo! Bravo!... Da capo... Bravo! Da capo..."

Ich hatte meinen Ohren nicht getraut. Das war so eine erklärte Gemeinheit gewesen, daß die Möglichkeit, Liputin durch Dummheit zu entschuldigen, von vornherein ganz ausgeschlossen schien. Die wirkliche Absicht, die dahinter steckte, war mir denn auch sofort klar: hier sollte Unordnung geschaffen werden, und dazu war allerdings keiner geeigneter gewesen, als Liputin.

Uebrigens schien Liputin selbst zu fühlen, daß er denn doch ein zu starkes Stück geleistet hatte. Er stand noch immer an der Estrade und war sich offenbar nicht klar darüber, ob er noch etwas hinzusetzen sollte oder nicht. Ein Teil des besseren Publikums hatte das Gedicht übrigens ganz ernst genommen. Die andere Hälfte

war freilich um so gekränkter. Julija Michailowna erzählte später, sie sei einer Ohnmacht nahe gewesen. Einer der ehrwürdigsten alten Herren unserer Stadt erhob sich sogar und verließ mit seiner Frau am Arm den Saal. Und wer weiß, vielleicht hätte dieses Beispiel auch noch andere nach sich gezogen, wenn nicht gerade jetzt Karmasinoff auf der Estrade erschienen wäre. Sein kleines Figürchen war tadellos, in Frack und weißer Halsbinde. In der Hand hielt er ein Heftchen. Julija Michailowna sah ihn erlöst an, als wäre er ihr Retter!

Ich aber war schon hinter den Kulissen, denn ich mußte unter allen Umständen mit Liputin sprechen.

„Das haben Sie absichtlich getan," rief ich und faßte ihn unwillig am Aermel.

„Bei Gott, ich habe gar nicht daran gedacht," log er und spielte den Unglücklichen. „Die Verse hatte man mir soeben erst gegeben, ich dachte, es wäre ein lustiger Scherz ..."

„Das haben Sie durchaus nicht gedacht. Halten Sie wirklich diesen talentlosen Blödsinn für einen Scherz?"

„Ja, ich finde ihn lustig!"

„Sie lügen einfach, und man hat sie Ihnen außerdem durchaus nicht erst jetzt gebracht. Sie selbst haben sie mit Lebädkin zusammen geschmiedet, vielleicht noch gestern Abend. Damit es nur ja zum Skandal kommt! Die letzte Strophe war schon sicher von Ihnen. Außerdem war er doch wohl nicht umsonst im Frack? Daraus folgt allein schon, daß er ursprünglich die Verse selbst hätte lesen sollen, wenn er nur nicht wieder angetrunken gewesen wäre!"

„Was geht das Sie an?“ fragte er plötzlich mit sonderbarer Ruhe.

„Wie soll mich das nichts angehen? Sie tragen, glaube ich, auch dieses Band ... Wo ist Pjotr Stepanowitsch?“

„Ich weiß es nicht, hier irgendwo: und was soll das alles?“

„Was das soll? Daß ich Sie jetzt durchschaue! Es ist einfach eine Intrige gegen Julija Michailowna — damit Sie's wissen!“

Liputin sah mich von der Seite an.

„Ja, und was geht das Sie an?“ fragte er nochmals, lächelte, zuckte mit den Achseln und ging davon.

Mich überlief es kalt. Alle meine Vermutungen waren gerechtfertigt, und ich hoffte doch immer noch mich getäuscht zu haben! Was sollte ich tun? Ich hätte mich gern mit Stepan Trophimowitsch beraten, aber der stand vor dem Spiegel und probierte auf verschiedene Arten zu lächeln, war überhaupt ganz mit einem Blatt Papier beschäftigt, auf dem er sich verschiedene Bemerkungen gemacht hatte. Er sollte gleich nach Karmasinoff kommen und war jetzt nicht im stande, mit mir auch nur ein Wort zu sprechen. Sollte ich zu Julija Michailowna gehen? Doch dazu war es wieder zu früh. Mußte sie nicht vielleicht eine noch nachhaltigere Lehre bekommen, um von den Ueberzeugungen, denen sie nun einmal so fanatisch ergeben war, geheilt zu werden? Sie hatte mir bis heute nicht glauben wollen und mich für einen „Gespensterseher“ gehalten. Ja, und was konnte sie auch dabei tun? „Ach,“ dachte ich, „was geht das mich überhaupt an, ich nehme mein

Band von der Schulter und gehe nach Haus, wenn es anfängt."

Aber ich mußte vor allen Dingen Karmasinoff hören! Als ich noch ein letztes Mal hinter die Kulissen sah, bemerkte ich, daß da eine Menge mir ganz unbekannter Leute sich angesammelt hatte, darunter sogar Frauen. Dieses „hinter den Kulissen" war ein recht enger Raum, eigentlich ein Korridor, der den Saal mit den anderen Räumen verband und zum Publikum hin mit einem Vorhang abgeschlossen war. In diesem Korridor warteten die Vortragenden, bis sie an die Reihe kamen. Besonders setzte mich einer in Erstaunen: der Nächstfolgende nach Stepan Trophimowitsch. Das war auch irgend ein Professor, der sich freiwillig aus irgend einer Lehranstalt wegen irgend welcher Studentengeschichten entfernt hatte und aus irgend einem Grunde vor ein paar Tagen in unserer Stadt aufgetaucht war. Auch ihn hatte man Julija Michailowna empfohlen und sie hatte ihn gütig aufgenommen. Er war bei ihr den Abend vorher eingeladen gewesen, hatte während des ganzen Essens geschwiegen und nur hin und wieder moquant zum Tone und den Scherzen der anderen Gäste, Julija Michailownas Freunden, gelächelt, und auf alle durch sein beleidigendes Aussehen und Benehmen einen unangenehmen Eindruck gemacht. Julija Michailowna hatte ihn selbst zum Vortrag aufgefordert: in diesem Augenblick ging er aus einer Ecke in die andere, ganz wie Stepan Trophimowitsch, flüsterte vor sich hin, aber sah dabei zu Boden und nicht in den Spiegel. Sein Lächeln studierte und probierte er nicht, aber er lachte von Zeit zu Zeit grimmig in sich hinein.

Es war klar, daß man auch mit ihm nicht sprechen durfte. Er war klein von Wuchs, sah nach vierzig Jahren aus, kahlköpfig, mit einem ergrauenden Bart. Gekleidet war er anständig. Am merkwürdigsten an ihm war, daß er bei jeder Wendung, die er machte, seine rechte Faust erhob, sie über seinem Haupte schüttelte und dann plötzlich niederfallen ließ, als wollte er seinen Gegner kurz und klein schlagen. Dieses Kunststück machte er jede Minute einmal. Mir wurde angst und bange. Ich machte mich davon, um, wie gesagt, Karmasinoff zu hören.

III

Im Saale war wieder etwas nicht ganz in Ordnung. Jedes Genie in Ehren! Und volles Verständnis für seine Eigentümlichkeiten im voraus! Aber warum müssen sich Genies, wenn sie älter werden, so oft wie — nun, einfach wie kleine Knaben benehmen? Selbst wenn man Karmasinoff war und sich hielt wie fünf Kammerherrn zusammen, wie konnte er nur solch ein Publikum eine ganze Stunde mit einem solchen Aufsatz langweilen? Nicht mehr als zwanzig Minuten lang hätte man es mit leichter literarischer Lektüre, ungestraft wenigstens, unterhalten dürfen. Dabei war man ihm, als er zuerst auftrat, äußerst ehrerbietig begegnet: selbst die allergesetztesten Herren hatten Wohlgefallen und Neugier, die Damen sogar Entzücken bekundet. Der Begrüßungsapplaus war indessen nur kurz und abgerissen gewesen. Dafür war aber in den letzten Reihen auch kein einziger Ausfall zu bemerken. Und

auch dann, als Karmasinoff zu sprechen angefangen, geschah zunächst nicht eigentlich Störendes: lediglich Verwunderung griff allmählich um sich. Nur ganz am Anfang hatte sich ein kleiner Zwischenfall zugetragen: als Karmasinoffs piepsendes und quakendes Stimmchen ertönte, lachte im Publikum jemand einfach laut und wiehernd auf. Ich habe schon früher erzählt, daß er eine hohe, schreiende Stimme hatte, die in etwas einer Frauenstimme glich, ein Eindruck, der noch dadurch verstärkt wurde, daß er fein und vornehm lispelte. Die Umsitzenden wiesen den Störer übrigens sofort durch Zischen zur Ruhe, und so konnte denn Karmasinoff ungestört seine Rede beginnen. Zunächst erklärte er, daß er „ursprünglich überhaupt nicht habe lesen wollen" — was gar nicht zu erklären nötig war — denn es gebe Zeilen, die „so unmittelbar aus dem Herzen fließen", daß man sie gar nicht an die Oeffentlichkeit tragen dürfe — ja warum trug er sie denn? — Aber da man ihn nun einmal so gebeten habe, so tue er es doch, und da er jetzt seine Feder für immer hingelegt und sich geschworen, nichts mehr zu schreiben, und weil das nun einmal beschlossene Sache sei, so habe er dieses Abschiedsopus doch noch geschrieben, und weil er sich verschworen, nie mehr etwas vor dem Publikum zu lesen, so lese er also heute zum letzten Mal seinen letzten Aufsatz u. s. w., u. s. w. Alles war in der Art!

Es wäre weit besser gewesen, wenn er eines seiner kleinen, winzigen Geschichtchen vorgetragen hätte, wie er sie früher geschrieben — gedrechselt und geziert, aber doch manchmal ganz geistvoll. Damit wäre dann vielleicht sogar alles gerettet gewesen. Doch es sollte nicht

sein. Nach dem gewundenen und selbstgefälligen Vorwort begann gar eine erbauliche Rede, und noch dazu vorgetragen, von oben herab, wie wenn es eine Gnade gewesen wäre. Wovon die Rede handelte? Das ist schwer zu sagen! Am ehesten gibt man wohl noch eine Vorstellung von ihr, wenn man sagt, daß sie von einem Potpourri von Eindrücken und Erinnerungen bestand. Es war da zunächst von der Liebe, von der Liebe des Genies zu irgend einer Person die Rede. Dann wurde etwas vom „ersten Kuß" gesprochen, ein Ausdruck, der im Munde dieses kleinen, dicken, aufgeblasenen Männchens etwas Beleidigendes hatte. Dabei war es noch ein ganz besonderer erster Kuß, keiner wie bei anderen sterblichen Menschen. Der Himmel war bei Karmasinoffs erstem Kuß hellviolett und der Baum, unter dem das interessante Paar Platz genommen, war durchaus orangenfarbig und stand irgendwo in Italien. Plötzlich sahen sie Pompejus oder Kassius am Abend vor der Schlacht und waren sofort schrecklich begeistert. Dann piepste irgend eine Nixe im Gesträuch. Gluck spielte im Schilf auf der Geige. Währenddessen aber stieg der Nebel auf und ballte sich, und ballte sich so, daß er eher Millionen von Kissen ähnlich war, als einem Nebel. Mit einem Mal aber verschwand alles wieder und das große Genie Karmasinoff begab sich bei Tauwetter über das Eis der Wolga. Hier fiel er dann in ein Loch. Da aber Genies nicht ertrinken, so ertrank er natürlich nicht. Er dachte auch nicht einmal daran: er fiel überhaupt nur deshalb in das Loch, um ein Eisstückchen zu erblicken, klar und rein, in dem sich denn im letzten Augenblicke Deutschland spiegelte, oder viel-

mehr der Himmel von Deutschland. Bei dieser Gelegenheit fiel ihm auch wieder der violette Himmel und der orangenfarbene Baum ein, und der Eisschnee um ihn herum wurde zu den gefrorenen Tränen, die beim Abschied aus den Augen seiner Liebe fielen. Nach dem Abschied ging sie an das Ufer eines Meeres und er in eine dunkle Höhle. Diese Höhle war, glaube ich, Moskau. Dann ballte sich aber wieder Nebel zusammen. Ernst Amadeus Hoffmann erschien und eine Dame spielte Chopin. Schließlich tauchte aus dem Nebel über den Dächern Roms im Lorbeerkranz Marc Aurel auf.

In der Art war ungefähr alles: man kann sich eine Vorstellung machen! Und hinzu kam dann noch, wie bei so ziemlich allen russischen Geistern, die verhängnisvolle Neigung, faule Witze im „höheren" und „literarischen" Sinne anzubringen, namentlich solche, welche wieder mit aller Gewalt den Bankerott Rußlands erklären sollten und den Triumph Europas. Atheismus, Darwinismus, moskausche Glocken — alles schwirrte durcheinander. Aber wehe, dieser Russe glaubte an keine moskausche Glocken. Rom, Lorbeeren: aber er glaubte auch an keine Lorbeeren! Hier tönte eine Byronsche Klage heraus, dort lugte eine Heinesche Grimasse hervor. Im übrigen aber: ‚ich sage ja nur so, daß ich die Feder hinlege. In Wirklichkeit werdet ihr noch oft von mir hören!'

Schon lange hatte man im Saale ein Zischen, Husten, Schnauben vernommen — all die bekannten Zeichen dafür, daß das Publikum sich zu langweilen begann.

Karmasinoff bemerkte zunächst davon nichts: er fuhr ruhig fort zu lispeln und zu schnarren.

Die Stimmung im Saale aber wurde immer unruhiger. Und jetzt ertönte auch schon der erste Ausruf: „Das ist ja alles Quatsch!"

Es war irgend jemandem unfreiwillig entschlüpft und ohne jegliche Absicht einer Demonstration: der Betreffende hatte einfach genug.

Karmasinoff brach sofort ab und sah eigentümlich lächelnd aufs Publikum.

„Ich langweile Sie wohl, meine Herrschaften?"

Diese Frage verdarb natürlich alles, denn mit ihr forderte er ja jeden irbeliebigen auf, zu antworten, gab ihm das Recht dazu, seine Meinung zu äußern, während, wenn er das nicht getan, man wohl noch weiter geschnaubt, aber doch alles ein gutes Ende genommen hätte. Vielleicht hoffte er auch, statt einer Antwort auf seine Frage stürmischen Applaus zu ernten? Der blieb aber vollständig aus, im Gegenteil: es wurde einen Augenblick lang ganz still im Saal und alle Anwesenden zogen sich gleichsam in ihr Inneres zurück.

„Sie haben in Ihrem Leben keinen Marc Aurel gesehen! Das sind alles nichts als Phrasen!" ertönte plötzlich eine gereizte und geärgerte Stimme.

„Selbstverständlich!" griff sogleich eine andere Stimme auf. „Heutzutage gibt es überhaupt keinen Klassizismus mehr, alles nur Naturwissenschaft!"

„Meine Herren, so etwas hätte ich nicht von Ihnen erwartet!" erwiderte Karmasinoff gekränkt.

Das große Genie hatte sich in Karlsruhe offenbar von seinem Vaterlande vollständig entfremdet.

„In unserem Zeitalter ist es lächerlich zu sagen, daß Sie sich in einer Höhle begraben hätten,“ erhob plötzlich eine Jungfrau ihre Stimme.

„Meine Herren, am meisten wundert es mich, daß Sie alles so ernst nehmen. Uebrigens ... sind Sie vollständig im Recht. Niemand achtet denn auch im Grunde mehr die reale Wirklichkeit, als ich selbst ...“

Er lächelte fast ironisch, war aber offenbar doch stark pikiert. Der Ausdruck seines Gesichtes sagte geradezu: „Ich bin doch nicht solch einer, wie ihr glaubt, ich bin es ja doch für euch, nur lobt mich, lobt mich mehr, so viel als möglich, ich liebe das furchtbar!“

„Meine Herren!“ rief er endlich, „ich sehe jetzt ein, daß mein Reminiszenzenpoem nicht hierher gehörte. Ja, und ich selbst scheine nicht hierher zu passen!“

„Er zielte auf eine Krähe, und traf eine Kuh,“ schrie irgend ein Dummkopf aus vollem Halse — wahrscheinlich angetrunken.

„Das ist wahr,“ hörte man einen anderen respektwidrig lachen.

„Und traf die Kuh, sagten Sie?“ griff Karmasinoff sofort auf. Seine Stimme wurde noch kreischender. „In Betreff von Krähen und Kühen erlaube ich mir keine Aeußerung, meine Herren. Ich achte zu sehr jedes Publikum, um mir einen Vergleich zu erlauben: aber ich dachte ...“

„Indessen wir Sie, hochgeehrter Herr, nicht allzu sehr ...“ schrie jemand aus der letzten Reihe.

„Aber ich dachte, daß ich, da ich meine Feder hinlege und mich verabschiede, doch wohl angehört werden würde!“

„Wir wünschen auch noch zuzuhören,“ ertönten jetzt einige Stimmen aus den ersten Reihen.

„Lesen Sie, lesen Sie!“ mischten sich ein paar begeisterte Damenstimmen hinein, und endlich ertönte dann auch ein künstlicher Applaus — aber natürlich nur vereinzelt, nur hier und dort, in den vorderen Reihen.

Karmasinoff verzog seinen Mund zu einem Lächeln und erhob sich von seinem Platz.

„Glauben Sie, Karmasinoff, alle halten es für eine Ehre,“ konnte sich sogar die Präsidentin selbst nicht enthalten zu äußern.

„Herr Karmasinoff,“ erklang plötzlich eine junge, frische Stimme aus der Tiefe des Saales. Es war die Stimme eines sehr jungen Lehrers aus der Bürgerschule, eines stillen, anständigen und prächtigen Menschen, der seit noch nicht langer Zeit bei uns in der Stadt war. Er stand sogar von seinem Platze auf. „Herr Karmasinoff, wenn ich das Glück gehabt hätte, so zu lieben, wie Sie es uns beschreiben, so hätte ich wirklich nicht davon in einem Aufsatz gesprochen, der zum öffentlichen Vorlesen bestimmt war …“

Er errötete dabei über und über.

„Meine Herren,“ rief Karmasinoff, „ich beende! Ich lasse den Schluß und entferne mich. Erlauben Sie mir aber nur noch, wenigstens die sechs letzten Zeilen zum Abschied zu lesen!“

Und: „ja du, mein Freund und Zuhörer, lebe wohl,“ fing er, ohne sich hinzusetzen, gleich zu lesen an, „lebe wohl, mein Zuhörer, ich bestehe sogar nicht einmal darauf, daß wir als Freunde scheiden: Wozu dich, in der Tat, beunruhigen? Schimpfe, wenn du willst, schimpfe,

wenn es dir Vergnügen macht! Aber besser wäre es, wir vergäßen uns in alle Ewigkeit. Und wenn ihr alle, meine Zuhörer, plötzlich so gut wäret, mich auf den Knieen und mit Tränen in den Augen zu bitten: ‚Schreibe noch, Karmasinoff, — für uns, für das Vaterland, für die Nachwelt, für die Lorbeerkränze‘, so würde ich auch sogar dann euch antworten, versteht sich, mit allem Dank: ‚Nein, genug haben wir uns miteinander abgeplagt, liebe Kompatrioten, merci! Es ist Zeit für mich! Merci, merci, merci!‘!“

Karmasinoff verbeugte sich zeremoniell, — und ganz rot im Gesicht, als hätte man ihn gekocht, begab er sich hinter die „Kulissen“.

„Niemand wird auf die Kniee fallen, eitle Phantasie!“ rief ihm einer nach.

„Was für eine Eigenliebe!“

„Das ist aber doch Humor,“ glaubte irgend jemand beschönigen zu müssen.

„Nein, verschonen Sie uns bitte mit Ihrem Humor.“

„Das ist einfach eine Frechheit, meine Herren.“

„Vor allen Dingen hat er endlich Schluß gemacht.“

„Das war eine Trauer, das!“

Aber alle diese unhöflichen Ausrufe der letzten Reihen wurden übertönt von dem Applaus des anderen Publikums. Man rief Karmasinoff heraus. Einige Damen, an der Spitze Julija Michailowna und die Präsidentin, versammelten sich an der Estrade. In den Händen hielt Julija Michailowna ein weißes Sammetkissen, auf dem ein Lorbeerkranz in einem zweiten Kranz von Rosen lag.

„Lorbeer!“ rief Karmasinoff, als er wieder vortrat

mit einem feinen und etwas boshaftem Lächeln. „Ich bin natürlich gerührt und ich nehme diesen Kranz, der noch nicht verwelkt ist, mit lebhaftem Danke an: aber ich versichere Sie, mesdames, ich bin plötzlich solch ein Realist geworden, daß ich Lorbeeren in unserem Jahrhundert durchaus mehr angebracht finden würde in den Händen eines Kochs, als in den meinigen ..."

„Ja, der Koch ist auch nützlicher," schrie der Seminarist, der mit auf der Sitzung bei Wirginskis gewesen war.

Die Ordnung wurde gestört. In vielen Reihen stieg man auf die Stühle, um besser die Zeremonie mit dem Lorbeerkranz sehen zu können.

„Ich würde von jetzt ab einem Koch noch drei Rubel zulegen," ertönte eine laute Stimme.

„Und ich ebenfalls."

„Ich auch."

„Gibt es denn hier wirklich kein Buffett?"

„Meine Herren, das ist einfach ein Betrug ..."

Immerhin bewahrten die Ruhestörer noch einigen Respekt vor unseren Honoratioren und den anwesenden Polizeileutnants. Ungefähr zehn Minuten nachher hatten sie sich denn alle auch wieder gesetzt, aber die ursprüngliche Ordnung war doch bereits nicht mehr da. In diesem Anfangsstadium eines drohenden Tumults erschien dann der arme Stepan Trophimowitsch.

IV

Ich war schließlich doch noch zu ihm hinter die Kulissen gegangen und hatte ihn angefleht, jetzt alles blei-

ben zu lassen und, ein Unwohlsein vorschützend, nach Hause zu fahren. Alles sei nun einmal verloren, ich selbst würde mein Band ablegen, meinen Posten aufgeben und mit ihm mitfahren. Er betrat in eben diesem Augenblick schon die Estrade, blieb plötzlich stehen, sah mich vom Kopf bis zu den Füßen an und sagte feierlich:

„Wie kommen Sie dazu, mein Herr, mich einer solchen Niedrigkeit fähig zu halten?"

Ich trat zurück, überzeugt, daß er ohne Katastrophe von dort nicht zurückkehren werde. In vollständiger Mutlosigkeit stand ich da, als plötzlich vor mir wieder dieselbe Figur des angereisten Professors auftauchte. Er ging immer noch auf und ab, in sich versunken und vor sich hinmurmelnd, aber ein triumphierendes Lächeln glitt hin und wieder über sein Gesicht, und von Zeit zu Zeit hob er immer noch die Faust. Ich ging gedankenlos und ohne eine bestimmte Absicht auf ihn zu.

„Wissen Sie," sagte ich, „nach der Erfahrung hört das Publikum nie mehr als zwanzig Minuten jemandem zu. Keine Berühmtheit wird eine halbe Stunde ..."

Er blieb stehen. Ein ungeheurer Hochmut lag auf seinem Gesicht.

„Beunruhigen Sie sich nicht," brummte er verächtlich und ging an mir vorüber.

In dieser Minute ertönte im Saale die Stimme Stepan Trophimowitschs.

„Möge euch alle ...!" fluchte ich und lief in den Saal.

Stepan Trophimowitsch hatte sich in den Stuhl gesetzt, noch bevor wieder einigermaßen Ordnung im Saal

geworden war. Aus den ersten Reihen empfingen ihn nicht gerade wohlwollende Blicke. Im Klub hatte man in der letzten Zeit aufgehört, ihn besonders zu schätzen oder gar zu lieben. Aber immerhin war es schon gut, daß man ihn nicht einfach auszischte. Mich verfolgte die ganze Zeit über die fixe Idee, daß etwas Derartiges geschehen würde. Doch man bemerkte ihn bei der allgemeinen Unordnung wohl zuerst überhaupt nicht. Worauf aber konnte er rechnen, als er mit seiner Rede begann, wenn man sogar mit Karmasinoff so verfahren war? Er schien bleich, und nach seiner Aufregung war es mir, der ich ihn doch so gut kannte, vollkommen klar, daß er sein Erscheinen auf dieser Estrade selbst als eine Art Schicksalsfügung empfand. Lieb und teuer war mir dieser Mensch, und was fühlte ich nicht alles, als ich seine ersten Worte hörte!

„Meine Damen und Herren!" stieß er hervor, wie wenn er zu allem entschlossen wäre, und doch zu gleicher Zeit mit abgebrochener Stimme. „Meine Damen und Herren! Noch heute Morgen lag vor mir eines dieser verbotenen und gesetzlosen Papiere, und ich habe mir zum hundertsten Mal die Frage gestellt: ‚Worin besteht ihr Geheimnis?'"

Der ganze Saal verstummte mit einem Mal, alle Blicke wandten sich ihm zu. Kein Zweifel: er hatte es verstanden, gleich mit den ersten Worten zu interessieren. Sogar hinter den Kulissen steckte man die Köpfe hervor: Liputin und Lämschin hörten gierig zu. Julija Michailowna winkte mir wieder mit der Hand.

„Halten Sie ihn auf, was es auch koste, halten Sie ihn auf!" flüsterte sie erregt.

Ich zuckte nur mit den Schultern. Wie konnte man einen Menschen, der sich zu allem entschlossen hatte, zurückhalten? Und ich verstand Stepan Trophimowitsch nur zu gut.

„Aha, von den Proklamationen!“ flüsterte man im Publikum. Alles kam in Bewegung.

„Meine Damen und Herren, ich habe das ganze Geheimnis erraten. Das Geheimnis besteht in dem Effekt — ihrer Dummheit!“ Seine Augen erglänzten. „Ja, wäre das noch eine durchdachte Dummheit, eine Dummheit aus Berechnung — oh, das wäre dann noch genial! Aber man muß ihnen die volle Gerechtigkeit widerfahren lassen: man hat sie nicht ausgedacht, nein, das ist einfach die allernaivste, die allersimpelste, allerbeschränkteste Dummheit — c'est la bêtise dans son essence la plus pure, quelque chose comme un simple chimique. Wäre das alles ein wenig klüger ausgedrückt, so würde ein jeder die ganze Armut dieser Dummheit einsehen. Aber jetzt bleiben nur alle in der Ungewißheit: keiner will selbst glauben, daß es wirklich so erstklassig dumm ist. Es kann nicht sein, daß da n i c h t s dahinter wäre, sagt sich ein jeder und sucht nach der Pointe, glaubt an ein Geheimnis und will zwischen den Zeilen lesen. Der Effekt aber ist erreicht! Oh, noch nie hat eine Dummheit eine so feierliche Belohnung erhalten, ungeachtet dessen, daß man ihr so gern dient... Denn, en paranthèse, die Dummheit, wie das höchste Genie dienen beide doch immer nur ihr, der Menschheit!“

„Faule Eier aus den vierziger Jahren!“ hörte man eine Stimme sagen.

Und damit war es denn auch mit der Ruhe vorbei: alles schrie und lärmte los.

„Meine Herren, Hurra! Ich schlage vor, einen Toast auf die Dummheit auszubringen!“ rief Stepan Trophimowitsch, den ganzen Saal herausfordernd.

Ich lief zu ihm, unter dem Vorwand, ihm Wasser zu reichen.

„Stepan Trophimowitsch, lassen Sie es, Julija Michailowna fleht Sie ...“

„Nein, lassen S i e m i c h, junger Mann!“ rief er mir mit lauter Stimme zu.

Ich ging wieder zurück.

„Messieurs!“ fuhr er fort, „wozu die Aufregung, warum dieses Geschrei des Unwillens, das ich höre? Ich kam mit dem Olivenzweig. Ich brachte das letzte Wort, denn in dieser Sache habe ich das letzte Wort — und wir wollen uns vertragen.“

„Fort mit ihm!“ riefen die einen.

„„Ruhig, laßt ihn aussprechen!“ schrieen die anderen.

Besonders regte sich der junge Lehrer auf, der, nachdem er einmal gewagt hatte zu sprechen, nicht mehr an sich halten konnte.

„Messieurs, das letzte Wort in der Sache — ist die gegenseitige Vergebung. Ich alter Mann, ich erkläre feierlich, daß das Leben noch eben so stürmt wie früher und die lebendige Kraft auch in der jungen Generation nicht aussterben wird. Der Enthusiasmus unserer jetzigen Jugend ist noch eben so hell und rein, wie er es in meiner Jugendzeit gewesen. Es geschah nur eines: die Ziele wurden gewechselt, die eine Schönheit durch

die andere ersetzt! Das ganze Problem liegt heute eben darin, was ist schöner: Shakespeare oder die Stiefel, Rafael oder das Petroleum?"

„Das ist eine Anklage!" brüllte man irgend woher.

„Das sind kompromittierende Fragen!"

„Agent-Provokateur!"

„Aber ich erkläre," rief Stepan Trophimowitsch wie rasend, „aber ich erkläre, daß Shakespeare und Raphael — höher als die Befreiung der Bauern, als das Volk, als der Sozialismus, höher als unser junges Geschlecht und die Chemie, höher als die ganze Menschheit stehen!! Denn sie waren bereits eine Vollendung, die reife Frucht, eine wirkliche F r u c h t am Baume der Menschheit. Die höchste Schönheit ist mit ihnen erreicht und ohne diese Schönheit möchte ich — nicht mehr leben!!! O, mein Gott," er schlug die Hände zusammen, „vor zehn Jahren habe ich dasselbe in Petersburg von der Estrade herabgerufen, mit denselben Worten, und ebenso haben sie mich damals nicht verstanden, gelacht und gepfiffen wie jetzt ... oh, ihr kleinen Menschen, was fehlt euren Herzen, daß ihr das nicht verstehen könnt? Ja, wißt Ihr denn nicht, wißt ihr denn nicht, ohne den Engländer kann noch die Menschheit leben, auch ohne den Deutschen zur Not, ohne den Russen schon ganz und gar, auch ohne die Wissenschaft, ohne Brot, aber ohne Schönheit — nein, ohne Schönheit kann sie nicht leben! Was bliebe denn noch der Welt übrig? Das ganze Geheimnis liegt hier! Selbst die Wissenschaft würde ohne diese Schönheit nicht bestehen — wißt ihr das auch, ihr Lacher — alles würde nur noch Lakaientum sein, nichts würdet ihr mehr erfinden, nichts mehr

schaffen auf der Welt! Tiere würdet ihr sein!" und er schlug mit der Faust auf den Tisch.

Viele sprangen von ihren Plätzen, andere drängten sich näher an die Estrade. Alles geschah das schneller, als sich's beschreiben läßt, und erst recht schneller, als daß Vorsichtsmaßregeln getroffen werden konnten — wenn man überhaupt welche hätte treffen wollen!

„Ihr habt es gut, ihr Verwöhnten an euren vollen Tischen!" brüllte schon unmittelbar vor der Estrade der Seminarist, und fletschte Stepan Trophimowitsch wild an.

Der bemerkte es und trat sofort bis an den äußersten Rand heran.

„Habe ich nicht behauptet, daß der Enthusiasmus unserer jungen Generation eben so rein und hell ist wie früher? Nur irrt und täuscht er sich in den Formen des Schönen! Ist euch das zu wenig? Und wenn ihr bedenkt, daß ein gebeugter und beleidigter Vater zu euch spricht! Kann man denn leidenschaftslos über den Ansichten stehen? Undankbare, ungerechte Menschen ... warum wollt ihr nicht Frieden schließen?"

Und plötzlich fing er hysterisch zu weinen an. Er wischte sich mit den Fingern die Tränen ab. Die Brust und die Schultern erzitterten vor Schluchzen. — Er vergaß alles um sich her.

Eine wirkliche Panik ergriff das Publikum, fast alle erhoben sich von ihren Plätzen. Auch Julija Michailowna erhob sich schnell von ihrem Lehnstuhl und zog ihren Mann von seinem Stuhle in die Höhe.

„Stepan Trophimowitsch!" brüllte der Seminarist. „Hier in der Stadt und seinen Vororten lungert Fedjka

der Sträfling herum. Er plündert und vor nicht langer Zeit hat er einen neuen Mord verübt. Erlauben Sie zu fragen, wenn Sie vor fünfzehn Jahren ihn nicht für eine Kartenschuld zu den Rekruten gegeben, das heißt, wenn Sie einfach nicht im Kartenspiel verloren hätten, wäre er dann nach Sibirien gekommen? Hätte er dann auch Menschen getötet im Kampfe ums Dasein? Was sagen Sie dazu, Herr Aesthetiker?"

Ich verzichte darauf, die nun folgende Szene zu beschreiben. Zuerst ertönte ein rasender Applaus. Es applaudierten natürlich nicht alle, vielleicht nur der fünfte Teil des Saales, aber die applaudierten dafür auch wie wahnsinnig. Der Rest des Publikums strömte zum Ausgang, der applaudierende Teil dagegen zur Estrade hin und so entstand ein allgemeines Gewühl. Damen schrieen auf. Junge Mädchen weinten und wollten nach Haus. Lembke stand noch immer an seinem Platz und sah drohend um sich. Julija Michailowna verlor zum ersten Mal in ihrem Leben völlig den Kopf. Stepan Trophimowitsch selber schien zuerst niedergeschmettert von den Worten des Seminaristen zu sein, dann aber erhob er beide Hände ausbreitend über das Publikum und rief:

„Ich schüttle den Staub von meinen Füßen und verfluche ..."

Und sich umkehrend lief er, heftig gestikulierend, hinter die Kulissen.

„Er hat die Gesellschaft beleidigt! ..." „Er schmäht uns!" schrie man.

Und schon wollte man hinter ihm her stürzen, was in diesem Augenblick schwer zu verhindern gewesen wäre

— aber siehe da! noch eine andere Bombe sollte über der Versammlung niedergehen und donnernd einschlagen! Der dritte Redner, der Mensch hinter den Kulissen, der immer hin und her gelaufen war und in einem fort die Faust hochgehoben hatte, stürzte plötzlich auf die Estrade.

Er hatte durchaus das Aussehen eines Verrückten. Mit breitem triumphierendem Lächeln, voll grenzenlosen Selbstvertrauens übersah er die aufgeregte Menge und schien sogar über die Unordnung zufrieden zu sein. Seine Freude war so augenscheinlich, daß gerade das die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte.

„Wer ist denn das?" hörte man fragen. „Was will der denn noch? Stille! Pst!"

„Meine Herren!" begann aus allen Kräften der Mensch, ganz am äußersten Rande der Estrade stehend und fast mit eben solcher kreischenden weiblichen Stimme, wie Karmasinoff sie hatte, nur lauter und ohne das aristokratische Lispeln.

„Meine Herren! Vor zwanzig Jahren, am Vorabend unseres Krieges mit dem halben Europa, war Rußland das Ideal aller Reaktionäre! Die Literatur diente der Zensur! In den Universitäten lehrte man fast nichts als Krieg und Kriegsgeschichte! Das Heer, dieses Ballett von Heer, war alles! Das Volk aber bezahlte stier und stumm Abgaben, schwieg und schmachtete unter der Knute der Leibeigenschaft! Patriotismus war nur noch Geschäft! Wer keine Schmiergelder nahm, wurde für einen Revolutionär gehalten! Europa war es angst und bange vor uns! Doch in Rußland selbst hat es in den sinnlosen tausend Jahren, die es nun schon

besteht, niemals elender ausgesehen! Rußland war nur noch eine einzige Schmach und weiter nichts!“

Er hob mit einer wüsten Bewegung die Faust, hielt sie hoch und drohend über seinem Haupte und ließ sie dann jäh und schmetternd niedersausen, als wollte er einen unsichtbaren Gegner mit einem einzigen Schlage zermalmen.

Ein unbändiges Gebrüll erhob sich von allen Seiten. Ohrenbetäubendes Klatschen und Trampeln erschütterte den Saal. Es applaudierte schon beinahe die Hälfte der Anwesenden. Die Schüchternen oder Harmlosen wurden einfach mitgerissen. Und wie sollte man auch nicht? Wenn Rußland vor allem Publikum öffentlich blamiert ward — wie sollte man da nicht vor Entzücken laut aufjauchzen, gröhlen und mitbrüllen?

„Das ist's... Der weiß es!... Der hat recht! ... Das ist besser wie Aesthetik!... Hurra! Hurra! Hurra!“

Der Mensch redete wie berauscht weiter. „Seit der Zeit sind zwanzig Jahre vergangen! Die Universitäten haben sich vermehrt! Das Heer ist zur Legende geworden! An Offizieren fehlt's zu Tausenden! Die Eisenbahnen verschlingen alles Kapital! Fahren aber kann man mit ihnen nicht! Alle Augenblicke stürzen Brücken ein! Auf den Gerichten wird Unsinn geschwätzt! Die Advokaten nehmen Schweigegelder vom Staat, um nicht vor Hunger zu krepieren! Die befreiten Leibeigenen schlagen sich gegenseitig tot an Stelle der Gutsbesitzer, die es früher taten! Ozeane von Schnaps trinkt man aus, damit das Budget zu stande kommt! Und um all das noch zu krönen, hat man jetzt vor der

Sophienkirche in Nowgorod einen kolossalen Bronzeglobus aufgestellt! Zur Erinnerung an den tausendjährigen Bankerott, den wir glücklich hinter uns haben! Mit all der Bestialität und Idiotie, die er gewesen ist!"

Die letzten Worte wurden schon vom Gebrüll der Menge verschlungen. Man sah nur noch, wie er wieder die Hand aufhob und wieder niedersausen ließ. Der Jubel überstieg bereits alle Grenzen. Man schrie, man heulte, man drohte mit den Stühlen gegen das Parkett. Die Masse war wie betrunken. Allgemein wurde das Delirium. Oben auf der Estrade aber stand er, er, der Redner — mächtig in seinem Triumph.

Ich sah nur noch, wie Lembke in unaussprechlicher Aufregung irgend jemandem irgend etwas zeigte. Neben ihm stand Julija Michailowna kreideweiß. Der Fürst im Stehkragen näherte sich ihnen hastig. Sie flüsterte ihm schnell etwas zu.

In diesem Moment füllte sich aber auch schon die Estrade mit Polizisten. Sie warfen sich blitzschnell auf den Redner und wollten ihn fortschleppen.

Der aber riß sich mit übermenschlicher Anstrengung wieder los und sprang zurück, an den Rand der Estrade.

Gerade konnte er noch, mit beiden Fäusten hoch erhoben drohend, in den Saal hinunterschreien:

„Noch nie ist Rußland so heruntergekommen wie heute!" — aber da hatten ihn auch schon die Polizisten wieder gepackt und hinter die Kulissen gezogen. Dort kam es denn noch zu einer wüsten Schlägerei, da man vom Publikum aus den Versuch machte, den Redner wieder zu befreien.

Auf der Estrade aber erschien, ich traute meinen Augen nicht — von irgend woher — die Studentin, die Verwandte Wirginskis. Sie hatte dieselbe Rolle unter dem Arm, war ebenso angezogen, ebenso rot und rundlich, und gerade konnte ich noch, während hinter ihr ihr Todfeind, der Gymnasiast, auftauchte, die Phrase vernehmen: „Meine Herren, ich bin hergekommen, um Ihnen von den Leiden der unglücklichen Studenten zu erzählen und Sie alle zu einem Protest aufzufordern!"

Da aber lief ich davon. Mein Festordnerband steckte ich in die Tasche, durch eine Hintertür gelangte ich auf die Straße; ich wollte vor allem nach Stepan Trophimowitsch sehen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Soirée.

I

Stepan Trophimowitsch empfing mich nicht. Er hatte sich eingeschlossen und schrieb. Auf mein Klopfen und Rufen hin antwortete er mir nur hinter der Tür her:

„Lieber Freund, ich habe mit allem abgeschlossen, was kann die Welt noch von mir verlangen?"

„Sie haben gar nicht mit allem abgeschlossen! Sie haben nur das Ihre dazu beigetragen, daß alles zusammenbricht! Im Ernst, Stepan Trophimowitsch, öffnen Sie, es muß etwas geschehen. Man könnte Ihnen sogar etwas antun!"

Ich hielt es für meine Pflicht, besonders streng mit ihm zu sein. Vor allem fürchtete ich, daß er irgend eine Torheit begehen könnte. Aber zu meinem Erstaunen begegnete er mir fest und durchaus entschlossen.

„Ich danke Ihnen für alles Gewesene, aber ich muß Ihnen wiederholen, daß ich mit allem abgeschlossen habe, mit dem Guten, wie mit dem Bösen. Ich schreibe soeben einen Brief an Darja Pawlowna, die ich unverzeihlicher Weise bis jetzt ganz vergessen hatte. Morgen bringen Sie ihr dann den Brief, wenn Sie so freundlich sein wollen. Heute aber — leben Sie wohl!"

„Stepan Trophimowitsch, ich versichere Ihnen, daß

die Sache ernster ist, als Sie glauben. Darja Pawlowna haben Sie jetzt nichts mehr zu schreiben, es gibt Wichtigeres zu tun. Wie wollten Sie jetzt wohl ohne mich auskommen? Was tun Sie, was fangen Sie an? Sicher haben Sie sich wieder etwas ausgeheckt! Sicher werden Sie sich noch einmal blamieren, wenn Sie tun, was Sie sich aushecken."

Er kam wieder zur Tür.

„Sie sind noch nicht lange mit diesen Menschen zusammen gewesen, und schon haben Sie ihre Sprache angenommen. Aber ich hoffe, Sie werden sich noch bedenken, ihnen alles nachzumachen — après le temps natürlich, wie alle Russen. Ueber mich machen Sie sich keine Sorge! Ich bin durchaus ruhig, und bitte nur, mich nicht zu quälen, noch einmal Dank für alles und scheiden wir von einander, wie Karmasinoff vom Publikum — das heißt, vergessen wir uns gegenseitig so großmütig wie möglich. Das war von ihm übrigens nur eine Schlauheit, daß er seine alten Leser bat, ihn jetzt zu vergessen. Quant à moi, so bin ich nicht so selbstsüchtig. Was sollte man sich lange eines nutzlosen Greises erinnern? Darum, mein Freund, ‚leben Sie reicher', wie mir Nastassja zu meinem Namenstage wünschte, ces pauvres gens ont quelque fois des mots charmants et pleins de philosophie. Nicht zu viel Glück wünsche ich Ihnen, denn das würde langweilig werden. Aber ich wünsche Ihnen auch keine Armut, sondern, wie gesagt, ‚leben Sie reicher'! Und vertrauen Sie den Menschen nicht zu sehr. Diesen Wunsch füge ich von mir aus hinzu."

Er ging wieder fort und ich konnte nichts mehr aus-



richten. Ungeachtet seiner inneren Aufregung hatte er langsam, fließend und eindringlich gesprochen. Natürlich war er mir aus irgend einem Grunde gram und rächte sich nun auf diese Weise. Vor allem aber brachten ihn die Tränen, die er am Morgen vor dem Publikum geweint hatte, wenn er auch gleichzeitig noch verhältnismäßig einen Sieg errungen hatte, in eine etwas komische Lage, und er mochte das selbst sehr wohl herausfühlen. Gerade diese gewisse Feinfühligkeit aber, die er sich trotz aller Erschütterungen bewahrt hatte, beruhigte mich dann anderseits wieder. Ein solcher Mensch, dachte ich mir, würde kein tragisches Ende nehmen können. Wie sollte ich mich aber täuschen!

Ich muß hier den Ereignissen in etwas zuvorkommen und einige Zeilen aus einem Brief mitteilen, den Darja Pawlowna am anderen Tage tatsächlich erhielt.

„Mon enfant, meine Hand zittert, aber ich habe mit allem abgeschlossen. Sie waren nicht zugegen bei diesem ‚Vortrag‘ und Sie taten recht. Aber man wird Ihnen erzählen, daß sich ein Mensch erhoben und trotz der Gefahren, die er lief, diesen Dummköpfen die ganze Wahrheit gesagt hat — das heißt — daß sie Dummköpfe sind. Oh, ce sont — des pauvres petits vauriens et rien de plus. Des petits Esel voilà le mot! Jetzt verlaß ich diese Stadt. Ich kehre niemals wieder. Ich weiß noch nicht, wohin ich meinen Fuß setzen werde. Alle, die ich liebte, haben sich von mir abgewandt. Nur Sie, Sie reines und gutes Geschöpf, Sie Bescheidene, deren Schicksal sich beinahe mit dem meinen vereinigt hätte, nach dem Willen einer

kapriziösen Frau — nur Sie grüße ich noch! Ihnen, die Sie auf mich herabsehen müssen, wie auf eine komische Figur, nur Ihnen zum Abschiede, Ihnen allein — diesen letzten Schrei! Diese letzte Pflicht!"

II

Von Stepan Trophimowitsch ging ich zu Julija Michailowna.

Dort sollte ich Zeuge einer empörenden Szene werden. Infam geradezu war es, wie man die arme Frau betrog. Aber was sollte man machen? — ich konnte nicht helfen.

Als ich eintrat, lag sie in einem hysterischen Weinkrampf, unter Eau de Cologne-Kompressen und Eiswasser. Vor ihr standen Pjotr Stepanowitsch, der ununterbrochen redete, und der Fürst, der ununterbrochen schwieg.

Unter Tränen warf sie Pjotr Stepanowitsch seine „Abtrünnigkeit" vor. Sonderbar war dabei, daß sie nur ihm allein und seiner Abwesenheit das Mißlingen und den ganzen Zusammenbruch des Festes zuschrieb.

An Pjotr Stepanowitsch selber fiel mir auf, daß er ungewöhnlich ernst und offenbar mit irgend welchen Gedanken beschäftigt war. Sonst war er nie ernst, sondern lachte immer, selbst dann, wenn er böse oder gar zornig war — und er ärgerte sich oft. Auch jetzt war er nicht guter Laune, sprach grob, nachlässig und rücksichtslos, voll Hast und Ungeduld. Er versicherte, daß er sich mit Kopfschmerz und Uebelkeit bei Gaganoff befunden hätte, wohin er am Morgen vor Beginn des Festes ge-

gangen wäre: an ein Erscheinen wäre auch nicht einmal zu denken gewesen.

Jetzt drehte sich die Hauptfrage darum, sollte die andere Hälfte des Festes, der Ball am Abend, stattfinden oder nicht?

Julija Michailowna wollte unter keiner Bedingung auf ihm erscheinen — oder vielmehr, sie wollte mit aller Gewalt dazu gebeten werden, und zwar von Pjotr Stepanowitsch selbst. Sie sah noch immer auf ihn wie auf ein Orakel, und da es durchaus in seinen dunklen Zielen lag, daß der Ball heute noch stattfand und Julija Michailowna auf ihm erschien, so bat er denn auch.

„Wozu weinen? Sie müssen ja natürlich wieder eine Szene machen! Aber wir müssen jetzt zu einem Entschluß kommen. Was am Morgen verdorben wurde — machen wir es am Abend wieder gut! Auch der Fürst ist meiner Meinung. Ja, wenn der Fürst nicht gewesen wäre, womit würde das wohl geendet haben?"

Daß es auch die Meinung des Fürsten sei, war nun freilich nicht ganz richtig. Nur für den Ball war er zunächst, aber nicht dafür, daß Julija Michailowna auf ihm erschien. Schließlich freilich schien er auch dagegen nichts mehr zu haben.

Mich setzte namentlich die ungewöhnliche Frechheit Pjotr Stepanowitschs in Erstaunen. Daß an den gewöhnlichen Klatschgeschichten, die über die Art seines Verhältnisses zu Julija Michailowna umliefen, kein wahres Wort war, wußte ich. Er beherrschte diese Frau einfach dadurch, daß er auf ihre diversen gesellschaftlichen Träume und ehrgeizigen Pläne, auf ihre Absicht, im Gouvernement eine besondere Rolle zu spielen, in

geschickter Weise einging und ihr mit den gröbsten Schmeicheleien um den Mund redete. Aber erstaunlich war es doch, wie rasch er sich jetzt wieder bei ihr in Gunst zu setzen wußte.

Als sie mich eintreten sah, rief sie mit blitzenden Augen:

„Sehen Sie, fragen Sie ihn, er ist die ganze Zeit nicht von mir gewichen, ganz wie der Fürst. Sagen Sie doch bitte, daß dieser ganze Skandal nichts als eine Verschwörung gegen mich und Andrei Antonowitsch war! Oh sie haben sich alle verabredet! Sie hatten einen gemeinsamen Plan. Es war alles im voraus angelegt."

„Sie irren sich wie immer! Stets ein Poem im Kopf. Ich bin übrigens froh, den Herrn ..." er tat, als ob er meinen Namen vergessen hätte ... „er wird uns seine Meinung sagen."

„Ich bin ganz der Meinung," beeilte ich mich zu sagen, „und in allem einverstanden mit Julija Michailowna. Daß Verabredung vorliegt, ist zu deutlich. Ich bringe Ihnen im übrigen hier meine Bänder, Julija Michailowna. Ob der Ball zu stande kommt oder nicht, — das ist natürlich nicht meine Sache. Aber meine Rolle als Anordner ist zu Ende. Entschuldigen Sie bitte: doch ich kann nicht gegen meine Ueberzeugung handeln und — gegen allen gesunden Menschenverstand."

„Hören Sie, hören Sie!" rief sie und schlug die Hände zusammen.

„Ich höre — und was ich noch sagen will," wandte sich Pjotr Stepanowitsch zu mir, „ich bin jetzt über-

zeugt, daß alle irgend was gegessen haben müssen, wovon sie krank geworden sind. Meiner Meinung nach ist nichts geschehen, nichts, als was auch früher schon immer bei solchen Festen geschehen ist. Was für eine Verabredung? Häßliche und schmählich dumme Sachen sind passiert, aber wo soll da eine Verschwörung sein? Das war nicht gegen Julija Michailowna persönlich, das war höchstens gegen ihre Günstlinge und Schützlinge! Julija Michailowna! Was habe ich Ihnen den ganzen Monat ununterbrochen vorgehalten? Wovor habe ich Sie gewarnt? Nun, wozu, wozu brauchten Sie dieses ganze Volk da? — Wozu mit solch einem Pack sich abgeben? Warum und wozu?"

„Wann haben Sie mich gewarnt? Im Gegenteil, Sie begünstigten das, Sie verlangten sogar ... Sie selbst haben mir allerhand sonderbare Menschen zugeführt!"

„Im Gegenteil, ich habe mit ihnen herumgestritten, aber sie nicht begünstigt und eingeführt. Jetzt soll ich sie eingeführt haben, womöglich in letzter Zeit, als sie schon zu Dutzenden herbeiströmten, um diese ‚literarische Quadrille' mitzumachen! Ich könnte wetten, daß es gerade diese Mimen gewesen sind, die alles mögliche Volk ohne Billetts eingeführt haben."

„Das dürfte stimmen!" bekräftigte ich.

„Sehen Sie, auch Sie sind damit einverstanden. Erinnern Sie sich doch bitte nur, welch ein Ton hier in der letzten Zeit eingerissen war? Das war schon die richtige Gemeinheit, das war ja ein Skandal und Lärm, daß einem die Ohren davon weh tun konnten! Und wer begünstigte das? Wer deckte das alles mit seiner Autorität? Wer hat alle irre gemacht? Wer war hinter

allem her, was nur entfernt nach Dichter oder Maler aussah? Wer hat selbst einem Menschen wie Lämschin die Hand zum Kusse gereicht? Hat nicht in Ihrer Gegenwart der Seminarist den Staatsrat beschimpfen dürfen und seiner Tochter mit seinen schmierigen Stiefeln das Kleid abgetreten? Warum wundern Sie sich da, daß das Publikum Ihnen nicht gerade freundlich gesinnt ist?"

„Aber das haben doch alles Sie selbst ... Oh, du mein Gott!"

„Ich? ich habe Sie immer nur gewarnt! Worüber hätten wir uns denn sonst die ganze Zeit herumgestritten?"

„Schamlos! Mir einfach so ins Gesicht zu lügen!"

„Nun ja, das kostet Ihnen ja weiter nichts, so was zu sagen! Sie haben jetzt ein Opfer nötig, an dem Sie Ihren Aerger auslassen können — da komme ich Ihnen gerade recht! Ich werde mich besser an Sie wenden, mein Herr."

Er konnte sich noch immer nicht meines Namens erinnern.

„Zählen wir's doch an den Fingern ab: ich behaupte, daß außer der Liputingeschichte keine Verabredung gewesen ist, kei—ne ein—zige! Ich werde es Ihnen gleich beweisen, aber nehmen wir zuerst Liputin. Er trat mit den Gedichten des Dummkopfs Lebädkin auf — schön, oder vielmehr, nicht schön. Aber was soll das denn für eine ‚Verschwörung' sein? Er kam sich einfach geistreich vor! Im Ernst: geistreich! Er wollte einen Witz machen, uns unterhalten, verlassen Sie sich darauf — und die Protektrice Julija Michailowna

als erste! Das ist aber auch alles! Glauben Sie's nicht? Aber dann fragen Sie sich doch bitte, ob das nicht ein ‚Witz' war, ganz in demselben Tone, wie er hier schon die letzten Monate herrschte? Unter anderen Umständen wäre vielleicht alles sogar sehr gut gegangen. Denn der Scherz war grob, aber an sich gar nicht so ohne!"

„Wie, Sie halten diese elende Handlungsweise Liputins auch noch für geistreich?" fragte Julija Michailowna empört, „solch eine Dummheit, solch eine Taktlosigkeit, solch eine Niederträchtigkeit und Gemeinheit, dieser Anschlag! Ja, dann gibt es keine andere Erklärung: dann sind Sie selbst mit im Bunde!"

„Durchaus, hinter den Kulissen steckte ich, die ganze Maschine habe i ch in Bewegung gesetzt! Wenn ich hinter einer Verschwörung gesteckt hätte, so verstehen Sie doch, dann wäre das nicht bei Liputin allein geblieben! Folglich steckte ich wohl auch, Ihrer Meinung nach, hinter meinem Papachen? absichtlich, damit er hier solch einen Skandal verursachte? Aber nun sagen Sie: wer ist nun schuld d a r a n, daß man auch Papachen zum Lesen aufforderte? Wer hat es Ihnen noch gestern gesagt, gestern, noch gestern!!"

Oh, il avait tant d'esprit, ich hatte so auf ihn gerechnet und dann, er hatte so gute Manieren: ich dachte, er und Karmasinoff ... und da!"

„Ja, und da! Aber ungeachtet des tant d'esprit hat Papachen alles verpfuscht, doch wenn ich das selbst voraus gewußt und wirklich zu einer Verschwörung gehört hätte, warum sollte ich dann Ihnen abgeraten haben, diesen Ziegenbock zum Gärtner zu machen? Ist's

nicht so? Währenddessen habe ich Ihnen abgeraten, abgeraten, weil ich vorausfühlte, wie das alles enden würde. Alles war natürlich nicht vorauszusehen, er selbst wußte sicher bis zur letzten Minute nicht, was er losschießen würde. So'n nervöser Alter ist doch überhaupt kein Mensch mehr! Es gibt nur eines, was die Sache noch retten kann: schicken Sie einfach morgen von Regierungs wegen einen Arzt zu ihm, oder wenn möglich noch heute, und lassen Sie ihn in eine Kaltwasserheilanstalt bringen! Dann würden alle lachen und einsehen, daß da nichts ernst zu nehmen war — man hätte in diesem Punkte das Publikum wieder auf seiner Seite! Ich werde davon noch heute auf dem Ball Mitteilung machen, als sein Sohn. Eine andere Sache ist es natürlich mit Karmasinoff, der wird schon der Esel bleiben müssen, der er war! Mit dem stehe ich natürlich auch in Beziehung! Kommen Sie, habe ich zu ihm gesagt, wollen wir alles verpfuschen und Julija Michailowna blamieren!"

„O, Karmasinoff, quelle honte! Ich brannte, ich verging vor Schande über unser Publikum!"

„Nun, ich wäre nicht vergangen, ich hätte ihm lieber etwas heimgeleuchtet. Das Publikum war durchaus im Recht. Aber wer war denn wieder schuld daran? Habe ich ihn etwa Ihnen aufgebunden? Habe ich etwa bei seiner Vergötterung mitgeholfen? Nun, zum Teufel mit ihm, aber dann, der dritte, der Maniak, der Politiker! Das war schon eine andere Nummer! An dem haben sich schon alle versehen, aber nicht ich allein etwa!"

„Ach, sprechen Sie nicht, das ist schrecklich, schrecklich! Daran bin ich, ich allein schuld!"

„Natürlich, aber da muß ich Sie nun verteidigen! Das — das können Sie nicht wissen. Vor so einem ist man selbst in Petersburg nicht sicher. Er war Ihnen doch empfohlen! und wie noch! Sehen Sie nun nicht ein, daß Sie sogar verpflichtet sind, auf dem Balle zu erscheinen? Man weiß es doch, daß Sie es waren, die ihn auf die Estrade brachte. Sie müssen es nun öffentlich zu erkennen geben, daß Sie sich damit nicht solidarisch erklären, daß der Mensch schon in den Händen der Polizei ist und daß man Sie auf unerklärliche Weise betrogen hat. Sie müssen es mit Unwillen kundgeben, daß Sie das Opfer eines Verrückten gewesen sind. Denn das ist er einfach ein Verrückter und weiter nichts! So was aber muß man öffentlich erklären. — Wissen Sie übrigens etwas von dem Senator?"

„Von welchem Senator?"

„Ja, denken Sie, ich verstehe selbst nichts davon. Aber denken Sie nach, haben Sie wirklich nichts von einem Senator gehört?"

„Senator? Nein!"

„Sehen Sie, man erzählt sich, daß irgend ein Senator angekommen sei und daß man Sie nach Petersburg berufen werde. Ich habe es selbst gehört."

„Ich allerdings auch!" bekräftigte ich.

„Wer hat das gesagt?" fuhr Julija Michailowna auf.

„Wer das zuerst gesagt hat?... Wie kann ich das wissen. Man spricht so. Die Stadt spricht davon. Besonders gestern sprach man davon. Alle tun sie so ernst dabei, obgleich man gar nicht recht klug daraus werden kann."

„Welch eine Niederträchtigkeit! und welche Dummheit!“

„Nun, so müssen Sie eben erscheinen und sich diesen Dummköpfen — zeigen!“

„Ich sehe ein, ich fühle es jetzt selbst, daß ich verpflichtet bin ... aber was dann, wenn mich eine neue Schande erwartet? Und wenn der Ball am Ende gar nicht zu stande kommt! Keiner wird kommen, keiner, keiner! Sie werden sehen!“

„Ach, da sollte man die Menschen nicht kennen! Wo blieben denn dann die Toiletten? Sie als Frau sollten sich das doch selbst sagen! Sonderbare Menschenkenntnis!“

„Die Präsidentin wird bestimmt nicht erscheinen!“

„Ja, was ist da denn nun eigentlich passiert! Warum soll sie nicht erscheinen?“ rief er endlich, wütend vor Ungeduld.

„Nein, nein, und nach alledem ist es auch mir unmöglich, hinzugehen.“

„Aber! Warum nur wieder nicht? Ja, woran sind Sie denn eigentlich schuld? Ist denn nicht das Publikum an allem schuld? Die Stadtältesten, die Familienväter? Sie waren verpflichtet, die Taugenichtse zurückzuhalten. In keiner Gesellschaft und überhaupt nirgendwo kann die Polizei allein für alles stehen. Bei uns verlangt aber jeder, der eintritt, daß hinter ihm ein Polizist stehe und ihn beschütze. Keiner begreift hier, daß jede Gesellschaft sich gegenseitig selbst beschützen muß. Aber was machen bei uns die Herren Honoratioren samt Frauen und Kindern in solchen Fällen?

Sie schweigen und spielen die Gekränkten! Das ist ihr ganzes Heldentum!“

„Ach ja, das ist ja nur zu wahr!“

„Und wenn das die Wahrheit ist, so muß man sie eben auch sagen, daß alle sie hören, furchtlos und streng. Sie müssen kommen und in den Zeitungen muß es stehen, daß Sie gekommen sind! Ich werde die Sache selbst in die Hand nehmen und Ihnen alles zu arrangieren helfen. Versteht sich: mehr Aufmerksamkeit, das Buffett strenger beaufsichtigen, den Fürsten bitten, den Herrn da bitten! Und dann müssen Sie erscheinen, offen vor aller Welt, am Arme Andrei Antonowitschs. Wie geht es ihm übrigens?“

„O, wie ungerecht, wie falsch, wie beleidigend urteilten Sie immer über diesen engelsguten Menschen!“ Plötzlich, ganz unerwartet, hatte Julija Michailowna Tränen in den Augen.

Diese Wendung hatte Pjotr Stepanowitsch offenbar nicht erwartet und wußte nun nicht recht, was er sagen sollte.

„Erbarmen Sie sich, ich ... ja, was denn! — ich habe immer ...“

„Niemals, niemals haben Sie ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen!“

„Eine Frau kann man doch nie auskennen!“ knurrte Pjotr Stepanowitsch mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Das ist der allergerechteste, der allerfeinfühlendste Mensch! Der allerbeste Mensch!“

„Erbarmen Sie sich, ja, ich habe doch immer — namentlich in Betreff der Güte . . . ich habe ihm immer ...“

„Niemals! Aber lassen wir es. Ich bin schlecht für ihn eingetreten. Die Präsidentin hat übrigens auch einige satirische Bemerkungen wegen gestern fallen lassen."

„Oh, ihr ist es jetzt nicht ums gestrige zu tun, die hat vom heutigen Stoff genug. Aber macht es Ihnen denn wirklich etwas aus, wenn sie nicht auf den Ball kommen wird? Denn natürlich wird sie nicht kommen! Wurde außerdem selbst in einen Skandal verwickelt. Es kann sein, daß sie nicht schuld ist, aber die Reputation ist hin: schmutzige Hände."

„Was heißt das, ich verstehe nichts, warum schmutzige Hände?" fragte Julija Michailowna sofort und sah unwillig zu ihm auf.

„Das heißt, ich will nichts behaupten, aber in der Stadt läutet man, daß sie sie entführt hat."

„Was? Wen entführt?"

„Ja, wissen Sie es denn noch nicht?" rief er mit vorzüglich gespieltem Erstaunen. „Stawrogin und Lisaweta Nikolajewna."

„Wie? Was?" riefen wir alle.

„Ja, wissen Sie denn wirklich nichts? Ja, ja: das ist Ihnen ein Roman! Lisaweta Nikolajewna ist aus der Equipage der Präsidentin in die Equipage Stawrogins gesprungen und mit diesem am hellichten Tage nach Skworeschniki gefahren ... vor einer Stunde ungefähr, nicht mal einer Stunde."

Wir waren im ersten Augenblick starr. Dann bestürmten wir ihn mit Fragen. Aber sonderbarerweise konnte er uns, obgleich er selbst zufällig Augenzeuge gewesen sein wollte, doch nur die gröbsten Tatsachen mitteilen.

Die Sache war ungefähr so verlaufen:

Als die Präsidentin, Mawrikij Nikolajewitsch und Lisa am Vormittag aus der Matinee gekommen waren, und die beiden ersteren Lisa, deren Mutter immer noch krank war, im Wagen nach Hause gebracht hatten, hielt vor der Wohnung der letzteren, ungefähr zwanzig Schritt von der Einfahrt, eine Equipage. Als Lisa aus ihrem Wagen gestiegen, war sie plötzlich gerade auf diesen fremden Wagen, dessen Schlag sich geöffnet hatte, zugelaufen und soll schnell noch Mawrikij Nikolajewitsch zugerufen haben: „Lassen Sie mich!" — worauf sie hineingesprungen und der Wagen in rasendem Galopp nach Skworeschniki gefahren sei.

„Wer saß in dem Wagen?" fragten wir sofort.

Pjotr Stepanowitsch antwortete, daß er das nicht wüßte: zweifellos sei das Ganze abgekartet gewesen, aber Stawrogin selbst habe er in der Equipage nicht gesehen, vielleicht, daß der alte Kammerdiener Alexei Jegorowitsch darin gesessen.

Auf die Frage, woher er denn wisse, daß die Equipage gerade nach Skworeschniki gefahren sei, wußte er befremdlicher Weise nur ausweichend zu antworten. Schnell ging er darüber hinweg und suchte das Gespräch auf Mawrikij Nikolajewitsch zu lenken, der die Präsidentin zurückgehalten, die „das ist Stawrogin! das ist Stawrogin!" geschrien habe.

Da aber verlor ich denn doch die Geduld.

„Sie sind der Lump!" fuhr ich ihn an, denn nun konnte ich nicht mehr an mich halten, „Sie sind der Schuft, der das alles angestiftet hat! Sie sind's gewesen, der im Wagen gesessen und sie entführt hat!

Und, Julija Michailowna, er ist Ihr größter Feind, aber nicht Ihr Freund! Hüten Sie sich vor ihm!"

Damit verließ ich das Zimmer. Ich hatte alles erraten. Und später sollte sich zeigen, wie recht ich erraten.

Warum hatte er dieses Ereignis zuletzt erzählt? Warum hatte er die ganze Zeit über getan, als ob wir es schon wußten, obwohl wir es doch noch gar nicht wissen konnten? Und dann, daß er trotz seiner angeborenen Neugier nicht in den Wagen gesehen haben wollte! Und wie gemein er zwischendurch gelächelt hatte! Mit all dem hatte er sich mir verraten.

Als ich auf der Straße stand, wußte ich zunächst nicht, was tun? Ich stürzte zu Stepan Trophimowitsch, aber da ließ mich Nastassja wieder nicht vor und sagte, er schlafe. In der Wohnung Lisas, wo offenbar alles darunter und darüber ging und Lisas Mutter einen Ohnmachtsanfall nach dem anderen gehabt hatte, bestätigten mir die Diener im allgemeinen das Faktum der Flucht, wußten aber sonst selbst nichts Näheres, es sei denn das eine, daß Pjotr Stepanowitsch in den letzten Tagen auffallend oft im Hause vorgesprochen habe. Am unklarsten war mir die seelische Seite der Frage, zumal nach dem gestrigen Auftritt. Von Lisa lief ich zu Dascha: warum, wußte ich selbst nicht zu sagen. Jedenfalls ging ich hin, wurde aber nicht empfangen. Von ihr begab ich mich zu ihrem Bruder. Schatoff hörte mir finster und schweigend zu. Er war in einer so niedergeschlagenen Stimmung, wie nie zuvor. Mit weiten Schritten ging er in seiner Dachkammer auf und ab, und sagte nichts. Nur einmal warf er hin, ich solle

doch zu Liputin gehen, dort würde ich alles erfahren. Schließlich bat ich ihn, er möge doch wieder einmal nach Marja Timofejewna sehen. Er knurrte etwas und — ich ging.

Tatsächlich ist Schatoff noch am selben Abend bei Marja Timofejewna gewesen, die er schon des Längeren nicht mehr besucht hatte, Er fand sie wohlauf. Lebädkin soll betrunken in der Ecke gelegen haben. Um neun Uhr verabschiedete er sich wieder. Um zehn Uhr traf ich ihn auf der Straße. Ich begab mich gerade zum Ball. Er erzählte mir kurz, wie er Marja Timofejewna gefunden. Dann trennten wir uns. Ich hielt es für meine Pflicht, an Julija Michailownas Seite zu sein.

III

Es war kurz nach zehn, als ich die Treppe zum Hause der Präsidentin hinaufstieg. Der weiße Saal strahlte von tausend Lichtern. Aber wenn auch ich geglaubt, daß die ganze Gesellschaft der Stadt anwesend sein würde, so hatte ich mich getäuscht. Von den allerbesten Familien war überhaupt keiner erschienen. Im allgemeinen gab es weit mehr Herren als Damen. Und was waren es dabei noch für Damen, die wenigen, die ich sah! Offizierswitwen, die nicht gerade im besten Rufe standen, Frauen und Töchter von kleinen Beamten und Kaufleuten. Unter den Herren bemerkte ich sofort wieder einige verdächtige Gestalten. Doch waren auch einige ältere, gesetztere Offiziere zugegen, und einige bessere Beamte und Familienväter, darunter jener Er=

wähnte mit den sieben Töchtern. Aber was wollte ihre Zahl besagen gegen die der zweifelhaften Erscheinungen, die, je mehr die Zeit vorrückte, größer wurde. Die meisten von ihnen ließen sich am Buffett nieder, als ob das der verabredete Sammelplatz war. Wieder waren einige nicht ganz nüchtern angekommen, und als ich mir das Aeußere all dieser Menschen näher ansah, mußte ich mir sagen, daß sich noch weit mehr Gesindel darunter befand, als in der Gesellschaft am Morgen. Man saß an verschiedenen kleinen Tischen in Gruppen zusammen und trank. Die Lustigkeit war allgemein: die ersten Zeichen gefährlichen Uebermutes machten sich schon bemerkbar. Sogar die Damen schienen bereits von dem Geist toller, wenn nicht verbrecherischer Ausgelassenheit mit ergriffen zu sein. Das war die Gesellschaft, die Julija Michailowna erwartete, und nun sollte sich in einer halben Stunde diese ganze Masse aus dem Buffettraum in den Saal ergießen: es war geradezu furchtbar, daran zu denken! Im weißen Saale selbst hatten sich inzwischen unter Leitung des jungen Fürsten ein paar magere Quadrillen gebildet. Sie sollten jedenfalls die feierliche Eröffnung des Balles ersetzen. Als Julija Michailowna erschien, war ihr Gesicht krankhaft blaß, ihr Blick hochmütig und verächtlich zugleich. Sie machte den Eindruck, als wisse sie, daß das Schlimmste zu erwarten stand und als habe sie sich in alles ergeben. Sie rief nicht mal Pjotr Stepanowitsch zu sich heran. Der schien ihr übrigens auszuweichen, saß am Buffett und war lustig und guter Dinge. Nicht einen Augenblick wich sie von der Seite Andrei Antonowitschs. Sie wußte offenbar, wie es um ihn stand. Lembke sah

unheimlich aus. Es konnte zweifelhaft sein, ob ihm überhaupt bewußt war, wo er sich eigentlich befand. Hin und wieder richtete er ganz grundlos einen Blick forschender Strenge auf einen Gast, an dem er zufällig vorüber kam. Ein paar Mal wollte er denn auch etwas sprechen, fing laut einen Satz an, aber beendete ihn dann nicht. Die Menschen benahmen sich dem Gouverneurspaare gegenüber mit seltsamer Scheu, unterwürfig und dabei doch wieder mit stillem Spott. Julija Michailowna suchte sich ein paar Damen heranzuziehen, aber die gingen ihr scheu aus dem Wege. Ihr einziger Begleiter war unser alter General, der unendlich vornehm, aber sehr aufmerksam keinen Augenblick von ihr wich und sie auf seine schwatzhafte Weise zu unterhalten suchte ...

„Habe die Ehre ... Ihren Ball zu besuchen, ... aber, verzeihen Sie, meine Gnädige ... er fängt an, mir etwas ... sonderbar vorzukommen. Ich ging da eben an das Buffett ... bin aber froh, daß ich heil wieder zurückkehrte. Uebrigens werde ich auch nur die Literaturquadrille abwarten ... muß mich dann schlafen legen ... Verzeihen Sie das schon einem alten Podagrakranken ... kam vor allem der jungen Schönheiten wegen ... die man ja nirgends in so großer Anzahl antreffen kann wir hier ... Unsere Frauen ... sind gar nicht so übel ... wild, na ja und ... Ja, und die jungen Mädchen ... sind ja frisch, ja ... aber sonst nichts, ja ... Ueberhaupt unsere russische Frauenschönheit ... vous me pardonnerez, n'est-ce pas ... Knöspchen, Knospen, zwei, drei Jahre ihrer Jugend entzückend ... aber dann ist es aus mit ihnen ... Bleibt

nur noch Frauenfrage für sie übrig ... So viel ich von Frauenfrage verstehe ... Uebrigens, haben Sie gehört? Die arme Lisa ... geheimnisvolle Geschichte, wie man sagt! ... Und wieder ist dieser Stawrogin dabei!"

Endlich kam die langerwartete literarische Quadrille, die wochenlang das Stadtgespräch gebildet hatte. Wie groß sollte jetzt die Enttäuschung sein.

Zuerst öffneten sich die Seitentüren des weißen Saales, die bis zuletzt geschlossen gewesen waren. Gleichzeitig ergoß sich der ganze Menschenschwarm vom Buffett in den Zuschauerraum.

Zum ersten Mal erschien Pjotr Stepanowitsch neben Julija Michailowna, die unbeweglich bei Lembke und dem General stand.

„Ich beobachte," flüsterte er ihr höhnisch zu.

„Jetzt werden Sie mich wohl nicht mehr betrügen wollen!" gab sie scharf und abweisend zurück, so laut, daß man es ringsum hörte.

Pjotr Stepanowitsch sprang davon, wie es schien, äußerst zufrieden mit sich.

Es ist schwer, sich eine idiotischere Allegorie vorzustellen, als es diese literarische Quadrille war. Nichts konnte weniger zu unserem Publikum passen als sie. Karmasinoff hatte, wie schon erzählt, die Idee hergegeben und Liputin und der lahme Lehrer die am Abend bei Wirginskis zugegen gewesen, hatten sie ausgeführt.

Die Quadrille bestand zunächst aus sechs elenden Paaren, die man noch nicht einmal wirkliche Masken nennen konnte. In einem künstlichen Bart oder sonst in einem billigen Blödsinn bestand die ganze Verkleidung.

Einer war da, ein ellenlanger Herr, im ausgewachsenen Frack, der beständig auf ein und derselben Stelle mit kleinen Schrittchen hin und her tänzeln und dazu gurgelnde Laute von sich geben mußte — er sollte eine unserer bekanntesten Tageszeitungen versinnbilden.

Ihm gegenüber tanzten zwei andere Riesen: die Herren X, und Z., dieweil ihnen nämlich ein großes X und ein großes Z auf dem Rücken befestigt war — freilich, ohne daß jemand wußte, was sie bedeuten sollten.

„Der ehrliche russische Gedanke" wurde dargestellt von einem Herrn im mittleren Alter, in Brille, Frack und Handschuhen, und mit Fesseln, richtigen Fesseln an den Füßen. Unter dem Arme hatte dieser „ehrliche russische Gedanke" eine Mappe mit irgend welchen Akten, und aus der Mappe lugte wiederum ein großer versiegelter Brief hervor, der die Ehrlichkeit des „ehrlichen russischen Gedanken" allen denen verbürgen sollte, die an ihm zweifelten. So wurde es wenigstens von den Festordnern erklärt. Des Weiteren hielt dieser „ehrliche russische Gedanke" noch einen Pokal in der erhobenen rechten Hand, ganz so, als ob er einen Toast ausbringen sollte — auf wen, wurde nicht klar, wahrscheinlich auf sich selber.

Zu seinen beiden Seiten tanzten je zwei kahlgeschorene Nihilisten und ihm gegenüber tanzte ein alter Herr im Frack, mit einem dicken Knüppel in der Hand, der — nämlich der Herr, nicht der Knüppel — einen bekannten und durch Grausamkeit berüchtigten Petersburger Verleger darstellen sollte. Doch konnte er trotz seines Knüppels nicht den Blick des „ehrlichen russischen Gedankens" ertragen, drehte und wandte sich vielmehr

und wußte nicht, wo er sich lassen sollte, so sehr quälte ihn das Gewissen.

Die Wirkung der Quadrille war niederschmetternd.

„Was soll denn das sein?" rief jemand aus einer Ecke.

„Blödsinn," ertönte aus einer anderen die prompte Antwort.

„Was ist das für eine Literatur?" kritisierte eine dritte Stimme.

„Solche Esel!"

„Nein, wir sind die Esel."

„Warum bist du denn ein Esel?"

„Ich bin kein Esel!"

„Na, wenn du kein Esel bist, so bin ich erst recht keiner."

„Tanzen wir einfach mit."

„Ja, tanzen wir mit," ertönten mehrere Stimmen und der Vorschlag wurde jubelnd aufgenommen.

Und wirklich machte sich eine Gruppe schon daran, mitten im Publikum die Quadrille in unnachahmlicher Weise zu imitieren, während eine zweite Gruppe den einen oder anderen aus ihrer Mitte in den Kreis der Tanzenden hineinzustoßen suchte.

Der alte General beugte sich zu Julija Michailowna.

„Wenn ich einen Rat geben dürfte, so wäre es der, jetzt fortzufahren. Sie haben Ihre Pflicht erfüllt ... aber nun ... zudem Andrei Antonowitsch offenbar sich nicht ganz wohl fühlt ... ich meine, daß ihm nicht noch zuguterletzt etwas zustößt ... —"

Aber es war bereits zu spät.

Lembke hatte schon die ganze Zeit über mit wachsen-

dem Unwillen auf die Tanzenden gesehen. Als sie nun „Anklang“ im Publikum zu finden schienen, wurde er immer unruhiger. Zugleich fiel sein Blick auf einige Friedensstörer vom Morgen. Im Saale brach mit einem Male ein lautes Gelächter aus. Der Verleger mit dem Knüppel hatte den Blick des „ehrlichen russischen Gedanken“ nicht länger ertragen können. Und das hatte seinen Ausdruck darin gefunden, daß er sich plötzlich auf die Hände gestellt und mit den Beinen in der Luft vor ihm zurückwich. Lämschin, der einzige, der auf den Händen zu gehen verstand, mimte diese Figur. Julija Michailowna hatte keine Ahnung von einer derartigen Einlage gehabt. Als Lembke nun die umgeklappten Frackschöße erblickte, da geschah wirklich mit ihm, was man sich seit kurzer Zeit nur übelwollend zugeflüstert hatte: es „knackte“ etwas in seinem Gehirn.

„Aufrührer! Ruhestörer!“ schrie er auf einmal und zeigte auf Lämschin. „Ergreift den Spitzbuben! Umkehren! Umkehren seine Füße! Mit dem Kopf ... damit der Kopf nach oben ... Nach oben!“

Lämschin sprang wieder auf die Füße.

Das Gelächter erneute sich verstärkt.

„Hinausjagen alle Spitzbuben! Hinausjagen ... alle, die da lachen!“ befahl Lembke weiter und zeigte mit dem Ausdruck eines Verrücktgewordenen gebieterisch in die Menge.

Man sah sich befremdet an. Einige murrten.

„Hier wird nicht hinausgejagt!“ ertönte eine laute Stimme.

„Kalbskopf!“ eine andere.

Lembke kehrte sich rasch nach den Schreienden um.

Ueber sein Gesicht zog ein schlaues verständnisvolles Lächeln. Dann nickte er ein paar Mal heftig mit dem Kopf und klappte mit den Kinnbacken: er wollte sprechen, aber konnte es nicht.

Julija Michailowna ergriff die Hand ihres Mannes.

„Um Gottes willen! Mein Mann wird krank! Ich bitte Sie um alles in der Welt! Verzeihen Sie!"

Und sie suchte ihn durch die ihn umgebende Menge fortzuziehen.

In diesem Augenblick fuhr ein furchtbarer Schrei durch den Saal. Ich weiß nicht, wer ihn zuerst ausstieß. Er wirkte, wie wenn der Saal über den Anwesenden zusammengebrochen wäre:

„Feuer, Feuer, Feuer! Es brennt! Die Stadt brennt!"

Alles stürzte zu den Ausgängen. Ein furchtbares Gewühl entstand. Andere wollten zu den Fenstern. Dort sah man den ganzen Himmel bereits rot.

„Die Spigulinschen!" rief einer.

„Die Spigulinschen!" brüllten ihm andere nach.

Der Polizeimeister bahnte sich den Weg zu Lembke.

„Verhaften!" Lembke fand plötzlich die Sprache wieder, als er ihn sah. „Alle verhaften! Keinen hinauslassen! Sofort in Untersuchungshaft!"

„Andrei Antonowitsch!" rief Julija Michailowna flehend, und sie rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Dich als erste festnehmen!" wies er drohend mit dem Finger auf sie. „An Ort und Stelle untersuchen!"

Sie schrie auf und fiel in Ohnmacht.

Der General, der Fürst und ich stürzten zur Hilfe herbei. Auch andere halfen. Wir trugen die Un-

glückliche hinaus. Erst kurz vor ihrem Hause sollte sie wieder zu sich kommen. Ihr erster Schrei war: „Andrei Antonowitsch!" Nach dem Zusammenbruch all ihrer Phantastereien war Lembke das Einzige, was ihr noch blieb.

Lembke selbst wurde von dem Polizeimeister aus dem Gewühl gezogen. In der frischen Luft kam er dann sogar wieder zur Besinnung. Der Polizeimeister wollte ihn mit aller Gewalt nach Hause schicken. Aber umsonst empfahl er ihm, „der Ruhe zu pflegen". Lembke bestand hartnäckig darauf, auf die Brandstätte zu fahren. Und so fuhren sie denn. Unterwegs phantasierte er wieder.

Im Saal war man inzwischen zu einiger Klarheit über das Vorgefallene gekommen. Vor allem sah man ein, daß für den Saal selbst nicht die geringste Gefahr bestand. Nur die Vorstadt brannte. Der größte Teil lief hin: es war das einfachere Publikum, das zum Feste gekommen war, diejenigen, die dort wohnten. Die Musik mußte spielen. Man tanzte und trank.

Am anderen Morgen lagen sie schnarchend in den Ecken und auf den Plüschdiwans. Alles war beschmutzt und besudelt. Damit endete das Fest zum Besten der Gouvernanten unseres Gouvernements.

IV

Das Feuer war ganz augenscheinlich angelegt worden. Und heute weiß man denn ja auch, daß tatsächlich „Spigulinsche" dabei beteiligt gewesen. Die große Mehrzahl der Fabrikarbeiterschaft war dagegen zweifel-

los unschuldig. Daß Fedjka dabei im Spiele war, kann das Rätsel auch nicht erklären. Wird man aber jemals hinter das ganze Geheimnis dieser Nacht kommen?

Dank dem starken Winde verbreitete sich das Feuer mit rasender Schnelligkeit über die Holzgebäude der Vorstadt. Die Zeitungen haben die Ausdehnung des Brandes später gewiß stark vergrößert, aber immerhin war sein Herd beträchtlich groß. Unsere Feuerwehr griff kräftig ein. Bürger und Arbeiter halfen tapfer mit. Aber all das würde doch wenig geholfen haben, wenn nicht gegen Morgen der Wind sich gedreht und der Brand am Fluß ein natürliches Ende gefunden hätte. Der Regen tat dann noch das Seine.

Als ich etwa eine Stunde nach Ausbruch des Feuers vom Wall her erschien, war die Nacht vor Glut taghell. Die Hauptstraße brannte. In den Nebenstraßen rannten die Menschen und retteten, was sie noch aus den Häusern schaffen konnten. Niemand wollte sich von seinem Hab und Gut trennen. Und so saß man denn auf Kisten und Betten und versperrte die Straße. Weiber kramten in ihrem Hausgerät umher, Säuglinge weinten. Die Männer legten inzwischen tüchtig Hand an. An einigen Punkten, an denen man besonders gut sehen konnte, stand die Menge aus anderen Stadtgegenden Kopf an Kopf, und sah dem Schauspiel zu, als ob es ein Feuerwerk gewesen wäre.

An einem Punkte, der als der Mittelpunkt des ganzen Brandes gelten konnte, stieß ich auf Lembke: er stand auf den Trümmern eines umgerissenen Bretterzaunes. Links von ihm, ungefähr auf dreißig Schritt Entfernung, ragte das schwarze Skelett eines schon her-

untergebrannten, zweistöckigen Hauses, mit Löchern als Fenster, mit eingestürztem Dach und mit immer noch leckenden Feuerzungen, hoch in die Luft. Ein Flügel brannte sogar noch lichterloh. Zur Rechten suchte die Feuerwehr ein großes Holzhaus zu retten, das schon mehrere Male zu brennen angefangen.

Lembke schrie und gab Befehle, die niemand ausführte. Man hatte ihn einfach seinem Schicksale überlassen. Wohl standen in seiner unmittelbaren Nähe, unter einfachstem Volk, ein paar Herren, darunter der Oberpope. Aber man sah ihm nur tief erstaunt zu, und manchmal trat einer oder der andere von den Herren zu ihm und suchte ihn zu überreden, doch nach Hause zu gehen. Lembke sah sie dann jedes Mal groß an und schüttelte wild den Kopf. Seinen Hut hatte er verloren. Er redete vollständig irre.

„Alles Brandstifter! Das ist Nihilismus! Wenn hier etwas brennt, so ist es der Nihilismus!"

Ein Offizier, der den Befehl erhalten hatte, ihn im Falle einer Gefahr mit Gewalt fortzubringen, trat zu Lembke.

„Was macht der da?" schrie dieser ihn an und zeigte auf einen Feuerwehrmann, der oben auf dem Dache des brennenden Flügels erschien. „Was will er, er fällt ja herunter! er verbrennt ja! löscht ihn doch!"

„Er löscht selbst, Exzellenz!"

„Unsinn! Das Feuer ist nicht auf den Dächern der Häuser! Das Feuer ist in den Köpfen der Menschen! Zieht ihn herunter! Er soll das bleiben lassen! Sonst wird er eingesperrt! Aber wer schreit da? Sehen

Sie doch die Alte! Die Alte schreit ja! Warum hat man denn die Alte vergessen?"

Lembke meinte eine Fünfundachtzigjährige, die man zwar nicht vergessen, auf die man aber offenbar nicht genügend aufgepaßt hatte. Schreiend und beinahe erstickt vor Rauch und Hitze, war sie damit beschäftigt, ein Federpfühl mit zitternden Händen aus einem Fenster herauszuziehen.

Kaum hatte Lembke den Offizier auf diese Alte aufmerksam gemacht, als er ihn plötzlich stehen ließ und zu ihr hinlief, offenbar, um ihr zu helfen.

Der Offizier sprang ihm sofort nach.

Doch schon war es zu spät.

Gerade als Lembke in den Bereich des Hauses kam, fiel ein rauchendes Brett vom Dache herunter und schlug ihn nieder.

Er war nicht tot, nur am Halse verletzt. Doch stürzte er, und besinnungslos mußte man ihn forttragen. Das war das Ende seiner „Karriere".

V

Ein grauer Morgen dämmerte herauf. Die Feuersbrunst sank in sich zusammen. Auf den Wind folgte Stille. Wie durch ein Sieb senkte sich ein grauer, langsamer Regen hernieder.

Am Rande des Stadtviertels, zwischen Gemüsegärten, stand einzeln ein erst kürzlich erbautes Holzhaus. Ganz zu Anfang des Brandes hatte dieses einsame Haus plötzlich gleichfalls zu brennen begonnen. Aber sein Besitzer, der in der Nachbarschaft wohnte,

war schnell herbeigeeilt und mit Hilfe von Nachbarn des Brandes Herr geworden.

Doch in dem Hause hatten Menschen gelebt. In dem Hause hatte der in der ganzen Stadt bekannte „Hauptmann“ Lebädkin mit seiner Schwester und einer Arbeiterfrau gewohnt. Und alle drei wurden nun, als man in das Haus drang, tot aufgefunden. Aber nicht erstickt oder verbrannt, wie man glauben sollte, sondern — ermordet.

Der Polizeimeister kam etwa um dieselbe Zeit an, als Lembke bei der Hauptbrandstelle das Federpfühl zu retten suchte. Schnell verbreitete sich dann das Gerücht von der Untat, und alsbald strömte von allen Richtungen die Menge dorthin zusammen.

Ich machte mir Platz und drängte mich durch. Vor dem Hause blieb ich vor einer Gruppe stehen, in der einer erzählte, der drin gewesen war. Den Hauptmann hatte man, in Kleidern auf seinem Bett liegend, mit durchschnittener Kehle gefunden. Jedenfalls war er wieder schwer betrunken gewesen und man hatte ihn hingeschlachtet, ohne daß er auch nur etwas gehört. Blut sei geflossen wie von einem Ochsen. Die Schwester dagegen, Marja Timofejewna, habe auf der Türschwelle gelegen, mit einem Messer durchbohrt, und an Spuren an den Händen und im Gesicht könne man noch sehen, daß sie sich wie eine Verzweifelte gewehrt. Der Magd sei einfach im Schlaf der Kopf gespalten worden.

In einer anderen Gruppe stand der Besitzer des Hauses und erzählte, daß noch am Tage vorher der „Hauptmann“ zu ihm gekommen sei und ihm betrunken wie immer prahlerisch zweihundert Rubel gezeigt habe.

Die alte grüne Brieftasche des „Hauptmanns“ fand man leer auf dem Boden. Der Koffer Marja Timofejewnas war unerbrochen und auch das silberne Heiligenbild in der Ecke hatte man nicht angerührt. Gleichfalls fand man alles, was der „Hauptmann“ in Kleidern besessen, vollzählig vor.

Offenbar hatte sich der Mörder sehr beeilt, die Gewohnheiten des „Hauptmanns“ genau gekannt und es im wesentlichen nur auf sein Geld abgesehen gehabt. Nachdem er alles Bare zu sich genommen, hatte er schnell das Feuer angelegt und sich dann selbst davongemacht. Was aber wäre geschehen, wenn der Besitzer des Hauses den Brand nicht so schnell zu löschen vermocht hätte? Dann würde man nur verkohlte Leichen aufgefunden und niemals erfahren haben, daß es ein Mord gewesen, der hier verübt worden ...

Der Besitzer des Hauses erzählte auch noch, daß der eigentliche Mieter der Wohnung der Sohn der Generalin Stawrogina sei. Er, der Besitzer, habe die Wohnung ursprünglich gar nicht vermieten, sondern eine Kneipe hineinlegen wollen. Da aber sei der junge Stawrogin gekommen, habe ihn überredet und gleich auf ein halbes Jahr voraus bezahlt.

„Da steckt etwas dahinter!“ meinte jemand im Kreise.

Man schwieg und hatte seine Gedanken. Die Gesichter waren nachdenklich, aber eine eigentliche Erregung bemerkte ich nicht.

Zwei standen zusammen und tuschelten.

„Jetzt kann er sie heiraten!“ meinte einer von ihnen.

Skworeschniki war über eine Stunde entfernt. Sollte

ich hineilen und eine Nachricht bringen? Gesichter vom Balle tauchten auf: vertrunkene, übernächtigte. Aus dem Volke fiel mir besonders einer auf, ein Kleinbürger, krausköpfig und rauchgeschwärzt. Betrunken war er nicht, dafür aber heftig erregt. Die Ereignisse der Nacht hatten ihn offenbar schwer erschüttert. Er lief von einem zum andern, fragend, redend. Oft sah ich seine Arme mit wilden Bewegungen in der Luft...

Siebzehntes Kapitel.

Ein Ende.

I

Aus dem großen Saal in Skworeschniki, demselben Saal, in dem Warwara Petrowna und Stepan Trophimowitsch von einander Abschied genommen hatten, konnte man das Feuer wie auf der Handfläche sehen. Beim Morgengrauen, rechts am äußersten Fenster, stand Lisa und sah starr in den verlöschenden Widerschein des Brandes. Sie war allein im Zimmer: sie trug noch dasselbe Festkleid, in dem sie auf der Matinee erschienen war, — ein zart grünes Gewand, duftig und voller Spitzen, doch jetzt zerdrückt und zerwühlt. Als sie bemerkte, daß es über der Brust nicht zugemacht war, errötete sie, schloß schnell das Kleid, nahm einen orangefarbenen Shawl, den sie auf einen Lehnstuhl geworfen hatte, und legte ihn sich um den Hals. Dichtes Haar fiel in gelösten Locken über ihre Schulter auf das Tuch. Das Gesicht sah müde aus, aber ihre Augen brannten unter den zusammengezogenen Brauen. Sie ging wieder ans Fenster und drückte ihre heiße Stirn an das kalte Glas. Die Tür öffnete sich und Nicolai Wszewolodowitsch trat ein.

„Ich habe dem Diener befohlen zu satteln," sagte er,

„in fünf Minuten werden wir alles wissen. Bis jetzt sagen die Leute, daß der Stadtteil über dem Fluß, von der rechten Seite der Brücke an, niedergebrannt sei. Das Feuer soll schon um Mitternacht ausgebrochen sein."

Er ging nicht bis ans Fenster heran, sondern blieb drei Schritte hinter ihr stehen.

Sie kehrte sich nicht nach ihm um.

„Nach dem Kalender hätte es schon seit einer Stunde hell sein müssen, und noch ist es dunkel wie in der Nacht," sagte sie nur.

„Die Kalender lügen alle," bemerkte er mit liebenswürdigem Spott, besann sich aber sofort und fügte schnell hinzu: „Nach dem Kalender ist es langweilig zu leben, Lisa."

Aber er fühlte, daß er dadurch das Gesprochene nur noch schlimmer gemacht hatte. Aergerlich über sich selbst schwieg er ganz.

Lisa verzog ihr Gesicht zu einem bitteren Lächeln.

„Sie scheinen in einer so niedergeschlagenen Stimmung zu sein, daß Sie für mich kein Wort zu finden wissen. Aber beruhigen Sie sich darüber! Sie haben recht gesagt: ich lebe immer nach dem Kalender. Jeder Schritt von mir ist nach dem Kalender berechnet. Sie wundern sich darüber?"

Sie ging schnell vom Fenster fort und setzte sich in einen Sessel.

„Setzen Sie sich bitte auch. Wir bleiben ja doch nicht lange zusammen und ich möchte alles sagen, was ich auf dem Herzen habe... Warum sollten auch Sie nicht alles sagen —?"

Nicolai Wszewolodowitsch setzte sich neben sie und nahm leise, beinahe furchtsam, ihre Hand.

„Was bedeutet diese Sprache, Lisa? Woher das plötzlich? Was soll das bedeuten: ‚wir bleiben ja doch nicht lange zusammen'? Das ist schon das zweite rätselhafte Wort, seit du erwacht bist."

„Sie fangen an, meine rätselhaften Worte zu notieren?" fragte sie lachend. „Erinnern Sie sich noch, daß ich mich gestern, als ich zu Ihnen kam, dem Totengräber verschrieb? Fanden Sie vielleicht für nötig, das zu vergessen? Zu vergessen, oder nicht zu bemerken?"

„Ich weiß nicht, Lisa, — was soll der Totengräber? Man muß leben ..."

„Nun weiter! Warum schweigen Sie denn plötzlich? Haben Sie etwa Ihre Beredsamkeit verloren? Ich habe meine Stunde auf der Welt erlebt. Wissen Sie noch: Christophor Iwanowitsch?"

„Nein, ich weiß nicht."

„Christophor Iwanowitsch: in Lausanne? Er langweilte Sie furchtbar. Er öffnete die Tür und sagte immer: ‚Ich komme auf eine Minute,' und blieb dabei den ganzen Tag sitzen. Ich möchte nicht Christophor Iwanowitsch ähnlich sein und den ganzen Tag sitzen bleiben."

Eine schmerzhafter Ausdruck lag auf seinem Gesicht.

„Lisa, mir tut diese zerbrochene Sprache weh. Diese Grimasse kostet dir selbst zu viel. Wozu das? Warum?"

Seine Augen brannten.

„Lisa," rief er aus, „ich schwöre es dir, ich liebe dich jetzt mehr als gestern, als du zu mir kamst!"

„Welch ein sonderbares Geständnis! Warum mehr und weniger und gestern und heute?"

„Du verläßt mich nicht," rief er verzweifelt, „wir fahren fort, zusammen, heute noch, nicht? nicht?"

„Au, pressen Sie meine Hand nicht so stark, es tut weh! Wohin sollen wir denn heute noch zusammen fahren? Wieder irgend wohin, um ‚aufzuerstehen'? Nein, schon genug der Proben ... ja, und das ist zu langsam für mich: ich bin nicht fähig dazu: das ist zu hoch für mich. Wenn wir fahren wollen: dann schon gleich nach Moskau und dort Visiten machen und selbst empfangen — das ist mein Ideal, Sie wissen es, ich habe Ihnen nicht verborgen, wie und wer ich bin. Weil es Ihnen aber nun unmöglich ist, nach Moskau zu fahren und Visiten zu machen, da Sie ja verheiratet sind, so wollen wir schon lieber gar nicht — davon sprechen."

„Lisa, was war denn das gestern?"

„Es war das, was heute gewesen ist."

„Das ist unmöglich! Das ist grausam!"

„Nun was, was ist dabei grausam? Und wenn es grausam ist, so tragen Sie es doch!"

„Sie rächen sich an mir für meine Schwärmereien von gestern ..." murmelte er, böse lächelnd.

Lisa fuhr auf. „Welch ein gemeiner Gedanke!"

„Warum schenkten Sie mir denn ‚so viel Glück'? Habe ich das Recht, Sie zu fragen?"

„Umgehen Sie bitte ‚das Recht haben' lieber. Setzen Sie nicht auf die Niedrigkeit Ihrer Voraussetzungen auch noch Dummheit! Ihnen gelingt das alles heute nicht. Uebrigens: fürchten Sie vielleicht die Meinung

der Welt und daß man Sie für ‚so viel Glück‘ verurteilen könnte? O, wenn das der Fall sein sollte, so beunruhigen Sie sich um Gottes willen nicht. Sie sind ja nicht die Ursache und niemandem verantwortlich. Als ich Ihre Türe öffnete, da wußten Sie nicht mal, wer da kam. Es war allein nur meine Schwärmerei, wie Sie sich soeben auszudrücken beliebten, und weiter nichts. Sie können allen kühn und ehrlich in die Augen sehen!"

„Dein Spott ist schrecklich! Dieses ‚Glück‘, von dem du so voll Haß sprichst, kostet mich... alles. Kann ich dich denn jetzt verlieren? Ich schwöre es dir, ich liebte dich gestern weniger! Warum nimmst du mir das alles heute? Weißt du schon, was sie mich kostet, diese neue Hoffnung? Mit dem Leben habe ich sie bezahlt!"

„Mit dem eigenen oder dem anderer?"

„Was heißt das?" fragte er schnell und sah sie starr an.

„Bezahlen Sie sie mit ihrem oder mit meinem Leben? Das wollte ich damit fragen. Oder begreifen Sie nichts mehr? Warum sind Sie aufgesprungen? Warum starren Sie mich mit solch einem Ausdruck an?" Lisa blickte ihm plötzlich angstvoll in die Augen. „Sie erschrecken mich... Was fürchten Sie denn so? Ich habe es schon vorhin bemerkt, daß Sie etwas fürchten, im selben Augenblick, in der Minute... Mein Gott, wie Sie blaß geworden sind!"

„Wenn du irgend etwas weißt, Lisa, ich schwöre es dir, ich weiß nichts... und habe mir — überhaupt etwas anderes... darunter gedacht.. — als ich sagte, mit dem Leben werde ich es bezahlen."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte sie zögernd.

Endlich erschien ein langsames, nachdenkliches Lächeln auf seinen Lippen. Er setzte sich geräuschlos, stützte seine Ellenbogen auf die Kniee und bedeckte mit den Händen sein Gesicht.

„Ein schlechter Traum ... Wir sprachen von zwei verschiedenen Sachen."

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. Aber wußten Sie denn gestern wirklich nicht, daß ich heute von Ihnen gehen würde? Wußten Sie es wirklich nicht? Lügen Sie nicht! Sagen Sie es, wußten Sie oder wußten Sie es nicht?"

„Ich wußte es ..." sagte er leise.

„Also, was wollen Sie denn noch: Sie wußten es und nahmen den ‚Augenblick'."

„Sage mir die ganze Wahrheit," rief er in tiefem Leid: „als du gestern meine Tür öffnetest, wußtest du es selbst, daß du nur auf kurze Zeit zu mir kamst?"

Sie sah ihn haßerfüllt an.

„Der allerernsteste Mensch kann wirklich die sonderbarsten Fragen stellen. Was beunruhigen Sie sich — darüber? Aus Eigenliebe etwa, daß eine Frau Sie zuerst verläßt, und nicht Sie die Frau? Wissen Sie, Nicolai Wszewolodowitsch, ich merke, seit ich bei Ihnen bin, daß Sie furchtbar großmütig zu mir sind, und das kann ich von Ihnen nicht ertragen."

Er erhob sich vom Platz und ging ein paar Schritte durchs Zimmer.

„Gut, möge das nun so endigen ... Aber wie konnte das alles geschehen?"

„Auch eine Sorge! Und was die Hauptsache ist,

daß Sie das selbst wissen! sich das an den Fingern abzählen können! es besser als alle auf der Welt wissen! und sogar selbst damit rechneten! Ich bin — ein junges Mädchen der Gesellschaft, und mein Herz ist in der Oper erzogen worden. Damit hat alles begonnen! Das ist das ganze Rätsel!“

„Nein, nein!“

„Darin liegt nichts, was Ihre Eigenliebe kränken könnte. Es ist einfach die Wahrheit. Es fing mit einem ‚hübschen Augenblicke‘ an, den ich nicht ertragen konnte. Vor drei Tagen, als ich Sie vor aller Welt ‚beleidigte‘ und Sie mir so ritterlich antworteten, fuhr ich nach Haus und sagte mir, daß Sie mich nicht aus Verachtung mieden, sondern weil Sie verheiratet waren. Verachtung aber fürchtet eine Dame der Gesellschaft am meisten! Ich begriff, daß Sie mich Unsinnige beschützten, indem Sie mich — mieden. Sehen Sie wohl, wie ich Ihre Großmut schätze! Da sprang dann Pjotr Stepanowitsch für Sie ein und erklärte mir alles. Er offenbarte mir, daß Sie ein großer Gedanke beherrsche, vor dem er und ich nichts sind, aber daß ich doch ‚auf Ihrem Wege‘ liege. Auch er zählte sich zu denen, die Sie kreuzen müßten: nur sollten wir es alle beide sein, er und ich! Und er sprach noch von den allerphantastischsten Sachen, von einer großen Wolgabarke mit Rudern aus nordischem Ahorn, wie es in irgend einem russischen Liede heißt. Ich lobte ihn, sagte ihm, daß er ein Poet sei, und er nahm das alles als echte Münze. Da ich aber ohnedem schon längst wußte, daß bei mir ein Augenblick genügte, um — so entschloß ich mich eben dazu. Das ist alles! Und nun genug davon! Ich bitte aus-

drücklich: keine Erklärungen mehr! Sonst zanken wir uns womöglich noch zum Schluß. Fürchten Sie, wie gesagt, nichts, ich nehme alles auf mich. Ich bin schlecht, kapriziös, und von den Operndekorationen verführt, ich bin eine junge Dame aus der Gesellschaft, die ... Nur eines noch: und das ist vielleicht das Wesentlichste. Ich dachte tatsächlich, daß Sie mich — liebten! Verachten Sie mich nicht und lachen Sie nicht über diese dumme Träne, die jetzt fiel. Ich liebe es, zu weinen und mit mir selbst ‚Mitleid' zu haben. Aber nun: genug, genug, genug! Ich bin zu nichts fähig und Sie sind zu nichts fähig; und damit wollen wir uns beruhigen. Wenigstens leidet dann die Eigenliebe nicht."

„Traum! Wahnsinn!" rief Nicolai Wszewolodowitsch, ging im Zimmer auf und ab und rang seine Hände. „Lisa, du Arme, was hast du mit dir angefangen?"

„Habe mich am Licht verbrannt und weiter nichts. Weinen Sie vielleicht? Seien Sie anständiger und gefühlloser ..."

„Warum, warum bist du zu mir gekommen?"

„Aber verstehen Sie denn nicht endlich, in welch eine komische Lage Sie sich mit solchen Fragen selbst bringen?"

„Warum hast du dich selbst zu Grunde gerichtet, so ungeheuerlich und töricht! Und was soll man jetzt tun?"

„Das ist Stawrogin, dieser ‚blutige Stawrogin', wie Sie hier eine Dame nennt, die in Sie verliebt ist! Hören Sie, ich habe es Ihnen doch schon gesagt: ich habe mein Leben auf eine Stunde gesetzt und bin jetzt

ruhig. Setzen Sie doch auch das Ihrige darauf... übrigens, das ist nichts für Sie. Sie werden noch viele solcher ‚Stunden‘ und ‚Augenblicke‘ haben!“

„So viel wie du: ich gebe mein heiliges Wort, nicht eine solche ‚Stunde‘ mehr als du!“

Er ging immer noch auf und ab und sah den schnellen, durchbohrenden Blick nicht, mit dem sie ihn verfolgte und in dem noch einmal eine letzte Hoffnung aufzuleuchten schien. Aber dieser Blick erlosch auch schon in derselben Minute wieder.

„Wenn du doch den Preis meiner Aufrichtigkeit wüßtest, Lisa, wenn ich dir alles eingestehen könnte!!“

„Eingestehen? Sie wollen mir was eingestehen? Gott schütze mich vor Ihren Geheimnissen!“ unterbrach sie ihn.

Er hielt inne.

„Ich muß es Ihnen doch noch sagen. Muß Ihnen sagen, daß ich schon in der Schweiz den Gedanken hatte, daß Ihnen etwas Furchtbares, Blutiges und Schmutziges auf der Seele lag... irgend etwas, das Sie zu gleicher Zeit in eine lächerliche Lage versetzen könnte. Nehmen Sie sich in acht, mir etwas davon mitzuteilen, ich würde Sie auslachen, hören Sie! Ich würde über Sie lachen Ihr ganzes Leben lang! Ach, wie Sie wieder erbleichen! Ich werde ja nicht, ich werde ja nicht! ich gehe gleich fort!“ und sie sprang vom Stuhl mit einer verächtlichen und angeekelten Gebärde.

„Quäle mich, verurteile mich, gieß allen Haß über mich aus,“ rief er in Verzweiflung. „Du hast das volle Recht dazu! Ich wußte, daß ich dich nicht lieben konnte und richtete dich zu Grunde. Ja, ich ließ den Augen-

blick hinter mir: ich hatte noch eine Hoffnung ... schon lange ... eine letzte ... Ich konnte mich nicht gegen das Licht wehren, das plötzlich in meinem Herzen aufging, als du bei mir eintratst, allein, als erste. Ich glaubte plötzlich ... Ich glaube vielleicht noch jetzt ...“

„Für solch eine edelmütige Aufrichtigkeit zahle ich Ihnen mit derselben Münze. Damit Sie es ein für alle Mal wissen: ich will nicht die barmherzige Schwester Ihres kranken Herzens sein! Eher gehe ich ins Armenhaus, wenn ich nicht heute zur rechten Zeit zu sterben verstehe. Doch zu Ihnen gehe ich nicht, obgleich Sie schon jedes Krüppels wert sind! Mir schien es immer, daß Sie mich irgendwo an einen Ort bringen würden, wo eine große böse Spinne von Menschenwuchs lebt und wir das ganze Leben auf sie sehen und uns fürchten würden. Und damit wird denn unsere gegenseitige Liebe enden. Im übrigen: wenden Sie sich an Dascha: die wird mit Ihnen gehen, wohin Sie wollen.“

„Sie konnten es nicht unterlassen, mich an sie zu erinnern?“

„Armes Hündchen! Grüßen Sie sie von mir. Wußte sie es, daß Sie sie schon damals in der Schweiz für Ihr Alter bestimmten? Welch eine Fürsorge! Welch eine Vorsicht! — — — Wer ist das?“

In der Tiefe des Saales wurde kaum die Tür geöffnet: ein Kopf tauchte auf und verschwand schon gleich wieder.

„Bist du das, Alexei Jegorytsch?“ fragte Stawrogin.

„Nein, das bin nur ich,“ sagte Pjotr Stepanowitsch, der wieder bis zur Hälfte in der Tür erschien. „Guten Tag, Lisaweta Nicolajewna, auf alle Fälle wünsche ich

einen guten Morgen. Ich wußte es ja, daß ich Sie beide in diesem Saal antreffen würde. Ich bin nur auf einen Augenblick gekommen, Nicolai Wszewolodowitsch, — was es auch kosten möge, bin hergelaufen, nur auf ein paar Worte ... allernotwendigste ... nur ein paar Wörtchen!"

Stawrogin ging, aber nach drei Schritten kehrte er zu Lisa zurück.

„Wenn du gleich etwas erfahren wirst, Lisa, so wisse: ich bin schuld!"

Sie fuhr zusammen und sah wieder angstvoll auf ihn: er aber ging schnell zur Tür hinaus.

II

Das Zimmer, in das sich Pjotr Stepanowitsch zurückzog, war ein großes, ovales Vorzimmer. Bis vor seinem Erscheinen hatte der alte Diener Alexei Jegorytsch hier gesessen, den hatte er jetzt aber fortgeschickt.

Nicolai Wszewolodowitsch zog die Saaltür hinter sich zu und blieb in Erwartung stehen. Pjotr Stepanowitsch sah ihn schnell und fragend an.

„Nun?"

„Das heißt, wenn Sie es schon wissen sollten —" Pjotr Stepanowitsch sah Stawrogin mit seinem bohrenden Blick an, „so versteht sich, daß niemand von uns schuld daran ist, besonders nicht Sie! Denn es ist nur ein Zufall ... eine Reihe von Zufällen ... mit einem Wort, juridisch kann Sie das nicht berühren."

„Verbrannt? Ermordet?"

„Ermordet, aber nicht verbrannt, das ist eben das

Dumme! Doch ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich bin nicht schuld daran! Wollen Sie die ganze Wahrheit erfahren: sehen Sie, ich hatte wirklich den Gedanken — Sie selbst haben ihn mir eingegeben — nicht im Ernst, natürlich, Sie neckten mich sogar damit, denn Sie werden doch nicht im Ernst so etwas sagen! — Doch ich hätte mich nicht dazu entschließen können, für nichts in der Welt, nicht für hundert Rubel, — ich habe dabei keinen Vorteil, gar keinen — das heißt für mich, für mich ...“ er überhastete sich furchtbar und sprach wie ein Automat. „Aber was für ein Zusammentreffen von Umständen: ich gab ihm, von meinem Gelde, von Ihrem war nicht ein Rubel dabei, Sie wissen das selbst, ich gab also dem betrunkenen Dummkopf Lebädkin zweihundert dreißig Rubel, vor drei Tagen, noch am Abend — hören Sie, vor drei Tagen und nicht gestern nach der Matinee, beachten Sie das: das ist sehr wichtig, denn ich wußte damals noch nicht, ob Lisaweta Nicolajewna zu Ihnen kommen würde oder nicht: — gab ihm mein eigenes Geld, nur darum, weil das nun mal Ihre Idee war, Ihr Geheimnis allen aufzudecken. Nun, darüber werde ich mich nicht weiter mehr ausbreiten, ... das ist Ihre Sache ... edler Ritter, Sie ... Ich gestehe nur, ich war darüber doch etwas sehr — verwundert, so ungefähr, als ob ich mit einer Keule eins auf den Kopf bekommen hätte. Da mir aber diese Tragödien überaus langweilig geworden waren, — ich spreche immer ernst, obgleich ich burschikose Ausdrücke gebrauche, — da alles das meine Pläne kreuzte, so hatte ich mir das Wort gegeben, Lebädkin, was es auch koste, und auch ohne Ihr Wissen, nach Petersburg zu schicken. Nur einen Fehler

habe ich vielleicht begangen: ich gab das Geld in Ihrem Namen! Ist das ein Fehler oder nicht? Vielleicht ist es auch kein Fehler! Aber hören Sie jetzt, hören Sie, wohin das jetzt alles geführt hat ... —"

Im Eifer der Rede war er Stawrogin immer näher gerückt und hatte ihn schließlich am Rockaufschlag angefaßt, — wohl ohne es selber zu wissen. Stawrogin schlug ihm mit einem heftigen Schlag die Hand herunter.

„Nun, wozu das ... zum Teufel ... so können Sie einem die Hand ... Die Hauptsache ist die, daß sich jetzt alles dahin gedreht ..." schnatterte er dann weiter, ohne sich über den Schlag weiter zu verwundern. „Am Abend rücke ich das Geld heraus, damit er mit seiner Schwester am nächsten Morgen, so wie es hell wird, sich davonmachen soll: beauftrage mit dieser Sache den Schurken Liputin, damit der ihn selbst einpackt und fortschickt. Aber der Schuft Liputin mußte mit dem Publikum seinen dummen Jungenstreich machen, — Sie haben ja wohl gehört? auf der Matinee? Hören Sie, hören Sie doch: beide trinken sie sich an, machen Gedichte. Liputin zieht dem anderen einen Frack an und versteckt ihn hinter den Kulissen — mir versichert er wieder, er habe ihn am Morgen abgeschickt —, um ihn im gegebenen Moment auf die Estrade zu bringen. Der betrinkt sich dann nachher wieder vollständig. Darauf folgt der bekannte Skandal — Lebädkin findet man totbetrunken zu Hause, schlafend, Liputin nimmt ihm die zweihundert Rubel aus der Tasche und hinterläßt ihm nur das Kleingeld. Zum Unglück hatte Lebädkin schon am Morgen das Geld gezeigt und damit herumgeprahlt. Da aber Fedjka nur darauf wartete — er hatte bei

Kirilloff etwas davon gehört, — wissen Sie, Ihre Bemerkung — entschloß er sich, die Gelegenheit zu benutzen. Ich bin wenigstens froh, daß Fedjka das Geld nicht vorgefunden, der Schurke hatte ja auf Tausende gerechnet! Er beeilte sich also und das Feuer scheint ihn dann schließlich selbst erschreckt zu haben ... Glauben Sie, mir ist dieser Brand —: oh, ich habe mich wahnsinnig über ihn geärgert! Nein, der Teufel weiß, was das ist! Das ist zu eigenmächtig ... Sehen Sie, ich habe ja schon lange selbst diese Idee vom Feuer in mir herumgetragen. Sie ist so ... so populär, so — ... aber ich habe sie immer für eine kritischere Zeit aufbewahrt, für den großen Augenblick, in dem wir alle uns erheben werden, und ... Aber nun haben sie das jetzt plötzlich eigenmächtig und ohne Befehl getan, in solch einem Augenblick, wo man den Atem anhalten und alles verheimlichen müßte! Nein, das ist zu dumm! blödsinnig! Ich weiß ja noch nichts darüber: man spricht von zweien aus der Spigulinschen Fabrik ... wenn aber unsere dabei sind, wenn auch nur einer seine Hand dabei im Spiele hat — gnade ihm Gott! Sehen Sie, was das heißt, sie ein bißchen vernachlässigen! Oh, dieses demokratische Pack! Diese ‚Fünf‘, das sehe ich, sind schlechte Stützen! Ein einziger großer, herrlicher, despotischer Wille tut not, für den es nichts Zufälliges gibt. Vor dem ziehen sie den Schwanz ein in Gehorsam und können vielleicht auch mal von Nutzen sein. Doch wenn sie jetzt alle schreien und in die Trompete blasen, daß Stawrogin seine Frau umbringen wollte, und daß darum die Stadt brennen mußte, so —“

„Also man spricht schon —?“

„Das heißt, durchaus nicht! Nein, ich habe bis jetzt nichts gehört, aber was ist mit dem Volk anzufangen, besonders mit den Abgebrannten? Vox populi, vox Dei! Braucht es denn viel Zeit, um ein dummes Gerücht zu verbreiten? Sie, wie gesagt, haben sich vor nichts zu fürchten. Juridisch ist alles einwandfrei mit Ihnen. Und mit Ihrem Gewissen ist doch wohl auch alles gut? Denn Sie wollten das doch nicht! Wollten das doch nicht! Beweise gibt es keine, alles nur ein Zufall... Oder glauben Sie, daß Fedjka sich Ihrer damaligen unvorsichtigen Worte bei Kirilloff erinnern wird? Warum haben Sie sie damals auch ausgesprochen? Aber das will auch nichts sagen. Und Fedjka will ich überhaupt schon schnell einen Kopf kürzer machen. Ich werde ihm noch heute..."

„Und die Leichen sind gar nicht verbrannt?"

„Ein wenig: diese Kanaille hat ihre Arbeit nicht verstanden. Und ich freue mich vor allen Dingen, daß Sie so ruhig sind... weil Sie daran doch auch gar keine Schuld tragen, nicht mal in Gedanken, selbstverständlich! Jedenfalls werden Sie mir aber zugeben, daß das alles sehr schön Ihre Angelegenheiten in Ordnung bringt: Sie sind plötzlich ein freier Witwer und können in dieser Minute das schönste Mädchen Rußlands heiraten, — das noch dazu schon in Ihren Händen ist. Sehen Sie, was ein grober einfacher Zufall von Verhängnissen tun kann, nicht wahr?"

„Sie wollen mir drohen, Sie Dummkopf!?"

„Also schon Dummkopf? Was für ein Ton! Wer sollte sich mehr freuen, als Sie? Ich bin hergelaufen, um Sie zu benachrichtigen... Womit sollte ich Ihnen

denn drohen? Als ob ich Ihnen zu drohen nötig hätte! Ich brauche Ihren freien Willen, aber nicht einen erzwungenen! Sie sind das Licht und die Sonne. Ich fürchte Sie, aber nicht Sie mich! Ich bin doch nicht Mawrikij Nicolajewitsch... Stellen Sie sich vor, ich sause hierher in einer Droschke — und wen sehe ich? Mawrikij Nicolajewitsch! An Ihrem Gartenzaun, ganz am Ende des Gartens, — im Mantel, völlig durchnäßt, er muß wohl die ganze Nacht so gestanden haben! Wunderbar! Wie weit die Menschen doch den Verstand verlieren können!"

„Mawrikij Nicolajewitsch? Ist das möglich?"

„Es ist wahr, es ist wahr. Steht am Gartenzaun. Von hier, — dreihundert Schritte von hier, wenn ich mich nicht irre. Ich beeilte mich, an ihm vorüber zu kommen, aber er hat mich doch gesehen. Sie wußten es nicht? In dem Fall bin ich sehr froh, daß ich nicht vergessen habe, es Ihnen mitzuteilen. Sehen Sie, solch einer ist am gefährlichsten! wenn der einen Revolver bei sich hat! und zuletzt, die Nacht, die Nässe, die Erregung, und dann — wie sind denn seine Verhältnisse, ha, ha! Was glauben Sie, warum sitzt er da?"

„Er wartet natürlich auf Lisaweta Nicolajewna."

„So! Ja soll sie denn etwa zu ihm hinausgehen? Und... in solch einem Regen... solch ein Esel!"

„Sie wird gleich zu ihm hinausgehen."

„Wie? Was sagen Sie? Das... Aber hören Sie, jetzt haben sich doch Ihre Sachen ganz geändert: wozu braucht sie jetzt den Mawrikij? Sie sind doch ein freier Witwer und können sie morgen heiraten! Weiß sie noch nichts? Dann überlassen Sie es mir, ich werde gleich

alles arrangieren. Wo ist sie, man muß ihr eine Freude machen!"

„Eine Freude?"

„Sie fragen noch, gehen wir."

„Und Sie glauben, daß sie vor diesen Leichen nichts errät?" fragte Stawrogin, indem er ihn mit halb zugekniffenen Augen ansah.

„Natürlich nicht," antwortete Pjotr Stepanowitsch, den Dummen spielend, — „denn juridisch ... Aber Sie! Und wenn sie es errät! Bei den Frauen verliert das alles seine Bedeutung! Sie kennen die Frauen noch nicht! Außerdem muß sie Sie doch ganz einfach heiraten, denn sie hat sich doch nun einmal kompromittiert mit Ihnen! Beunruhigen Sie sich nicht, und wie wird sie über diese Leichen springen, so heidi! Außerdem sind Sie ja doch tatsächlich ganz unschuldig, vollständig unschuldig, nicht wahr? Sie wird nur die Erinnerung an diese Leichen aufbewahren, um Sie im zweiten Jahre Ihrer Ehe damit zu peinigen. Jedes Weib, das zum Altar geht, rächt sich so an ihrem Mann, aber was dann sein wird ... was wieder übers Jahr sein wird? Ha, ha, ha!"

„Sie sind mit einer Droschke gekommen? Die Droschke ist noch unten? Dann fahren Sie in dieser Droschke mit Lisa zu Mawrikij Nicolajewitsch. Sie hat mir selbst gesagt, daß sie mich nicht lieben kann, daß sie von mir geht, daher wird sie keine Equipage von mir annehmen."

„Aber was soll denn das bedeuten? Ist das wirklich Ihr Ernst?" Pjotr Stepanowitsch sah ihn verständnislos an.

„Sie weiß seit dieser Nacht, daß ich sie überhaupt nicht liebe ... was sie freilich immer schon wußte."

„Ja, — lieben — Sie — sie — denn — nicht?" fragte Pjotr Stepanowitsch mit grenzenlosem Erstaunen. „Der Donner, warum haben Sie ihr das nicht gestern gleich gesagt? Wie stehe ich denn jetzt vor ihr da?"

Stawrogin lachte laut auf.

„Ich lache über meinen Affen."

„Ah! Sie wissen, daß ich den Bajazzo spielte," lachte sofort Pjotr Stepanowitsch mit, „um Sie zu amüsieren! Denken Sie sich, wie Sie nur aus der Tür traten, wußte ich, daß bei Ihnen ein ‚Unglück' passiert sein mußte. Sogar vielleicht ein vollständiger Mißerfolg? Nun, ich möchte schwören," rief er, sich fast vor Entzücken verschluckend, „daß Sie die ganze Nacht im Saal nebeneinander wie Puppen auf den Stühlen gesessen, über hohe Sachen sich gestritten und so die ganze kostbare Zeit verloren haben ... Doch, verzeihen Sie, verzeihen Sie, was geht das mich an! Es ahnte mir ja schon, daß Sie mit einer Dummheit endigen würden. Ich habe sie Ihnen ja auch überhaupt nur gebracht, um Sie zu amüsieren und um zu beweisen, daß Sie es mit mir nicht langweilig haben werden! Dreihundert Mal kann ich Ihnen noch mit so was dienen! Menschenfreundlichkeit ist nun einmal mein Fall! Und wenn sie Ihnen jetzt also nicht mehr nötig ist, worauf ich rechnete, dann bin ich ja hierhergefahren, um ... —"

„So haben Sie sie also nur zu meinem Vergnügen gebracht?"

„Wozu denn sonst?"

„Nicht deshalb, um mich zu zwingen, meine Frau zu ermorden?"

„So—o, ja haben Sie sie denn ermordet? Was für ein tragischer Mensch Sie doch sind!"

„Einerlei, Sie töteten sie."

„Ja, wie habe ich sie denn getötet? Ich sage Ihnen, ich bin da auch nicht einen Blutstropfen schuldig. Indessen, Sie fangen an, mich zu beunruhigen..."

„Fahren Sie fort, Sie sagten: ‚wenn sie mir nicht mehr nötig ist, so...'"

„So überlassen Sie sie mir, versteht sich! Ich werde sie Mawrikij Nicolajewitsch übergeben, den nicht ich unten am Gartenzaun aufgestellt habe — setzen Sie sich nicht noch das in den Kopf! Ich fürchte ihn jetzt sogar. Wahrhaftig, wenn er vorhin einen Revolver gehabt hätte!... Gut, daß ich auch einen habe! Da ist er —" und er zog einen Revolver aus der Tasche, steckte ihn aber schnell wieder ein, „— wissen Sie, wegen des weiten Weges... Uebrigens, ich werde Ihnen das alles im Augenblick arrangieren, es wird ihr am Herzchen wegen Mawrikij nagen... es muß ja so sein... und wissen Sie, bei Gott, sie tut mir eigentlich leid! Bringe ich sie wieder mit Mawrikij zusammen, so wird sie immer nur an Sie denken, Sie verhimmeln und ihn schimpfen, — ein Weiberherz! Nun, Sie lachen schon wieder? Ich bin furchtbar froh, wenn Sie fröhlich sind. Aber wie wär's? gehen wir? Ich fange nachgerade an, — von Mawrikij und von denen... den Toten... wissen Sie, sollte man nicht jetzt lieber darüber schweigen? Sie wird es doch später erfahren."

Plötzlich stand Lisa in der Tür.



„Was werde ich erfahren? Wer ist getötet? Was sagten Sie von Mawrikij Nicolajewitsch?"

„Ah, Sie ... Sie haben gehorcht?"

„Was sagten Sie von Mawrikij Nicolajewitsch? Ist er tot?"

„Es scheint, daß Sie nichts gehört haben! Beruhigen Sie sich, Mawrikij Nicolajewitsch lebt und ist gesund, wovon Sie sich schon im Augenblick werden überzeugen können, denn er steht hier unten, am Wege, am Gartenzaun ... und steht dort, glaube ich, die ganze Nacht, durchnäßt, im Mantel ... Ich fuhr vorbei, er hat mich gesehen."

„Das ist nicht wahr. Sie sagten ‚getötet' ... Wer ist getötet?"

„Ermordet ist nur meine Frau, deren Bruder Lebädkin und ihre Magd," sagte Stawrogin mit fester Stimme.

Lisa zuckte zusammen und erblaßte.

„Ein ganz sonderbarer Zufall, Lisaweta Nicolajewna, der dümmste Zufall von Raub," schnatterte wieder sofort Pjotr Stepanowitsch — „ein Räuber, der den Brand benutzen wollte: der Dummkopf Lebädkin hatte allzu offen sein Geld gezeigt ... das benutzte dann Fedjka, der Sträfling, Sie werden von ihm gehört haben ... Ich bin sofort hierher geeilt ... mit einem Stein auf dem Herzen, wie Sie sich denken können, Stawrogin war denn auch so erschüttert, als ich ihm das Geschehene mitteilte. Wir berieten uns eben: ob man es Ihnen sagen sollte oder nicht?"

„Nicolai Wszewolodowitsch, sagt er die Wahrheit?" fragte Lisa fast unhörbar.

„Nein, er sagt nicht die Wahrheit."

„Wie, nicht die Wahrheit?“ fragte Pjotr Stepanowitsch, erschrocken zusammenzuckend. „Was soll denn das?“

„Mein Gott, ich verliere meinen Verstand!“ rief Lisa aus.

„Bedenken Sie doch auf alle Fälle, daß der Mensch ja wahnsinnig ist!“ schrie Pjotr Stepanowitsch aus allen Kräften, — „denn immerhin, es ist doch nun mal seine Frau, die man erschlagen hat! Sehen Sie, wie er bleich ist ... Er war doch die ganze Nacht mit Ihnen, hat Sie nicht auf eine Minute verlassen, da kann man doch nicht etwa ihn verdächtigen?“

„Nicolai Wszewolodowitsch, sagen Sie, vor Gott, ob Sie schuld sind oder nicht, und ich schwöre Ihnen, ich werde Ihrem Wort glauben, wie dem Worte Gottes, und bis ans Ende der Welt werde ich mit Ihnen gehen, oh' ich komme! Ich komme wie ein Hündchen ...“

„Was quälen Sie sie, phantastischer Kopf, Sie!“ rief wütend Pjotr Stepanowitsch. „Lisaweta Nicolajewna, hören Sie mir Wort für Wort zu, er ist unschuldig, im Gegenteil, er ist wie vernichtet, er ist krank und phantasiert, Sie sehen es doch. In nichts, in nichts ist er schuldig! Das haben Räuber getan, denen man vielleicht schon morgen auf der Spur sein wird. Das hat Fedjka, der Sträfling, getan, und einige aus der Spigulinschen Fabrik sind noch mit im Spiel, die ganze Stadt spricht schon davon, deshalb bin ich ...“

„Ist es so? Ist es wirklich so?“ rief Lisa und erwartete, am ganzen Körper zitternd, ihren Urteilsspruch.

„Ich habe nicht gemordet und ich war dagegen, aber ich wußte, daß sie getötet werden würden und habe nichts

getan, um den Mord zu verhindern. Gehen Sie selbst von mir, Lisa," murmelte Stawrogin und verließ das Gemach.

Lisa bedeckte das Gesicht mit den Händen und ging schwankend durch die Tür zurück, durch die sie gekommen. Pjotr Stepanowitsch wollte ihr nachstürzen, aber kehrte sofort um und ging in den Saal zu Stawrogin.

„Also so sind Sie? So sind Sie? Also nichts fürchten Sie?" stieß er wie wahnsinnig hervor.

Stawrogin stand in der Mitte des Saales und antwortete ihm kein Wort. Er griff mit der linken Hand in sein Haar und lächelte blicklos. Pjotr Stepanowitsch zog ihn heftig am Aermel.

„Jetzt sind Sie verloren! Also darauf haben Sie es angelegt? Alle geben Sie preis! Und selbst gehen Sie ins Kloster oder zum Teufel! Aber ich werde mit Ihnen ein Ende machen ... —"

„Sie sind es, der spricht?" bemerkte ihn Stawrogin endlich. „Laufen Sie," setzte er wie erwachend hinzu, „laufen Sie ihr nach, befehlen Sie einen Wagen, verlassen Sie sie nicht ... Laufen Sie, laufen Sie doch! Bringen Sie sie nach Haus, damit es niemand weiß, und sie nicht etwa dahin geht ... zu den Toten ... zu den Toten ... Setzen Sie sie in die Equipage mit Gewalt ... Alexei Jegorytsch! Alexei Jegorytsch!"

„Still, schreien Sie nicht! Sie ist schon in Mawrikijs Armen, haha! Mawrikij wird sich wohl nicht in Ihre Equipage setzen, haha! Bleiben Sie! Das hier ist wertvoller, als eine Equipage!"

Er zog den Revolver heraus.

Stawrogin sah ihn hart an.

„Sie wollen schießen?“ fragte er leise, beinahe versöhnlich.

„Pfui, Teufel, welch eine Lüge der Mensch auf sich laden kann!“ sagte Pjotr Stepanowitsch erzitternd. „Bei Gott, ja, man sollte Sie erschießen! Müßte sie nicht auf Sie spucken?... Was für eine Barke können Sie wohl sein, Sie hölzerner, durchlöcherter, morschgewordener Popanz! Nun, wachen Sie doch wenigstens aus Wut auf! Oder ist Ihnen schon alles so einerlei? Möchten sich am liebsten wohl selber eine Kugel durch den Kopf jagen?“

Stawrogin lächelte sonderbar.

„Wenn Sie nicht solch ein Narr wären, so würde ich Ihnen jetzt vielleicht ‚ja‘ sagen... Wenn Sie nur ein bißchen klüger wären...“

„Ich bin ein Narr, gut, aber ich will nicht, daß Sie, meine andere, meine größere Hälfte, auch ein Narr sind! Verstehen Sie mich?“

Stawrogin verstand ihn, vielleicht konnte nur er allein ihn ganz verstehen. Schatoff war ja erstaunt gewesen, als Stawrogin ihm sagte, daß Pjotr Stepanowitsch ein Enthusiast sei.

„Gehen Sie jetzt zum Teufel, morgen werde ich vielleicht irgendwas aus mir herausbringen. Kommen Sie morgen.“

„Ja? ja?“

„Was kann ich wissen! Gehen Sie zum Teufel, gehen Sie!“

„Vielleicht wird er doch noch zur Besinnung kommen,“ murmelte Pjotr Stepanowitsch und steckte den Revolver wieder ein.

III

Er lief hinaus, um Lisaweta Nicolajewna noch einzuholen. Diese war noch nicht sehr weit gekommen, nur ein paar Schritte vom Hause entfernt, traf er sie. Alexei Jegorowitsch, der ihr im Frack und ohne Hut gefolgt war, suchte sie zurückzuhalten: ehrerbietig stand er vor ihr, hatte Tränen in den Augen, sprach auf sie ein und suchte ihr vergeblich klar zu machen, daß sie doch auf die Equipage warten müsse.

„Mach dich fort, der Herr bittet um Tee," damit schob Pjotr Stepanowitsch den Alten beiseite und legte Lisaweta Nicolajewnas Hand auf seinen Arm.

Sie zog die Hand nicht fort: offenbar war sie noch gar nicht bei voller Besinnung.

„Erstens müssen Sie nicht dahin, nicht am Park vorüber," flüsterte Pjotr Stepanowitsch, „sondern hierher. Zweitens können Sie unmöglich zu Fuß gehen, bis zu Ihnen ist es eine gute halbe Stunde. Außerdem haben Sie keine Ueberkleider an. Wenn Sie nur ein wenig warten wollten. Ich bin in der Droschke gekommen und sie wartet noch auf mich. Ich werde Sie sofort hineinsetzen und dann so zurückbringen, daß niemand Sie sieht."

„Wie Sie gut sind ..." sagte Lisa.

„Aber ich bitte Sie, in einem solchen Fall würde doch jeder anständige Mensch an meiner Stelle ebenso ..—"

Lisa sah auf und erschrak.

„Ach, mein Gott, ich dachte, daß immer noch der Alte ..."

„Hören Sie, ich bin sehr froh, daß Sie es so ruhig aufnehmen, denn alles das ist doch nur ein blödsinniges Vorurteil. Wäre es wirklich nicht besser, ich befehle dem Alten, sofort die Equipage anspannen zu lassen? Das dauert höchstens zehn Minuten, wir gehen so lange auf die Treppe zurück und warten, wie?"

„Ich möchte zuerst ... wo sind die Ermordeten?"

„Natürlich! Das konnte ich mir ja denken! Nein, die lassen wir hübsch beiseite. Das ist nichts für Sie!"

„Ich weiß, wo sie sind, ich kenne das Haus."

„Nun, was, was wissen Sie? Mein Gott, Regen, Nebel — außerdem habe ich doch die Verpflichtung übernommen, Sie ... Hören Sie, Lisaweta Nicolajewna, eins von beiden: Sie können mit mir auf die Droschke warten und gehen keinen Schritt weiter, oder aber, wenn Sie noch zwanzig Schritt weiter gehen, so erblickt uns Mawrikij Nicolajewitsch."

„Mawrikij Nicolajewitsch! Wo? Wo?"

„Nun, wenn Sie mit ihm gehen wollen, so kann ich Sie ja begleiten und Ihnen zeigen, wo er sitzt. Ich selbst aber mache dann meinen ergebensten Diener: ich möchte jetzt nicht mit ihm sprechen."

„Er erwartet mich, mein Gott!" sie blieb plötzlich stehen und wurde über und über rot. —

„Nun, was soll das! Wenn er ein Mensch ohne Vorurteile ist! Wissen Sie, Lisaweta Nicolajewna, das ist schon alles nicht mehr meine Sache: ich bin ganz unbeteiligt dabei, das wissen Sie selbst: aber ich will Ihr Bestes ... Wenn Ihnen Ihre ‚Barke' nun einmal untersank, wenn es sich erwies, daß sie nur eine alte, verfaulte Barke war, die man ..."

„Ach, wunderbar!“ Lisa lachte hysterisch auf.

„Wunderbar, jawohl, aber dabei fließen bei Ihnen die Tränen. Da ist mehr Festigkeit nötig. Die Frau soll den Männern nicht nachstehen. In unserer Zeit, wenn die Frau ... pfui, zum Teufel!“ Pjotr Stepanowitsch spuckte beinahe aus. „Und die Hauptsache, nichts bedauern: vielleicht wird sich alles zum Besten kehren. Mawrikij Nicolajewitsch ist ein Mensch ... mit einem Wort, ein gefühlvoller Mensch, obgleich nicht gesprächig, was übrigens gut ist. Wenn er nur ein vorurteilsfreier Mensch bleibt ... —“

„Wunderbar, wunderbar,“ lachte Lisa immer noch.

„Aber, zum Teufel ... Lisaweta Nicolajewna,“ sagte Pjotr Stepanowitsch plötzlich pikiert, „was bin ich Ihnen? — was geht das alles mich an? — Ich war Ihnen gestern zu Diensten, habe getan, was Sie selbst wollten, und heute ... Aber sehen Sie! da ist auch schon Mawrikij Nicolajewitsch! Dort steht er und sieht uns nicht. Haben Sie einmal ‚Polinka Sachs‘ gelesen, Lisaweta Nicolajewna?“

„Was ist das?“

„Das ist eine Erzählung. Ich habe sie noch als Student gelesen ... Dort läßt ein Mann seine Frau auf der Villa wegen Untreue verhaften ... Ah, nun, zum Teufel! Sie werden sehen, daß Mawrikij Nicolajewitsch Ihnen noch, bevor Sie zu Hause ankommen, einen Heiratsantrag macht. Er hat uns noch immer nicht gesehen.“

„Ach, möge er uns auch nicht sehen!“ rief Lisa in großer Angst. — „Gehen wir fort, fort! In den Wald, aufs Feld!“

Und sie lief zurück.

„Lisaweta Nicolajewna, warum so kleinmütig!“ rief Pjotr Stepanowitsch hinter ihr drein. „Und warum wollen Sie es nicht haben, daß er Sie sieht? Im Gegenteil, blicken Sie ihm gerade und stolz in die Augen ... Wenn Sie irgend etwas deswegen — ich meine, wegen der ... Jungfernschaft — vergessen Sie nicht, daß dies das größte Vorurteil von allen ist, nichts als eine lächerliche Rückständigkeit! Ja, wohin gehen Sie denn, wohin? Teufel, wie sie läuft! ... Kehren wir doch lieber zu Stawrogin zurück! nehmen wir meine Droschke! ... Wohin laufen Sie? Dort ist das Feld, und ... richtig — da ist sie gefallen!“ —

Er blieb stehen. Lisa war wie ein Vogel davongeflogen, sie wußte selbst nicht, wohin. Pjotr Stepanowitsch war schon auf fünfzig Schritt zurückgeblieben. Da stolperte sie über einen kleinen Erdhügel und fiel.

Im selben Augenblick hörte man einen kurzen scharfen Schrei: es war Mawrikij Nicolajewitsch, der sie jetzt fallen gesehen und sofort quer über das Feld zu ihr hinlief.

Pjotr Stepanowitsch zog sich zurück, zum Parktor des Stawroginschen Hauses hin, um sich dort in seine Droschke zu setzen.

Mawrikij Nicolajewitsch stand neben Lisa. Furchtbare Angst lag auf seinem Gesicht. Er beugte sich über sie und hielt ihre Hände in den seinen. Das Unglaubliche, Unmögliche, das in dieser Begegnung lag, erschütterte ihn dermaßen, daß ihm Tränen über die Wangen liefen. Er hatte sie gesehen, sie, die er so an-

betete, wie sie wie wahnsinnig über ein Feld gelaufen war, in solch einer Stunde, bei solch einem Wetter, im Kleide, im gestrigen zarten Kleide, das jetzt, zerrissen und beschmutzt vom Fall, an ihr herabhing... Er konnte kein Wort hervorbringen, nahm nur hastig seinen Mantel ab und bedeckte mit zitternden Händen ihre Schultern. Plötzlich schrie er auf: er fühlte, wie sie mit ihren Lippen seine Hand berührt hatte.

„Lisa!“ rief er aus, „ich bin nichts, aber stoßen Sie mich nicht von sich!“

„Oh, ja, kommen Sie schnell von hier fort, verlassen Sie mich nicht!“ Sie zog ihn an der Hand mit sich fort. „Mawrikij Nicolajewitsch,“ erschreckt senkte sie die Stimme, „dort war ich sehr tapfer, aber hier fürchte ich den Tod. Ich werde sterben, ich werde bald sterben, aber ich fürchte mich zu sterben,“ flüsterte sie, und preßte seine Hand.

„Oh, wenn doch irgend jemand!“ er sah in Verzweiflung um sich. „Irgend ein Vorüberfahrender! Ihre Füße werden naß... Sie werden krank!“

„Tut nichts, tut nichts,“ munterte sie ihn noch auf, „mit Ihnen zusammen fürchte ich mich weniger, halten Sie mich an der Hand, führen Sie mich... Wohin gehen wir jetzt? Nach Haus? Nein, ich will zuerst die Leichen sehen! Sie sagen, daß man seine Frau ermordet hat, und er sagt, er habe sie selbst ermordet: aber das ist nicht wahr, das ist nicht wahr! Ich möchte selbst die Ermordeten sehen... die für mich.. ihretwegen hat er diese Nacht aufgehört, mich zu lieben... Ich werde sie sehen und alles erfahren. Schnell, schnell, ich kenne dieses Haus... dort war Feuer... Mawrikij Nicolaje-

witsch, mein Freund, verzeihen Sie mir Ehrlosen nichts! Warum mir verzeihen? Warum weinen Sie? Geben Sie mir eine Ohrfeige und schlagen Sie mich nieder, hier, wie einen Hund."

„Niemand kann Sie richten," sagte Mawrikij Nicolajewitsch fest, „möge Gott Ihnen verzeihen, ich bin nicht Ihr Richter!"

Und sie gingen weiter, Hand in Hand, schnell und eilig wie Halbwahnsinnige — gerade in der Richtung zur Brandstelle.

Mawrikij Nicolajewitsch hatte noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, irgendwo einen Wagen anzutreffen, aber alles blieb still und leer. Ein feiner, dichter Nebelregen lag auf der ganzen Landschaft. Jedes Licht und jede Farbe sog er auf und verwandelte Nähe und Ferne, Himmel und Erde unterschiedslos in eine einzige rauchige, bleierne Masse.

Es war schon längst Tag und doch schien es noch nicht hell geworden zu sein.

Plötzlich tauchte aus diesem Halblicht eine Gestalt auf und kam den beiden entgegen, eine Figur, eigentümlich, verschroben und seltsam ungeschickt.

Lisaweta traute ihren Augen nicht und schrie freudig auf.

Es war — Stepan Trophimowitsch.

Auf welche Weise er von Hause losgekommen war, wie er den Gedanken der Flucht, der ihn so sinnlos verfolgte, verwirklicht — davon später.

Er hatte an diesem Morgen schon Fieber, aber selbst die Krankheit, von der er übrigens nichts merken mochte, konnte ihn nicht zurückhalten. Tapfer stapfte er

durch die vom Regen aufgeweichte Erde darauf los. Ersichtlich wollte er bei seinem Unternehmen möglichst allein sein, trotz all seiner Lebensunerfahrenheit.

Angezogen war er reisemäßig, das heißt, er hatte einen Mantel an, der um die Taille herum von einem breiten lackledernen Gurt festgehalten wurde. Die Beinkleider staken in hohen, glänzenden Stiefelschaften, in denen er noch nicht recht zu gehen verstand. Augenscheinlich war alles neu und tadellos, erst in diesen Tagen angeschafft. Ein Hut mit breitem Rand, ein wollener Shawl fest um den Hals geschlungen, ein Stock in der rechten Hand und in der Linken ein kleiner Handkoffer vollendeten sein Kostüm. In derselben rechten Hand hielt er dann noch einen Regenschirm. Diese drei Gegenstände zu schleppen, den Regenschirm, den Stock und den Handkoffer, fiel ihm schon recht schwer in der ersten Stunde, in der zweiten aber war es ihm schon beinahe kaum mehr möglich, sie zu tragen.

„Sind Sie das wirklich?" rief Lisa, und betrachtete ihn mit einem traurigen Erstaunen, nachdem der erste Ausbruch ihrer unbewußten Freude vorüber war.

„Lise! Aber Lise!" fuhr Stepan Trophimowitsch auf. „Chère, chère, nein, Sie und wie Sie ... in solch einem Nebel? Sehen Sie, das Morgenrot! Vous êtes malheureuse, n'est-ce pas? Ich sehe, ich sehe, erzählen Sie nichts und fragen Sie auch mich nicht. Nous sommes tous malheureux, mais il faut les pardonner tous. Pardonnons, Lise und wir werden frei sein auf ewig. Um sich von der Welt zu trennen und vollständig frei zu werden — il faut pardonner, pardonner et pardonner!"

Er kniete vor ihr nieder — trotz des aufgeweichten Bodens.

„Aber ... warum — das?"

„Weil, weil ich von der Welt Abschied nehmen will und ich mich in Ihnen von allem Vergangenen verabschiede!"

Er weinte und legte ihre beiden Hände an seine Augen.

„Ich liege auf den Knien vor allem, was in meinem Leben schön war, ich liebkose es und danke ihm! Jetzt habe ich mich in zwei Hälften geteilt: dort der Wahnsinnige, der vom Himmel träumte, vingt deux ans! hier der niedergebeugte und verfrorene Alte, Erzieher chez ce marchand, s'il existe pourtant ce marchand... Aber wie sind Sie durchnäßt, Lisa!" rief er plötzlich, wieder aufstehend, und zugleich fühlte er, daß auch seine Knie auf der feuchten Erde naß geworden waren. „Und wie ist das möglich, Sie in solch einem Kleide?... und zu Fuß, und auf solch einem Felde... Sie weinen? Vous êtes malheureuse? Ach, ich habe ja was gehört... Aber, woher kommen Sie denn?" verdoppelte er seine Fragen, mit tiefem Unwillen auf Mawrikij Nicolajewitsch sehend, „mais savez-vous l'heure qu'il est?"

„Stepan Trophimowitsch, haben Sie etwas über die Ermordeten gehört? Ist es wahr? Ist es wahr?"

„Diese Menschen! Ich sah das Feuer am Himmel die ganze Nacht. Ich wußte es ja! Sie konnten ja gar nicht anders endigen!" Seine Augen erglänzten wieder. „Ich laufe im Wahn meines fieberhaften Traumes, laufe und suche Rußland, existe-t-elle la Russie?

Bah, c'est vous, cher capitaine! Niemals habe ich daran gezweifelt, daß ich Sie bei einem großen Ereignis treffen würde ... Nehmen Sie aber wenigstens meinen Schirm! Und — warum denn gerade zu Fuß? Um Gottes willen, nehmen Sie doch wenigstens meinen Schirm, denn ich werde sowieso irgendwo ein Fuhrwerk nehmen. Sehen Sie, ich bin darum zu Fuß, weil Stasie — das heißt Nastassja — durch die ganze Stadt schreien würde, wenn sie wüßte, daß ich fortfahre: ich bin so gut es ging inkognito entschlüpft. Ich weiß nicht, in der Zeitung schreibt man von Mord und Totschlag — aber es kann doch nicht sein, denke ich, daß Straßenräuber kommen? Chère Lisa, sagten Sie nicht eben, man hätte jemand ermordet? O, mon Dieu, wie sehen Sie aus?"

„Gehen wir, gehen wir!" rief Lisa wieder hysterisch weinend, und zog Mawrikij Nicolajewitsch mit sich fort. „Warten Sie, Stepan Trophimowitsch," sie kehrte plötzlich zu ihm zurück, „warten Sie, lieber Armer, ich werde Sie segnen. Vielleicht wäre es besser, Sie zu binden, aber ich segne Sie lieber. Beten auch Sie für Ihre ‚arme' Lisa — so, ein wenig, ohne sich zu sehr anzustrengen, ja? Mawrikij Nicolajewitsch, geben Sie diesem Kinde seinen Schirm wieder, geben Sie durchaus, durchaus! So ... Gehen wir, gehen wir!"

Sie kamen vor dem verhängnisvollen Hause gerade in demselben Augenblick an, als die Volksmenge, die sich vor ihm angesammelt hatte, die Frage erörterte, wie vorteilhaft es für Stawrogin doch sei, daß man „seine Frau" ermordet hatte. Einige waren sehr erregt. Andere hörten schweigsam zu. Am lebhaftesten ging's wie

gewöhnlich unter den Angetrunkenen her: Schreihälse, Leute aller Art standen in Gruppen zusammen und erörterten heftig gestikulierend das Geschehene. Vor allem zeichnete sich wieder jener Kleinbürger aus, ein sonst stiller, verschlossener Mensch, der aber plötzlich wie losgelassen war und noch immer von Gruppe zu Gruppe lief.

Ich habe von dem, was jetzt geschehen sollte, nicht alles gesehen: zu oft schob sich die Masse dazwischen.

Zuerst sah ich nur, wie Lisa plötzlich mitten im dichtesten Haufen stand. Mawrikij Nicolajewitsch sah ich dagegen nicht, wahrscheinlich weil er im Gedränge von ihr abgekommen war, vielleicht nur auf ein paar Schritte.

Lisa sah aus wie eine Irrsinnige, die dem Irrenhause entsprungen.

„Da ist die Stawroginsche!“ rief mit einem Mal jemand.

„Sie morden nicht nur, sie wollen sich die Bescherung auch noch ansehen,“ rief ein anderer.

In diesem Augenblick sah ich über ihrem Haupte eine Hand sich erheben und auf sie niederfallen.

Lisa stürzte zu Boden.

Hinter ihr ertönte ein gellender Schrei: Es war Mawrikij Nicolajewitsch. Mit aller Kraft suchte er sich Bahn zu ihr zu brechen. Da wurde auch er schon von dem Kleinbürger gepackt und zu Boden geworfen. Für einen Augenblick verschwamm alles im Gewühl. Einmal sah ich auch Lisa wieder. Sie hatte sich erhoben, aber noch einen zweiten, furchtbareren Schlag bekommen. Dann drangen Polizisten in die Menge ein und es

bildete sich ein leerer Kreis um die wie tot Daliegende: über sie gebeugt sah man Mawrikij Nicolajewitsch, blutüberströmt, wimmernd vor Schmerz und verzweifelt die Hände ringend.

Schließlich wurde Lisa davongetragen: man sagte, daß sie noch lebte.

Der Kleinbürger und noch drei andere wurden verhaftet. Vor Gericht erklärten sie später, daß sie selbst nicht wußten, was eigentlich geschehen war. Auch ich war als Zeuge geladen und auch ich konnte nichts anderes aussagen, als daß es sich meiner Meinung nach um eine jähe, blinde und gleichsam zufällige Tat der Masse gehandelt, ohne Ziel und Bewußtsein, bei der es eigentliche Schuldige nicht gab.

Achtzehntes Kapitel.

Der letzte Beschluß.

I

An diesem Morgen hatten viele Pjotr Stepanowitsch gesehen und alle behaupteten sie, daß er in ungemein aufgeregtem Zustande gewesen sei.

Um zwei Uhr nachmittags befand er sich bei Gaganoff, der erst am Tage vorher von seinem Gut in die Stadt gekommen war, und bei dem sich nun eine Menge Menschen versammelt hatte. Dort hatte er dann noch weit mehr wie die anderen gesprochen und schließlich so ziemlich erreicht, was er wollte. Vor allem sprach er über Julija Michailowna, ein Thema, das nach dem Vorgefallenen natürlich ungemein interessierte. Er erzählte von ihr, als ihr kürzlich noch intim Vertrauter, viele unerwartete Einzelheiten, und aus Versehen, selbstverständlich nur aus Versehen, teilte er einige ihrer Bemerkungen über gewisse allen bekannte Persönlichkeiten mit, womit er dann sofort die Eigenliebe mehrerer Anwesenden empfindlich traf. Es kam bei ihm heute alles so unklar und verwirrt heraus, ganz so wie bei einem nicht sehr schlauen Menschen, der sich mit seinem ehrlichen Gewissen gezwungen sieht, so schnell wie möglich einen Berg angesammelter Mißverständnisse abtragen zu

müssen, und nun in seiner gradherzigen Ungewandtheit selbst nicht weiß, wo anfangen und wo enden. Ziemlich unvorsichtig, selbstverständlich nur unvorsichtig war es auch, als er die Bemerkung fallen ließ, daß Julija Michailowna um das Geheimnis Stawrogins gewußt und die ganze Intrige geleitet habe. In dieser Weise habe sie dann auch ihn, Pjotr Stepanowitsch, „hereingezogen", weil er doch auch in diese arme Lisa verliebt war, und ihn sogar so „gehandhabt", daß er sie beinahe selbst im Wagen zu Stawrogin begleitet hätte.

„Ja, ja, meine Herren, Sie haben gut lachen, aber wenn ich nur gewußt hätte, wenn ich's nur geahnt hätte, womit das alles enden würde!" schloß er seine Erzählung.

Auf die erregten Fragen nach Stawrogin erklärte er noch, und zwar mit unerschütterlicher Bestimmtheit, daß die ganze Katastrophe mit den Lebädkins bloß ein reiner Zufall wäre: schuld an ihr sei einzig und allein nur Lebädkin selbst gewesen, da er das erhaltene Geld offen in den Kneipen gezeigt. Das letztere setzte er ganz besonders klar auseinander.

Einer der Zuhörer bemerkte darauf, daß er sich vergeblich „verstellt", daß er im Hause Julija Michailownas gegessen, getrunken und fast schon geschlafen habe, nun aber sie als erster verleumde — was nach seiner Meinung nicht gerade sehr schön, im Gegenteil, sehr taktlos sei.

Pjotr Stepanowitsch verteidigte sich aber sofort:

„Ich habe nicht deswegen dort gegessen und getrunken, weil ich vielleicht kein Geld für meine Kost ausgeben wollte, und kann nichts dafür, daß man mich immer eingeladen hat. Im übrigen erlauben Sie mir

wohl selbst zu beurteilen, wie viel ich dafür Dankbarkeit jemandem schuldig bin."

Der Eindruck, den seine langen krausen Reden machten, war im allgemeinen für ihn durchaus vorteilhaft. „Mag er auch nicht von weitem her sein," sagte man, denn einige in dem Kreise hielten ihn in der Tat für nichts mehr als einen unbedeutenden Studenten, „aber was kann er denn für Julija Michailownas Dummheiten? Im Gegenteil, es zeigt sich sogar, daß er sie noch zurückgehalten hat ..."

Plötzlich, noch während er bei Gaganoff war, bald nach zwei Uhr, kam die Nachricht, daß Stawrogin, die lebendige Ursache aller Stadtgespräche, mit dem Mittagszuge nach Petersburg gefahren sei. Es kam allen so unerwartet, daß sie sich sämtlich beinahe beleidigt fühlten. Man erzählte mir, Pjotr Stepanowitsch solle, als er die Nachricht vernommen, totenbleich geworden sein und „wer hat ihn denn fortlassen können?" ausgerufen haben. Jedenfalls verließ er sofort Gaganoffs Wohnung, doch wurde er dann noch in drei, vier andern Häusern gesehen.

In der Dämmerstunde gelang es ihm, wenn auch nur mit genauer Not, zu Julija Michailowna, die nichts mehr von ihm wissen wollte, vorzudringen. Erst nach drei Wochen, kurz vor ihrer Abfahrt nach Petersburg, erfuhr ich das von ihr: sie teilte mir weiter nichts Bestimmtes mit, sondern bemerkte nur zusammenschaudernd, er hätte sie damals „über alle Maßen erschreckt". Ich nehme an, daß er ihr einfach gedroht hat, sie als Helfershelferin anzuzeigen, falls es ihr in den Kopf kommen sollte, zu „sprechen". Die Notwendigkeit aber, sie ein-

zuschüchtern, war mit seinen damaligen Absichten, die sie natürlich nicht kannte, eng verbunden, und erst später, nach fünf Tagen, erriet sie, warum er ihrem Schweigen noch nicht getraut und sich vor neuen Ausbrüchen ihres Unwillens gefürchtet. —

Es war acht Uhr abends und schon ganz dunkel, als sich am Rande der Stadt, in einem kleinen, schiefen Häuschen, in dem der Fähnrich Erkel wohnte, die Unsrigen versammelten. Diese Zusammenkunft der „Fünf" war von Pjotr Stepanowitsch selbst angesagt worden, er aber, der präsidieren sollte, verspätete sich unverzeihlich: die fünf erwarteten ihn schon über eine Stunde. Der junge Erkel war derselbe Fähnrich, der an jenem Abend bei Wirginski die ganze Zeit über mit einer Bleifeder in der Hand und ein Notizbuch vor sich, stumm dagesessen hatte. Angekommen war er bei uns vor nicht langer Zeit, hatte in einer einsamen Gasse am Rande der Stadt bei zwei alten Schwestern aus dem Bauernstande gemietet und sollte schon bald wieder fortfahren. Bei ihm nun war es am unauffälligsten sich zu versammeln. Dieser sonderbare Junge zeichnete sich durch ungewöhnliche Schweigsamkeit aus: er konnte zehn Abende in lustiger Gesellschaft und bei den ungewöhnlichsten Gesprächen verbringen, ohne selbst ein Wort zu sprechen, sondern bloß mit seinen großen Kinderaugen aufmerksam die Sprechenden beobachten und ihnen zuhören. Sein Gesicht war allerliebst und durchaus nicht etwa dumm. Zur „Fünf" gehörte er zwar nicht, doch die Unsrigen glaubten, er hätte irgend welche besonderen Aufträge. Jetzt weiß man, daß er überhaupt keine Aufträge gehabt hat und vielleicht selbst

nicht mal seine Stellung zu ihnen begriff. Er richtete sich einfach in allen Dingen nach Pjotr Stepanowitsch, den er erst vor kurzem kennen gelernt hatte. Und ich glaube, wenn er statt seiner irgend ein Monstrum kennen gelernt, das ihn überredet hätte, unter irgend einem sozial-romantischen Vorwande eine Räuberbande zu gründen und zur Kraftprobe irgend einen ersten Besten zu ermorden und zu bestehlen — er hätte es getan, er wäre hingegangen und hätte ihn ermordet und bestohlen. Er besaß noch irgendwo eine kranke Mutter, der er die Hälfte seines armseligen Gehaltes zuschickte, — wie muß die wohl dieses blonde Köpfchen ihres Einzigen geküßt, wie für ihn gezittert, wie für ihn gebetet haben! Ich erzähle so viel von ihm, weil er und sein Schicksal mir so maßlos leid tun.

Die Unsrigen waren sehr erregt. Der Schrecken der letzten Nacht hatte sie aufgeweckt und ihnen vermutlich Angst gemacht. Der simple, wenn auch so überaus systematisch organisierte Skandal, an dem sie bis jetzt so eifrig Anteil genommen, löste sich plötzlich auf eine für sie ganz unerwartete Weise. Der Feuerschaden, die Ermordung der Lebädkins, die Wut des Volkes auf Lisa und ihr Tod — das waren alles Ueberraschungen, die sie in ihrem Programm nicht vorgesehen hatten. Erregt beschuldigten sie die sie lenkende Hand des Despotismus und der Unaufrichtigkeit und fanden sich, während sie auf Pjotr Stepanowitsch warteten, dermaßen solidarisch zusammen, daß sie zum Schluß wieder beschlossen, endgültig eine kategorische Erklärung von ihm zu verlangen: sollte er aber auch diesmal eine Antwort umgehen wollen, so sollte man die „Fünf“ einfach auflösen und

an ihrer Stelle einen neuen geheimen Verband zur „Propaganda der Idee“ gründen — das heißt, dies- mal von sich aus, und wirklich auf den Grundsätzen der Gleichheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit. Li- putin, Schigaleff und der Volkskenner unterstützten be- sonders diesen Gedanken. Lämschin schwieg, doch sah er einverstanden aus. Wirginski war noch unent- schlossen und wollte erst Pjotr Stepanowitsch anhören. Und so kam denn der Beschluß zu stande, nach dem man zuerst Pjotr Stepanowitsch noch einmal vernehmen sollte. Dieser aber kam noch immer nicht, und solch eine Vernachlässigung trug entschieden nicht zur Beruhigung der Gemüter bei. Erkel schwieg natürlich und reichte bloß den Tee herum, den er persönlich von den beiden Schwestern in Gläsern auf einem Teebrett brachte, da er kein Dienstmädchen hereinlassen wollte, noch den Samowar aus irgend einem Grunde auf den Tisch stellen ließ.

Endlich erschien Pjotr Stepanowitsch. Es war schon neun Uhr. Er trat mit schnellen kleinen Schritten zu dem runden Tisch, um den sich die fünf gesetzt hatten, und warf sich mit der Mütze in der Hand auf den Di- wan. Für Tee dankte er. Wahrscheinlich bemerkte er so- fort an den Gesichtern, daß man rebellische Gedanken hatte. Er selbst sah streng, geärgert und hochmütig aus.

„Bevor ich meinen Mund aufmache, kramen Sie bitte zuerst aus, was Sie auf dem Herzen spüren ... scheinen sich ja etwas vorgenommen zu haben,“ bemerkte er mit verächtlichem Lächeln, die Physiognomien be- trachtend.

Liputin begann mit vor Beleidigung zuckender

Stimme „im Namen aller" und erklärte sofort, „wenn man so fortfahren wollte, so könne der Teufel einen holen." Oh, aber sie fürchteten sich durchaus nicht und seien sogar zu allem bereit, doch bloß nur für die allgemeine Sache! (Bewegung und Zustimmung der fünf.) Darum soll man aber aufrichtig mit ihnen sein, damit sie im voraus Bescheid wüßten, denn „wohin soll das sonst führen?" (wieder zustimmende Bewegung und ein paar knurrende Laute). So jedoch zu handeln sei erniedrigend und gefährlich ... Nicht etwa, daß man sich fürchte, wie gesagt, aber wenn nur ein einziger handeln wolle und die anderen bloß gehorchen müßten, so könne zum Beispiel dieser eine lügen und die anderen fielen dann alle „wie die Tölpel herein". (Ausrufe: ja, ja! allgemeine Zustimmung.)

„Ja, zum Teufel, was wollen Sie denn?"

„Aber was für eine Beziehung haben die Intrigen des Herrn Stawrogin zu der allgemeinen Sache?" brauste Liputin auf. „Mag er da meinetwegen auf irgend eine geheimnisvolle Weise zur Zentrale gehören, wenn nur diese phantastische Zentrale überhaupt existiert. — Das ist es, was wir wissen wollen! Und währenddessen wird ein Mord begangen, die Polizei aufgeweckt — und nach dem Faden geht man dann bis zum Knäuel."

„Sie werden schon hereinfallen mit diesem Stawrogin, und wir gleichfalls," fügte der Volkskenner hinzu.

„Und ganz unnütz für die allgemeine Sache," schloß Wirginski wehmütig.

„Welch ein Blödsinn! Dieser Mord ist ein Zufall, von Fedjka begangen, um Geld zu rauben."

„Hm! Immerhin sonderbares Zusammentreffen," meinte Liputin, wobei er, wie gewöhnlich, wenn er sich ärgerte, den Kopf zwischen die Schultern zog.

„Und wenn Sie durchaus wollen, so sind gerade Sie daran schuld."

„Wieso ich?"

„Ja, gerade Sie, Liputin. Erstens haben Sie selbst an dieser Intrige teilgenommen, und zweitens, die Hauptsache, Ihnen war befohlen, Lebädkin fortzuschicken, das Geld hatten Sie schon erhalten — was aber taten Sie? Wenn Sie ihu fortgeschickt hätten, wäre nichts passiert."

„Wie? Aber hatten Sie nicht gerade die Idee gegeben, daß es nicht übel wäre, wenn man ihn ein Gedicht vorlesen ließe?"

„Eine Idee, aber kein Befehl. Der Befehl war: abschicken!"

„Befehl! Ein etwas sonderbarer Ausdruck... Im Gegenteil, Sie haben gerade befohlen, das Abschicken aufzuschieben."

„Sie haben sich getäuscht und nichts als Dummheit und Eigensinn bekundet. Der Mord aber ist Fedjkas Sache und er hat ihn aus keinem anderen Grunde, als dem, zu rauben, getan. Sie hören bloß, daß man die Glocken läutet, und glauben schon! Haben ja einfach Angst bekommen! Stawrogin ist nicht so dumm und der Beweis — er ist am hellen Tage nach einem Besuch beim Vizegouverneur fortgefahren: wenn etwas derartiges gewesen wäre, so hätte man ihn nicht bei Tageslicht laufen lassen!"

„Aber wir behaupten ja gar nicht, daß Herr Staw-

rogin selbst totgeschlagen hat," rief Liputin wütend, „er hat vielleicht überhaupt nichts davon gewußt, ganz so wie ich. Sie wissen selbst nur zu gut, daß ich nichts davon ahnen konnte und wie ein Schaf in den Kessel gekrochen bin."

„Also wen beschuldigen Sie denn?" fragte Pjotr Stepanowitsch finster.

„Dieselben, denen es nötig scheint, Städte anzuzünden."

„Am gemeinsten ist dabei, daß Sie sich herausreden wollen. Uebrigens, wollten Sie nicht so freundlich sein, das durchzulesen und dann den anderen zu zeigen. Nur zur Kenntnisnahme." Bei diesen Worten zog er Lebädkins Brief an Lembke aus der Tasche und reichte ihn Liputin. Der las den Brief augenscheinlich erstaunt durch und reichte ihn dann nachdenklich dem Nächsten. Der Brief machte schnell die Runde um den Tisch.

„Ist das aber auch wirklich Lebädkins Handschrift?" erkundigte sich Schigaleff.

„Ja, es ist seine Handschrift," bestätigten Liputin und Tolkatschenko, der Volkskenner.

„Ich zeigte ihn nur zur Kenntnisnahme, und da ich wußte, daß Sie sich Lebädkin ja so zu Herzen nehmen," sagte Pjotr Stepanowitsch, indem er den Brief zurücksteckte. „Auf diese Weise hat uns nun Fedjka vollkommen zufällig von einem sehr gefährlichen Menschen befreit. So kann einem manchmal der Zufall zu statten kommen! Lehrreich, nicht wahr?"

Die fünf tauschten schnell vielsagende Blicke aus.

„Jetzt aber, meine Herren, ist die Reihe an mir, zu fragen," sagte Pjotr Stepanowitsch plötzlich, und nahm

eine wichtige Miene an. „Gestatten Sie zu fragen, aus welchem Grunde Sie geruht haben, ohne Erlaubnis die Stadt anzuzünden?"

„Wa—as! Wir die Stadt angezündet? Wir? Der Kerl ist wohl toll geworden!" ertönten erregte Ausrufe in der Runde.

„Ich verstehe ja, Sie hatten sich schon zu sehr verrannt," fuhr Pjotr Stepanowitsch hartnäckig fort, „aber das gleicht nicht mehr den Streichen mit Julija Michailowna. Ich habe Sie, meine Herren, hierher gerufen, um Ihnen die Größe der Gefahr zu zeigen, einer Gefahr, die Sie sich so dumm auf den Hals geladen und die jetzt außer Ihnen noch so vielen anderen droht."

„Wenn Sie erlauben, gerade wir wollen Sie auf diesen Grad von Despotismus, mit dem man hinter dem Rücken der Mitglieder eine so ernste und zugleich so sonderbare Maßregel getroffen, aufmerksam machen," sagte fast unwillig der bis dahin schweigsame Wirginski.

„Ah, Sie leugnen also? Und ich behaupte, daß Sie angezündet haben, Sie allein, meine Herren, und sonst niemand. Ich bitte, meine Herren, nicht zu lügen, ich bin genau unterrichtet. Mit Ihrer eigenmächtigen Handlung haben Sie sogar die allgemeine Sache der Gefahr ausgesetzt. Sie sind im ganzen nur eine einzige Masche eines riesigen Netzes und sind der Zentrale blinden Gehorsam schuldig. Währenddessen haben aber drei von Ihnen die Spigulinschen zur Brandstiftung überredet, ohne auch nur die geringste Instruktion zu haben."

„Welche drei? Welche drei von uns?"

„Vor drei Tagen haben Sie, Tolkatschenko, um vier Uhr nachts Fomka Sawjaloff in dem ‚Vergißmeinnicht‘ beredet.“

„Na, aber hören Sie mal!“ rief dieser aufspringend. „Ich habe ihm kaum ein Wort gesagt, ja, und selbst das ganz absichtslos, ganz einfach, nur so, weil man ihn vorher verprügelt hatte. Und ich ließ es gleich wieder bleiben, da ich sah, daß er doch zu betrunken war. Hätten Sie mich nicht jetzt daran erinnert, so würde ich es überhaupt ganz vergessen haben! Von diesem einen Worte konnte kein Feuer ausbrechen.“

„Sie sind wie der Mann, der sich wundert, daß von einem einzigen kleinen Funken eine ganze Pulverfabrik in die Luft fliegt.“

„Ich habe es ihm in der Ecke und flüsternd ins Ohr gesagt ... Wie haben Sie es erfahren können?“ kombinierte Tolkatschenko.

„Ich saß dort unterm Tisch. Beunruhigen Sie sich nicht, meine Herren, ich weiß jeden einzelnen Ihrer Schritte. Sie belieben tückisch zu lächeln, Herr Liputin? Ich weiß aber, zum Beispiel, daß Sie vor vier Tagen, als Sie sich um Mitternacht schlafen legten, Ihre Frau gekniffen haben.“

Liputin riß Mund und Augen auf und erbleichte.

(Später stellte es sich heraus, daß Werchowenski von dieser nächtlichen Heldentat Liputins durch dessen Magd Agaphia, der er von Anfang an für Spionage Geld gezahlt hatte, unterrichtet worden war.)

„Kann ich nicht eine Tatsache konstatieren?“ fragte sich erhebend plötzlich Schigaleff.

„Konstatieren Sie.“

Schigaleff setzte sich und sammelte seine Gedanken.

„Soweit ich es verstanden habe, und man kann ja gar nicht n i c h t verstehen, haben Sie selbst in der ersten Zeit und dann noch einmal äußerst beredt, — wenn auch zu theoretisch — das Bild Rußlands, bedeckt von einem endlosen Netz von Maschen, entwickelt. Ihrerseits hat jede der tätigen Gruppen, indem sie Proseliten macht und sich ins Endlose verzweigt, die Aufgabe, mit systematisch sich ausbreitender Propaganda die Bedeutung der Regierungsmacht herunterzuziehen, in den Dörfern Zweifel, Cynismus, Skandale, volle Glaubenslosigkeit um jeden Preis zu verbreiten, was dann alles die Sehnsucht nach einem besseren Zustande gebären soll, und schließlich mit Brandstiftungen, als dem vom Volk vorgezogenen Mittel, das Land im vorgeschriebenen Moment, wenn's nötig ist, sogar ins Verderben zu stürzen. Sind das Ihre Worte, die buchstäblich zu behalten ich mich bemüht habe? Ist das Ihr Programm, das Sie in der Eigenschaft des von dem Zentralkomitee Bevollmächtigten uns mitgeteilt haben? eines zentralen, aber für uns bis jetzt vollkommen unbekannten und beinahe phantastischen Komitees?"

„Stimmt, nur könnten Sie sich kürzer fassen."

„Ein jeder hat das Recht des Wortes. Indem Sie uns zu verstehen geben, daß es solcher einzelnen Maschen eines großen Netzes, das schon ganz Rußland bedeckt, mehrere hundert gibt, und indem Sie die Voraussetzung entwickeln, daß, falls jede ihre Sache erfolgreich macht, ganz Rußland zum festgesetzten Termin, auf das Signal ... —"

„Ach, zum Teufel, auch ohne Sie hat man schon ge-

nug Scherereien!" rief Pjotr Stepanowitsch und wandte sich fort.

„Wie Sie wollen, ich werde mich kürzer fassen und überhaupt nur noch eine Frage stellen: wir haben schon Skandale hier gesehen, sahen die Unzufriedenheit des Volkes, waren anwesend und beteiligten uns bei dem Sturz der hiesigen Administration und, endlich, sahen wir mit eigenen Augen den Brand. Womit sind Sie nun unzufrieden? Ist das nicht Ihr Programm? Und wessen können Sie uns beschuldigen?"

„Der Eigenmächtigkeit!" schrie Pjotr Stepanowitsch jähzornig auf. „So lange ich hier bin, haben Sie nicht das Recht, ohne meine Erlaubnis zu handeln. Basta! Die Anzeige ist jetzt bereits fertig und vielleicht morgen oder heute Nacht schon wird man Sie alle verhaften. Da haben Sie es jetzt! Ich weiß es genau."

Alle sprangen auf.

„Man wird Sie nicht nur wie Brandstifter verhaften, sondern als ‚Fünf'! Dem Denunzianten ist das ganze Geheimnis des Netzes bekannt. S'ist ja allerliebst, was Sie da angerichtet haben!"

„Bestimmt Stawrogin!" schrie Liputin auf.

„Wie... warum Stawrogin?" fuhr Pjotr Stepanowitsch zusammen. „Nein —" er faßte sich sofort wieder, „— es ist Schatoff! Ich nehme an, Sie wissen alle, daß Schatoff seinerzeit auch zu unserer Sache gehörte. Ich muß gestehen, daß ich, der ich ihn von Personen, denen er traute, habe beobachten lassen, zu meinem Erstaunen erfahren mußte, daß ihm sogar die ganze weitere Einrichtung des Netzes kein Geheimnis ist, und daß er... mit einem Wort alles weiß. Um sich von der

Beschuldigung der früheren Teilnahme zu befreien, zeigt er nun alle an. Bis gestern schwankte er vielleicht noch und ich schonte ihn. Jetzt aber haben Sie ihm mit dieser Feuersbrunst den letzten Stoß gegeben: jetzt ist er aufgebracht, erschüttert, entschlossen. Morgen werden wir verhaftet ... als Brandstifter und politische Verbrecher."

„Ist das wahr? Wie kann Schatoff das wissen?"

Die Aufregung war unbeschreiblich.

„Es ist vollkommen wahr. Ich habe nicht das Recht, Ihnen die Wege, auf denen ich alles erfahren habe, mitzuteilen. Nur eines kann ich für Sie tun: durch einen Menschen kann ich auf Schatoff so weit einwirken, daß er, ohne Verdacht zu schöpfen, die Denunziation noch aufschiebt, aber nur auf vierundzwanzig Stunden — länger geht es nicht. Mehr als das kann ich nicht. Und so können Sie sich noch bis übermorgen früh sicher fühlen."

Alle schwiegen.

„Ja — kann man ihn denn nicht zur Hölle schicken!" schrie als erster Tolkatschenko.

„Hätte man eigentlich schon längst tun sollen!" rief Lämschin und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Aber wie?" brummte Liputin.

Pjotr Stepanowitsch griff sofort diese Frage auf und setzte seinen Plan auseinander. Der bestand darin, Schatoff zur Abgabe der versteckten Druckmaschine an den einsamen Ort zu locken, wo sie vergraben war, morgen bei Anbruch der Nacht natürlich, und dann — „dort schon das Nötige zu tun." Pjotr Stepanowitsch erging sich in vielen nötigen Einzelheiten, die ich jetzt übergehe,

und setzte noch einmal umständlich das uns schon bekannte Verhältnis Schatoffs zur Zentrale auseinander.

„Das ist schon so," bemerkte Liputin etwas unsicher, „da aber wieder ... ein neuer Fall in derselben Art ... das ist doch zu — —"

„Gewiß, gewiß," bestätigte Pjotr Stepanowitsch, „aber es ist alles vorgesehen. Wir haben ein Mittel, den Verdacht vollständig abzulenken."

Und mit der vorigen Ausführlichkeit erzählte er von Kirilloff, von dessen Absicht, sich zu erschießen, und daß er versprochen habe, damit bis zur bestimmten Zeit zu warten, und obendrein noch einen Brief, in dem er alles auf sich nehmen würde, was man ihm diktierte, zu hinterlassen.

„Seine feste Absicht, sich das Leben zu nehmen ist philosophisch, doch meiner Meinung nach, einfach — verrückt. Aber sie wurde d o r t bekannt," fuhr Pjotr Stepanowitsch fort zu erklären. „Und d o r t verliert man weder ein Haar noch ein Stäubchen umsonst, alles wird zum Nutzen der allgemeinen Sache verwandt. Da man den Nutzen, den er damit bringen konnte, sofort einsah und gleichfalls, daß sein Vorsatz unerschütterlich war, so gab man ihm das Geld zur Rückfahrt nach Rußland, denn er wollte aus irgend einem Grunde nur in Rußland sterben — gab ihm einen Auftrag, den zu erfüllen er auf sich nahm — was er auch getan hat — und außerdem verpflichtete man ihn mit dem besagten Versprechen, sich erst dann zu erschießen, wenn man ihm das Signal geben würde. Er versprach alles. Und nicht zu vergessen, daß er aus ganz besonderen Gründen

der Sache angehörte und selbst wünscht, ihr nützlich zu sein. Mehr aber kann ich Ihnen nicht mitteilen. Morgen, nach Schatoff, werde ich ihm diktieren, daß er Schatoff umgebracht hat. Das wird sehr glaublich scheinen: sie waren beide Freunde, fuhren zusammen nach Amerika, dort haben sie sich verzankt, und das wird alles im Brief erklärt werden ... und ... und ich glaube, je nach den Umständen wird man ihm vielleicht noch einiges diktieren können, zum Beispiel was die Proklamationen anbetrifft, und vielleicht teilweise auch den Brand. Uebrigens, darüber werde ich noch nachdenken. Beunruhigen Sie sich nicht, er hat keine Vorurteile: er unterschreibt alles."

Trotzdem wurden doch einige Zweifel laut. Die Geschichte schien zu phantastisch. Von Kirilloff hatten alle schon mehr oder weniger gehört. Liputin natürlich am meisten.

„Plötzlich kann er aber nachdenken und nicht mehr wollen," sagte Schigaleff, „denn so oder so, wie man's auch nimmt, er bleibt doch verrückt, also kann man durchaus nicht sicher sein."

„Machen Sie sich keine Sorgen, er wird wollen," schnitt Pjotr Stepanowitsch kurz ab. „Nach der Abmachung bin ich verpflichtet, ihn am Vorabend zu benachrichtigen, also heute noch. Ich würde vorschlagen, daß Liputin mit mir zu ihm geht und sich selbst überzeugt und Ihnen dann mitteilt — meinetwegen kann er ja sofort hierher zurückkommen — ob ich die Wahrheit gesagt habe, oder nicht. Uebrigens," brach er plötzlich ab, maßlos gereizt und hochmütig, als ob er diesen Leuten schon zu viel Ehre antat, wenn er sich in dieser Weise

mit ihnen abgab, „übrigens, machen Sie es, wie Sie wollen. Entschließen Sie sich nicht, so wird der Bund zerrissen — doch einzig nur wegen Ihres Ungehorsams und Verrats. So sind wir denn von diesem Augenblick an getrennt — jeder für sich. Doch vergessen Sie nicht, daß Sie sich in diesem Fall, außer der Schatoffschen Anzeige und ihren Folgen, noch eine andere kleine Unannehmlichkeit zuziehen, wie Sie sich wohl aus der festen Abmachung bei der Gründung des Bundes erinnern werden. Was mich anbetrifft, meine Herren, so fürchte ich Sie nicht gerade sonderlich ... Aber denken Sie doch nach, wie weit Sie schon mit mir verbunden ... Uebrigens, wie Sie wollen."

„Nein, wir entschließen uns dazu," erklärte Lämschin.

„Einen anderen Ausweg gibt es nicht," murmelte Tolkatschenko, „und wenn uns Liputin das von Kirilloff bestätigt, so ..."

„Ich bin dagegen, ich protestiere mit allem, was mir heilig ist, gegen solch einen blutigen Entschluß!" rief plötzlich Wirginski.

„So?" fragte Pjotr Stepanowitsch.

„Was ‚so'?"

„Sie sagten ‚so' ... ich warte."

„Ich glaube, ich sagte nicht ‚so' ... Ich wollte nur sagen, daß, wenn man sich dazu entschließt, so ..."

„So?"

Wirginski verstummte.

„Ich denke, man kann sich über die eigene Lebensgefahr hinwegsetzen," sagte plötzlich Erkel, der zum ersten Mal den Mund öffnete, „— wenn aber die allgemeine Sache darunter leidet, so, denke ich, darf man es nicht

mehr wagen, die eigene Lebensgefahr zu ... verachten ... ich wollte sagen ... —“

Er verwirrte sich und errötete. So beschäftigt sie auch alle mit sich selbst waren, so blickten sie ihn doch erstaunt an — dermaßen unerwartet war es, daß auch er einmal sprach.

„Ich erkläre mich für die allgemeine Sache,“ sagte jetzt auch Wirginski.

Alle erhoben sich von den Plätzen. Es wurde beschlossen, sich am nächsten Tage um die Mittagszeit noch einmal zu benachrichtigen, ohne daß sich alle zu versammeln brauchten, und dann alles endgültig festzusetzen. Die Stelle, wo die Druckmaschine vergraben war, wurde mitgeteilt, und jedem seine Rolle und verschiedene Pflichten eingeschärft. Darauf begaben sich Liputin und Pjotr Stepanowitsch, ohne Zeit zu verlieren, zu Kirilloff.

II

An Schatoffs Denunziation zweifelte niemand, doch ebensowenig daran, daß Pjotr Stepanowitsch mit ihnen wie mit Hampelmännern spielte. Trotzdem aber waren sie entschlossen, am nächsten Tage vollzählig zum nächtlichen Rendezvous zu erscheinen, und sie wußten, daß Schatoffs Schicksal entschieden war. Sie hatten das Gefühl, als ob sie wie Fliegen in das Spinngewebe einer großen giftigen Spinne gefallen seien, und erbosten sich darüber und waren gleichzeitig mächtig erregt vor Angst.

Pjotr Stepanowitsch war zweifellos schuld vor

ihnen; alles hätte sich viel einstimmiger und „leichter" machen lassen, wenn er sich nur ein wenig bemüht hätte, die Wirklichkeit zu beschönigen. Anstatt das Faktum irgendwie anständiger, sozusagen römisch-bürgerlich, darzustellen, zeigte er nur gemeine Angst und die Gefahr für die eigene Haut, was doch einfach beleidigend war... für solche Helden wie sie. Natürlich: es war auch das nur der Kampf ums Dasein — aber immerhin... —

Doch Pjotr Stepanowitsch hatte keine Zeit, die alten Römer und ihre Tugenden aufs Tapet zu bringen. Die Flucht Stawrogins hatte ihn für einen Augenblick vollständig aus der Fassung gebracht. Daß Stawrogin vor seiner Abfahrt den Vizegouverneur gesehen, hatte er einfach vorgelogen: das war es ja gerade, daß er fortgefahren war, ohne auch nur einen Menschen zu sehen, selbst die eigene Mutter nicht! und war es nicht tatsächlich rätselhaft, daß man ihn nicht einmal beunruhigt hatte? (Späterhin mußte die Stadtobrigkeit darüber besondere Rechenschaft geben.) Pjotr Stepanowitsch erkundigte sich den ganzen Tag überall, doch konnte er nichts Näheres erfahren. Noch niemals hatte er sich so aufgeregt, ja, und konnte er denn so einfach, so plötzlich auf Stawrogin verzichten? Das war es ja, warum er mit den „Unsrigen" nicht zart umgehen konnte. Und dazu banden sie ihm noch die Hände: er wollte Stawrogin sofort nachfahren und doch mußte er noch vorher auf alle Fälle die fünf „unlösbar zusammenbinden", das heißt — Schatoff hielt ihn zurück. „Werde doch diese fünf nicht umsonst loslassen, können noch sehr zu statten kommen." So ungefähr dachte er.

Was Schatoff anbetrifft, so war Pjotr Stepano-

witsch wirklich fest davon überzeugt, daß er denunzieren würde. Alles, was er den „Unsrigen" von der Anzeige sagte, war natürlich vorgelogen, denn nie hatte er sie bei Schatoff gesehen, noch Aehnliches von seinen Spionen gehört, und doch war er davon überzeugt und konnte sich nach seiner eigenen Menschenkenntnis, die er durch Selbstbeobachtung erworben, nichts anderes denken. Er glaubte fest, Schatoff würde auf keinen Fall das jetzt Geschehene ruhig ertragen — den Tod Lisas, Marja Timofejewnas Ermordung — und sich gerade jetzt, womöglich in eben diesem Augenblick zur Denunziation entschließen. Wer kann es wissen — vielleicht hatte er auch tatsächlich einige Gründe, gerade das von Schatoff zu erwarten? Bekannt ist jetzt nur, daß er Schatoff persönlich haßte.

Die Bürgersteige sind in unserer Stadt sehr schmal, doch Pjotr Stepanowitsch schritt gerade in der Mitte, das Trottoir ganz mit seiner Person einnehmend, und ohne die geringste Aufmerksamkeit auf Liputin zu verwenden. Der aber mußte entweder einen Schritt hinter ihm herlaufen oder, um mit ihm sprechen zu können, auf der schmutzigen Fahrstraße neben ihm gehen. Plötzlich erinnerte sich Pjotr Stepanowitsch, wie er selbst vor zwei Tagen so durch den Schmutz gelaufen, um mit Stawrogin, der ganz so wie er jetzt mitten auf dem Trottoir gegangen war, Schritt halten und sprechen zu können. Ihm fiel der ganze Weg zu Wirginski ein und grenzenlose Wut packte ihn.

Doch auch Liputins Geist setzte sich bei dieser beleidigenden Unhöflichkeit ‚auf die Hinterbeine'. Mag Pjotr Stepanowitsch mit den Unsrigen umgehen, wie

er will! aber mit ihm? Er, er weiß doch mehr als all die anderen der Fünf zusammengenommen, steht am nächsten zur Sache, ist ihr am innigsten einverleibt, und hat bis jetzt in einem fort, wenn auch nur indirekt, an ihr teilgenommen! Oh, er wußte, daß Pjotr Stepanowitsch ihn sogar jetzt im äußersten Fall vernichten konnte. Und er haßte ihn! Doch weit mehr noch, als wegen dieser Gefahr, um seiner Anmaßungen willen! Jetzt, da man sich zu solch einer blutigen Sache entschließen mußte, erboste er sich mehr als all die anderen, und doch wußte er bestimmt, daß er morgen wie ein „Sklave" als erster zur Stelle sein und womöglich noch die anderen heranschleppen würde. Oh, wenn er doch nur bis morgen diesen Pjotr Stepanowitsch, ohne etwas für sich zu riskieren, versteht sich, hätte totschlagen können — ich glaube, er hätte es bestimmt getan.

In seine Betrachtungen des ganzen Verhältnisses versunken, trottete er also hinter seinem Quälgeist her, der ihn ganz vergessen zu haben schien. Da blieb Pjotr Stepanowitsch plötzlich auf einer unserer belebtesten Straßen stehen und trat in ein Gasthaus.

„Wohin denn?" rief erschrocken Liputin. „Das ist doch ein Gasthaus."

„Ich will ein Beefsteak essen."

„Erbarmen Sie sich! Das ist hier doch allzeit pfropfend voll!"

„Macht nichts."

„Aber ... wir verspäten uns. Es ist schon halb zehn."

„Zu dem kann man nicht zu spät kommen."

„Aber ich komme doch zu spät! Die erwarten mich doch zurück!"

„Na, mögen sie doch! Es ist nur dumm von Ihnen, noch zurückzugehen. Dank Ihrer Schererei habe ich heute noch nichts gegessen. Und zu Kirilloff ist es — je später, desto besser!"

Pjotr Stepanowitsch trat in ein besonderes Zimmer. Liputin setzte sich geärgert und gekränkt in einen Lehnstuhl und sah zu wie er aß. Es verging eine gute halbe Stunde. Pjotr Stepanowitsch beeilte sich nicht, aß mit großem Appetit, klingelte und verlangte anderen Senf, darauf Bier und sprach die ganze Zeit über kein Wort. Er war tief nachdenklich — wirklich, er konnte beides auf einmal: mit Appetit essen und tief nachdenklich sein. Liputins Haß steigerte sich endlich so weit, daß er nicht mehr fähig war, seine Blicke von ihm loszureißen: es war beinahe pathologisch. Er begleitete jedes Stückchen Fleisch vom Teller bis zum Mund, und er haßte Pjotr Stepanowitsch sogar schon dafür, daß er den Mund aufsperrte, das Fleisch zerkaute, ja, er haßte schließlich das Beefsteak selbst. Zum Schluß drehte sich ihm alles vor den Augen. Heiß und kalt lief es ihm abwechselnd über den Rücken.

„Sie haben nichts zu tun, lesen Sie," sagte plötzlich Pjotr Stepanowitsch und warf ihm einen Briefbogen zu.

Liputin näherte sich dem Licht. Das Papier war mit kritzlicher Handschrift klein beschrieben und fast auf jeder Zeile korrigiert. Als er es durchgelesen, bemerkte er, daß Pjotr Stepanowitsch schon bezahlt hatte und sich zum Fortgehen erhob. Auf der Straße reichte ihm Liputin das Papier zurück.

„Behalten Sie es," sagte Pjotr Stepanowitsch,

„werde später noch mehr darüber sagen. Uebrigens: was sagen Sie dazu?"

Liputin zuckte am ganzen Körper zusammen.

„Ich sage ... solch eine Proklamation ... ist weiter nichts, als ein lächerlicher Blödsinn."

Seine Wut ging mit ihm durch: es schien ihm, als ob er aufgegriffen und getragen wurde.

„Wenn wir uns entschließen," sagte er knirschend und unter aufgeregten Bewegungen, „solche Proklamationen zu verbreiten, so erreichen wir nur, daß man uns ob unserer Dummheit und Verständnislosigkeit der wahren Verhältnisse einfach verachtet."

„Hm! Ich glaube das Gegenteil," meinte Pjotr Stepanowitsch, fest weiterschreitend.

„Sollten Sie das wirklich selbst verfaßt haben?"

„Das geht Sie nichts an."

„Ich glaube, daß das Gedichtchen ‚Die helle Persönlichkeit', diese allergemeinsten Verse, die es überhaupt nur geben kann, nie und nimmer von Herzen selbst verfaßt worden ist."

„Das ist nicht wahr. Das Gedicht ist gut."

„Ich wundere mich, zum Beispiel, auch darüber, daß man uns überhaupt anempfiehlt, so zu handeln, daß alles zusammenkracht. In Europa mag das zu wünschen, und für Europa mag's auch das einzig Richtige sein, denn dort gibt es Proletariat, wir sind aber, meiner Meinung nach, hier bloß Liebhaber und tun nur groß."

„Ich dachte, Sie wären Fourierist."

„Bei Fourier ist das ganz anders, gar nicht das."

„Es ist Unsinn, das weiß ich."

„Nein, das ist es nicht bei Fourier ... Verzeihung, aber ich kann unmöglich glauben, daß im Mai der Aufstand sein wird."

Liputin knöpfte seinen Mantel auf, dermaßen heiß war es ihm geworden.

„Na, genug davon! Jetzt aber, damit ich es nicht vergesse," Pjotr Stepanowitsch sprang erstaunlich kaltblütig auf ein anderes Thema über, „dieses Blatt werden Sie eigenhändig setzen und abdrucken. Schatoffs Druckmaschine graben wir aus und morgen noch nehmen Sie sie zu sich. In möglichst kurzer Zeit setzen Sie und drucken Sie so viel Exemplare davon wie nur möglich, und darauf werden wir sie den ganzen Winter über verbreiten. Die Mittel werden Ihnen angewiesen werden. So viel Exemplare wie nur möglich. Man wird sich von verschiedenen Stellen an Sie wenden."

„Nein, erlauben Sie schon, ich übernehme nicht solch eine ... Ich sage ab."

„Und werden es doch übernehmen. Ich handle nach der Instruktion der Zentrale und Sie müssen gehorchen."

„Ich glaube aber, daß Ihre ausländischen Zentren die russische Wirklichkeit vergessen und jegliche Verbindung zerstört haben, und darum einfach phantasieren ... Ich glaube sogar, daß an Stelle der vielen Hunderte von ‚Fünf'-Gruppen in Rußland wir allein die einzige sind und ein Netz überhaupt nicht existiert," keuchte Liputin endlich hervor.

„Um so verächtlicher von Ihnen, daß Sie, ohne an die Sache zu glauben, ihr doch nachgelaufen sind ... und jetzt noch wie ein gemeines Hündchen hinter mir hertrollen."

„Nein, ich trolle nicht. Wir haben das volle Recht, zurückzutreten und eine neue Gesellschaft zu gründen."

„R—rrrindvieh!" donnerte plötzlich Pjotr Stepanowitsch mit blitzenden Augen.

Beide standen sie sich eine Zeitlang gegenüber. Dann wandte sich Pjotr Stepanowitsch und setzte entschlossen den Weg fort.

Wie ein Blitz zuckte es durch Liputins Kopf.

„Ich kehre um und gehe zurück. Wenn ich jetzt nicht umkehre, so werde ich nie mehr umkehren."

So dachte er genau zehn Schritte lang, beim elften aber loderte in ihm ein neuer, verzweifelter Gedanke auf: und er kehrte nicht um und ging nicht zurück.

Sie näherten sich dem Filippoffschen Hause, doch bevor sie es noch erreichten, bogen sie in eine Quergasse, oder richter, in einen Fußsteig am Zaun entlang, ein, so daß sie sich eine Zeitlang auf einem steilen Grabenrand, auf dem man sich nur halten konnte, wenn man sich an den Zaun klammerte, weiterschieben mußten. An der dunkelsten Ecke des alten, schiefen Zaunes nahm Pjotr Stepanowitsch ein Brett heraus und kroch dann selbst sofort durch die Oeffnung. Liputin wunderte sich, doch kroch er trotzdem nach. Darauf legten sie das Brett wieder so, wie es früher gewesen: es war derselbe geheime Gang, durch den sich Fedjka zu Kirilloff stahl.

„Schatoff darf es nicht wissen, daß wir hier sind," flüsterte Pjotr Stepanowitsch Liputin zu.

III

Kirilloff saß wie gewöhnlich um diese Zeit auf seinem harten Diwan beim Tee. Er stand nicht auf, um den Eintretenden entgegen zu gehen, warf nur erschrocken seinen Oberkörper vor und sah ihnen erregt entgegen.

„Sie irren sich nicht," sagte Pjotr Stepanowitsch, „ich komme deswegen ..."

„Heute?"

„Nein, nein, morgen ... um dieselbe Zeit, ungefähr um dieselbe Zeit."

Und Pjotr Stepanowitsch setzte sich schnell zum Tisch und beobachtete mit einiger Unruhe Kirilloff. Der hatte sich aber schon wieder beruhigt und sah wie gewöhnlich aus.

„Sehen Sie, diese da wollen nicht glauben," Werchowenski wies mit dem Kopf auf Liputin. „Sie ärgern sich doch nicht darüber, daß ich ihn mitgebracht habe?"

„Heute nicht, aber morgen will ich allein sein."

„Aber nicht früher, als nachdem ich gekommen bin, und dann in meiner Gegenwart —"

„Ich würde lieber nicht in Ihrer Gegenwart —"

„Sie wissen doch noch, daß Sie versprachen, alles zu schreiben und zu unterzeichnen, was ich Ihnen diktiere."

„Mir ist es einerlei. Aber werden Sie jetzt lange bleiben?"

„Ich muß einen gewissen Menschen sehen und eine halbe Stunde bleiben, dann werde ich gehen, wenn es Ihr Wunsch ist, aber diese halbe Stunde bleibe ich noch."

Kirilloff schwieg. Liputin hatte sich inzwischen etwas abseits, unter dem Heiligenbild, auf einen Stuhl gesetzt. Der vorige verzweifelte Gedanke bemächtigte sich seiner mehr und mehr. Kirilloff bemerkte ihn an der dunklen Wand fast gar nicht. Liputin kannte die Theorie Kirilloffs schon von früher und hatte sie immer verlacht, jetzt aber schwieg er und sah sich finster und scheu nach allen Seiten um.

„Ich möchte eigentlich ganz gern Tee trinken," sagte Pjotr Stepanowitsch, „habe soeben ein Beefsteak gegessen und rechnete im stillen darauf, bei Ihnen den Tee zu trinken."

„Trinken Sie, meinetwegen."

„Früher boten Sie ihn selbst an," bemerkte Pjotr Stepanowitsch.

„Das ist einerlei. Auch Liputin mag trinken."

„Nein, danke, ich ... kann nicht."

„Kann nicht oder will nicht?" Pjotr Stepanowitsch drehte sich schnell zu ihm um.

„Ich werde bei ihm nicht anfangen, Tee zu trinken," sagte Liputin ausdrucksvoll ab.

Pjotr Stepanowitsch zog die Brauen zusammen.

„Das riecht ja ordentlich nach Mystizismus. Der Teufel soll aus euch allen klug werden!"

Niemand antwortete ihm. Sie schwiegen eine Minute lang.

„Aber eines weiß ich," fügte er plötzlich schroff hinzu, „kein einziges Vorurteil kann auch nur einen von uns zurückhalten, seine Pflicht zu tun."

„Stawrogin ist fortgefahren?" fragte Kirilloff.

„Ja."

„Das hat er gut gemacht."

Pjotr Stepanowitschs Augen blitzten auf, doch bezwang er sich.

„Mir kann's gleich sein, wie Sie denken, wenn nur ein jeder sein Wort hält."

„Ich werde mein Wort halten."

„Uebrigens, ich war immer überzeugt, daß Sie Ihre Schuldigkeit tun würden, wie ein unabhängiger und freier Mensch."

„Sie sind komisch ... —"

„Meinetwegen, freut mich sehr, daß ich Sie erheitere. Es freut mich immer, wenn ich mit irgend etwas gefällig sein kann."

„Sie wollen, daß ich mich erschieße und fürchten doch, daß ich plötzlich nicht —?"

„Das heißt, sehen Sie, Sie haben ja selbst Ihren Plan mit unserer Tätigkeit verbunden. Da wir nun einmal mit Ihrer Absicht gerechnet haben, so ist schon Verschiedenes unternommen worden, weshalb Sie auf keine Weise mehr absagen können."

„Durchaus kein Recht."

„Verstehe, verstehe, Ihr voller freier Wille. Nur, daß sich dieser Ihr freier Wille in Tat umsetzt."

„Und ich werde alle Ihre Gemeinheiten auf mich nehmen müssen?"

„Hören Sie, Kirilloff, haben Sie vielleicht plötzlich Angst bekommen? Wenn Sie absagen wollen, so sagen Sie es bitte gleich."

„Ich habe keine Angst bekommen."

„Ich meinte nur, weil Sie etwas viel fragen."

„Werden Sie bald fortgehen?"

„Sie fragen schon wieder?"

Kirilloff sah ihn verächtlich an.

„Nun, sehen Sie mal," fuhr Pjotr Stepanowitsch, sich immer mehr ärgernd und beunruhigend, fort, ohne den richtigen Ton finden zu können, — „Sie wollen um der Einsamkeit willen, daß ich fortgehe, um sich sammeln zu können, doch all das sind für Sie gefährliche Anzeichen, für Sie vor allen anderen. Sie wollen viel denken. Meiner Meinung nach ist es besser, nicht zu denken. Wirklich, Sie beunruhigen mich."

„Mir ist nur das nicht recht, daß in jenem Augenblick solch ein Schmutz bei mir sein wird, wie Sie!"

„Nun, das ist doch einerlei. Ich kann ja auch hinausgehen und so lange draußen auf der Treppe stehen. Wenn Sie sterben wollen und so wenig gleichmütig sind, so — nun, ich meine, das ist alles sehr gefährlich. Ich werde also auf die Treppe gehen und Sie können meinetwegen denken, was Sie wollen: daß ich nichts von Ihnen verstehe, daß ich als Mensch unendlich tief unter Ihnen stehe —..."

„Nein, nicht unendlich. Sie haben Begabungen, aber Sie verstehen sehr vieles nicht, denn Sie sind ein niedriger Mensch."

„Freut mich, freut mich. Wie gesagt, es freut mich sehr, zur Erheiterung beizutragen ... in solch einer Minute."

„Sie verstehen nichts."

„Das heißt, ich ... jedenfalls höre ich mit Ehrerbietung —"

„Sie können nichts. Sie können sogar jetzt nicht Ihre kleinliche Wut verbergen, obgleich es Ihnen doch

unvorteilhaft ist, sie zu zeigen. Sie ärgern mich und ich will vielleicht plötzlich noch ein halbes Jahr —"

Pjotr Stepanowitsch blickte auf die Uhr.

„Ich habe niemals etwas von Ihrer Theorie verstanden, aber ich weiß, daß Sie sie nicht für uns ausgedacht haben, folglich werden Sie es auch ohne uns tun. Auch weiß ich, daß nicht Sie die Idee aufgefressen haben, sondern die Idee hat Sie verschlungen, also werden Sie es auch nicht aufschieben."

„Wie? Mich hat die Idee verschlungen?"

„Ja."

„Und nicht ich die Idee? Das ist gut gesagt. Sie haben einen kleinen Verstand. Nur necken Sie und ich bin stolz darauf."

„Vorzüglich, sehr schön so. Das ist ja gerade nötig, daß Sie stolz darauf sind."

„Genug, Sie haben ausgetrunken, gehen Sie jetzt."

„Zum Teufel, da wird man wohl müssen," Pjotr Stepanowitsch erhob sich. „Aber immerhin ist es noch früh. Hören Sie, Kirilloff, bei der Mäßnitschicha treffe ich diesen Menschen, Sie wissen schon? Oder hat auch sie gelogen?"

„Werden nicht treffen, denn er ist hier und nicht da."

„Wie, hier; zum Donnerwetter, wo?"

„Sitzt in der Küche, ißt und trinkt."

„Wie wagt der Kerl!" Pjotr Stepanowitsch errötete vor Zorn. „Er war verpflichtet zu warten ... Unsinn! Er hat ja weder Geld noch einen Paß!"

„Ich weiß nicht. Er ist gekommen, um sich zu verabschieden. Ist angekleidet und bereit. Geht fort und

kommt nicht mehr wieder. Er sagte, daß Sie ein Gauner sind und will nicht auf Ihr Geld warten."

„A—a! Er fürchtet, daß ich ... nun ja, ich kann ihn auch jetzt, wenn ... Wo ist er, in der Küche?"

Kirilloff öffnete eine Seitentür zu einem kleinen, dunklen Zimmer, aus dem sie dann drei Stufen hinunter in jenen abgeteilten Verschlag gelangten, in dem gewöhnlich das Bett der Küchenmagd steht. Hier saß nun in der Ecke unter den Heiligenbildern Fedjka vor einem unbedeckten Brettertisch, auf dem ein halbes Liter Schnaps, Brot und auf einem Teller ein kaltes Stück Rindfleisch und Kartoffeln standen. Er aß mit Genuß und schien schon halbbetrunken zu sein, doch war er in kurzem Pelz und augenscheinlich zum Aufbruch bereit. Hinter dem Verschlag summte der kochende Samowar, doch der war nicht für Fedjka, sondern Fedjka selbst blies ihn jeden Abend mit seiner ganzen Lungenkraft an und stellte ihn für Alexei Nylitsch auf, „sintemal Sie furchtbar gewöhnt sind, in der Nacht Tee zu trinken!" Ich vermute stark, daß das Rindfleisch und die Kartoffeln für Fedjka, da keine Magd im Hause war, von Kirilloff selbst schon am Morgen gebraten worden waren.

„Was ist dir eingefallen?" rief Pjotr Stepanowitsch und stürzte die Stufen hinunter. „Warum hast du nicht dort gewartet, wo man es dir befohlen hat?"

Und mit zorniger Faust schlug er auf den Brettertisch.

Fedjka erschrak zuerst, als die drei so plötzlich erschienen, nahm aber dann sofort eine würdevolle Haltung an.

„Du, wart mal, Pjotr Stepanowitsch, wart mal,"

sagte er, fast stutzerhaft langsam die Worte aussprechend, „du mußt als erste Schuld verstehen, daß du hier auf edlen Besuch bei Herrn Kirilloff, Alexei Nylitsch, bist und bei dem du dessen Stiefel putzen kannst, denn er ist vor dir ein gebildeter Verstand, du aber bist nur ein — pfui!“

Und er spuckte wütend zur Seite. Man sah ihm Hochmut, Entschlossenheit und ein gewisses gemachtes ruhiges Klug-reden-wollen an, aus dem dann aber plötzlich ein gefährlicher Ausbruch werden konnte. Doch Pjotr Stepanowitsch hatte keine Zeit mehr, die Gefahr zu bemerken: es hätte das auch gar nicht zu ihm gepaßt. Die Vorfälle und Niederlagen des Tages hatten ihn zudem schon sowieso stark genug mitgenommen ... Liputin sah neugierig aus dem dunklen Zimmer die drei Stufen hinab.

„Willst du, oder willst du nicht einen richtigen Paß haben und gutes Geld zur Fahrt, wohin man dir gesagt hat? Ja oder nein?“

„Siehst du, Pjotr Stepanowitsch, du hast mich von Anfang an betrogen, und darum bist du vor mir der reine Gauner, bist ganz wie eine verfluchte Hundelaus, — siehst du, dafür halt ich dich. Du hast mir für unschuldiges Blut großes Geld und das Blaue vom Himmel herunter versprochen, und für Herrn Stawrogin hast du geschworen, und was ist dahinter? Es kommt immer nur deine Gaunerei heraus! Ich, so wie ich bin, bin mit keinem Tropfen Blut daran schuld, nicht, daß da tausendfünfhundert, dir aber hat Herr Stawrogin neulich so um die Ohren gewischt, daß auch wir das schon wissen. Jetzt drohst du mir von neuem, und stopfst

Geld, wozu — da hältst du das Maul drüber. Ich aber kann mir schon denken, du schickst mich nach Petersburg, um dich an Herrn Stawrogin, Nicolai Wszewolodowitsch, zu rächen, und rechnest auf meine Leichtgläubigkeit. Und daraus kommst du als der erste Mörder heraus. Und weißt du auch, was du mit diesem einen Punkte allein schon wert geworden bist, daß du an Gott selbst, den wahrhaftigen Schöpfer, wegen deiner Verderbnis nicht mehr glaubst? Das ist schon ebenso wie Heide sein, bist auf einer Linie mit Tatar oder Mordwine. Alexei Nylitsch, der ein großer Philosoph ist, hat dir schon mehrmals den wahren Gott, den heiligen Schöpfer aller Dinge, erklärt und die Schöpfung der Erde wie die zukünftigen Schicksale und die Verwandlung aller Kreaturen und alles Gewürms aus dem Buch der Apo—ka—lypsis. Du aber bist wie ein Unverständiger und verharrst in Taubheit und Stummheit und hast ja zu demselben den Offizier Erteleff gebracht, ganz wie dieser alt-böse Todfeind der Verführer, genannt Atheist ...“

„Du besoffene Fratze! Bestiehlst selbst Heiligenbilder und willst jetzt Gott verkündigen!“

„Ich, siehst du, Pjotr Stepanowitsch, sage dir ganz aufrichtig, daß ich sie bestohlen habe, aber ich habe bloß ein einziges Perlchen rausgenommen, und was kannst du wissen, vielleicht hat sich in demselben Augenblick meine Träne vor dem Schmelzofen des Allerhöchsten verwandelt für irgend eine meiner Beleidigungen, da ich nich mal habe, wo ich mein Haupt hinlegen kann. Weißt du auch von den Büchern, daß einmal in alten Zeiten ein Kaufmann mit ganz genau, genau demselben Tränenseufzer

und Gebet aus dem Heiligenschein der heiligen Mutter Gottes eine Perle stibitzt und dann kniefällig vor dem ganzen Volk das ganze Geld der Gottesmutter zu Füßen gelegt hat, und ihn die beschützende Mutter mit dem goldgestickten Tuch gesegnet hat, so, vor allem Volk, so daß denn damals daraus ein Wunder geschah, und von der Obrigkeit befohlen wurde, alles buchstäblich in die Reichsbücher einzutragen, jawohl! Du aber hast eine Maus hineingelassen, also hast du Gottes eigene Mutter beschimpft. Und wenn du nicht mein angeborener Herr wärst, den ich als Junge noch auf den Armen geschaukelt habe, so würde ich dich, so wie du bist, samt und sonders, ohne vom Fleck zu gehen, zusammenhauen!“

Pjotr Stepanowitsch schäumte vor Wut.

„Sprich, hast du heute Stawrogin gesehen?“

„Das darfst du nich wagen, daß du mich ausfragen tust. Herr Stawrogin steht so wie er ist vor dir in Verwunderung und hat sich selbst nicht mal mit 'nem Wunsch dran beteiligt, was von einer Anordnung oder Geld schon ganz zu geschweigen. Du bist's!“

„Das Geld bekommst du, und die zweitausend bekommst du auch, in Petersburg, auf angegebener Stelle, alle auf einmal, und wirst noch mehr bekommen.“

„Du, mein Lieber, du lügst und es ist mir fast lustig zu sehen, was für ein leichtgläubiger Kerl du bist. Herr Stawrogin steht vor dir wie auf einer hohen Leiter und du kläffst unten wie ein dummes Hündchen, während er von oben es für eine große Ehre für dich hält, auch nur auf dich zu spucken.“

„Aber weißt du auch,“ raste Pjotr Stepanowitsch,

„daß ich dich, Schurke, nicht einen Schritt von hier lasse und dich sofort der Polizei übergebe!"

Fedjka sprang mit blitzenden Augen auf. Pjotr Stepanowitsch riß einen Revolver heraus. Doch bevor noch Pjotr Stepanowitsch den Revolver richten konnte, hatte ihn Fedjka schon gepackt und mit aller Kraft auf die Wange und dann rasch hinter einander zwei, drei, viermal auf den Kopf geschlagen. Pjotr Stepanowitsch aber stand wie betäubt da, seine Augen stierten, seine Lippen murmelten etwas — dann taumelte er und stürzte jäh zu Boden.

„Da habt ihr's, nehmt ihn!" rief siegesstolz Fedjka, ergriff seine Mütze, zog schnell unter der Bank ein Bündel hervor und verschwand.

Pjotr Stepanowitsch lag röchelnd auf dem Fußboden. Liputin dachte schon, er sei tot. Kirilloff stürzte schnell in die Küche.

„Mit Wasser!" rief er von dort.

Er schöpfte flüchtig mit einem Blechgefäß Wasser aus dem Eimer und goß es ihm dann auf den Kopf. Pjotr Stepanowitsch bewegte sich, erhob den Kopf, setzte sich langsam auf und starrte vor sich hin.

„Nun, wie ist es?" fragte Kirilloff.

Pjotr Stepanowitsch sah ihn aufmerksam, doch zunächst ohne ihn zu erkennen, an. Dann bemerkte er aber Liputin, der aus der dunklen Küche hervorgetreten war, und lächelte sein altes scheußliches Lächeln. Plötzlich griff er schnell nach seinem auf der Diele liegenden Revolver und sprang auf.

„Wenn es Ihnen morgen einfällt fortzulaufen, . . .

wie der Schuft Stawrogin," sagte er mit wildem Ausdruck zu Kirilloff, und in unklaren, hervorgestoßenen Worten, „so hänge ich Sie am anderen ... Ende der Welt wie eine Fliege ... auf ... zerdrücke ... verstanden!"

Er setzte Kirilloff den Revolver gerade auf die Stirn. Doch noch in derselben Sekunde besann er sich, riß seine Hand zurück, steckte den Revolver wieder in die Tasche und stürzte, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Hause. Liputin lief ihm nach. Sie krochen wieder durch den Zaun und gingen, wie sie gekommen waren, am schrägen Grabenrand, sich an den Brettern haltend, bis zur Bogojawlenskschen Straße. Pjotr Stepanowitsch ging so schnell, daß Liputin ihm gar nicht nachkommen konnte. Am nächsten Kreuzweg blieb er plötzlich stehen.

„Nun?" wandte er sich herausfordernd zu Liputin zurück.

Liputin erinnerte sich des Revolvers und zitterte noch von dem, was er gesehen; aber die Antwort fiel ihm plötzlich wie von selbst von den Lippen:

„Ich denke ... ich denke

Von Smolensk bis nach Taschkent
Ruft man gar nicht den Student."

„Haben Sie gesehen, was Fedjka in der Küche trank?"

„Was er trank? Branntwein trank er."

„Nun, so wissen Sie denn, daß er zum letzten Mal im Leben Branntwein getrunken hat. Ich empfehle das, für künftige Erwägungen zu behalten. Jetzt aber scheren Sie sich zum Teufel! Bis morgen sind Sie weiter nicht

nötig... Nur — denken Sie an mich! — keine Dummheiten machen!!"

Der andere jagte wie besessen nach Haus.

IV

Liputin hatte sich schon längst einen Paß auf einen fremden Namen besorgt. Es ist ein eigentümlicher Gedanke, daß dieser ordentliche kleine Mensch, dieser eigensinnige Familientyrann und vor allem Beamter — wenn auch Fourierist — dieser Kapitalist und Kuponschneider, schon vor langer Zeit den phantastischen Gedanken hatte entwickeln können, sich auf alle Fälle solch einen Paß zu verschaffen, um sich mit ihm ins Ausland retten zu können, w e n n — wenn — wenn... Er gab die Möglichkeit solch eines w e n n zu, obgleich er selbst nicht hätte formulieren können, was gerade dieses w e n n sein sollte...

Jetzt aber hatte es sich plötzlich selbst formuliert, und noch dazu in der allerunerwartetsten Weise. Dieser verzweifelte Gedanke, mit dem er bei Kirilloff eingetreten war, nachdem er Pjotr Stepanowitschs „R—rindvieh" untergeschluckt, bestand darin, morgen noch, womöglich vor Sonnenaufgang, alles zu verlassen und sich im Ausland in Sicherheit zu bringen! Wer aber nicht glauben will, daß solche phantastische Sachen in unserer alltäglichen Wirklichkeit geschehen können, der möge sich nur die Lebensgeschichte unserer russischen Emigranten etwas näher ansehen. Kein einziger von ihnen ist klüger gewesen, als er fortlief. Immer war es die gleiche unbezähmbare Herrschaft der Hirngespinste und weiter nichts.

Nachdem Liputin zu Hause angelangt, war das erste, was er tat, daß er seinen Reisesack hervorholte und zu packen begann. Seine größte Sorge war das Geld, wie viel und wie er es retten konnte. Jawohl: „retten“, denn seiner Meinung nach durfte er nicht eine Stunde mehr säumen und mußte sich womöglich schon bei Sonnenaufgang unterwegs befinden. Auch wußte er noch nicht recht, wo er am besten den Zug nehmen sollte; schließlich entschloß er sich, irgendwo auf der zweiten oder dritten Station einzusteigen, bis dahin aber zu Fuß zu laufen. So plagte er sich an seinem Reisesack herum, mit einem ganzen Wirbelwind von Gedanken im Kopf, und — plötzlich warf er alles fort und sank mit einem tiefen Seufzer auf seinen Diwan.

Er fühlte und erkannte deutlich, daß er fliehen würde, — versteht sich, fliehen würde. Die Frage war nur, ob er v o r oder n a c h Schatoff fliehen sollte? Er fühlte sich vollkommen kraftlos, als gefühllosen Körper, als Masse, doch gelenkt von einer fremden, furchtbaren Kraft, und dem Zwang, wenn er auch einen Paß oder hundert Pässe hatte, doch nicht von Schatoff fortlaufen zu können. Dann aber, wozu sich so beeilen? Und überhaupt nicht v o r Schatoff! Auch nicht v o n Schatoff! Sondern gerade n a c h Schatoff! Das war nun schon so gut wie entschieden, unterschrieben und versiegelt!

Mit unerträglichem Leid fortwährend sich über sich selbst wundernd, abwechselnd sich aufreckend und wieder zusammenfallend, verbrachte er auf dem Diwan die Zeit bis zum nächsten Morgen — da erst erhielt er den entscheidenden Stoß, der seinem schwan-

kenden Entschluß die endgültige Richtung gab. Es war schon elf Uhr, als er die Tür seines Zimmers aufschloß und hinaustrat. Und das erste, was er von den Seinigen erfuhr, war, daß der Räuber, Mörder und entsprungene Zuchthäusler Fedjka, der alle in Schrecken versetzt, Kirchen beraubt und Häuser angezündet hatte, daß Fedjka, der berüchtigte Fedjka, den unsere Polizei schon lange verfolgte und immer noch nicht finden konnte, früh morgens sieben Werst von der Stadt erschlagen aufgefunden worden war. Die ganze Stadt wußte es bereits. Liputin stürzte sofort aus dem Hause, um Näheres darüber zu erfahren. Er hörte, daß man Fedjka, der allem Anschein nach beraubt worden war, mit zerspaltenem Kopf gefunden, und daß die Polizei auf Grund einiger Beweise den Spigulinschen Fomka, mit dem Fedjka zweifellos zusammen bei Lebädkins gemordet und angezündet hatte, für den Mörder hielt. Wahrscheinlich, hieß es, hatten sich die beiden unterwegs gezankt, wegen des von Fedjka bei Lebädkin geraubten Geldes, von dem er dem Fomka nicht die Hälfte abgeben gewollt. Liputin lief noch zum Hause, in dem Pjotr Stepanowitsch wohnte und erfuhr dort, daß der junge Herr, wenn er auch erst um ein Uhr nachts nach Hause gekommen sei, doch seelenruhig bis acht Uhr morgens in seinem Bett geschlafen habe. Augenscheinlich, sagte sich Liputin, war also an dem plötzlichen Tod des Fedjka nichts Ungewöhnliches, zumal ja Banditen meistens solch ein Ende nehmen: aber das verhängnisvolle Zusammentreffen der Prophezeiung, daß Fedjka an diesem Abend „zum letzten Mal Branntwein getrunken" habe, mit der nackten Tatsache seines gewaltsamen Endes, war doch

so seltsam und unheimlich, daß Liputin nicht mehr schwankte. Als er nach Hause zurückkam, stieß er sofort den Reisesack unter den Diwan und am Abend war er als erster auf dem zum Rendezvous mit Schatoff angegebenen Platz, allerdings — mit dem Paß in der Tasche.

Neunzehntes Kapitel.

Die Reisende.

I

Die Katastrophe mit Lisa und der Tod Marja Timofejewnas hatten einen zugleich erschütternden und niederdrückenden Eindruck auf Schatoff gemacht. Als ich am Morgen mit ihm zusammentraf, war er ganz verstört. Später ging er zur Mordstätte, um die Leichen zu sehen. Gesprochen hatte er, so viel ich weiß, mit niemandem.

Er quälte sich furchtbar. Und je mehr der Tag vorrückte, desto mehr quälte er sich. Es gab da einen Augenblick, in dem er schon aufstehen wollte, hingehen und — alles sagen. Was das für ein „Alles" war, das wußte er freilich selbst nicht recht. Beweise besaß er keine, hatte vielmehr nur seine dunklen Ahnungen, die aber lediglich für seine eigene feste Ueberzeugung genügen konnten. Er hätte sich schließlich bloß selbst angegeben, als ehemaliges Mitglied eines geheimen Bundes. Doch auch dazu wäre er bereit gewesen, wenn er nur in seinem Sturz den dieser „Schurken" — so lautete sein eigener Ausdruck mir gegenüber — mitgerissen hätte!

Pjotr Stepanowitsch hatte diesen Ausbruch richtig berechnet und genau gewußt, was er wagte, wenn er sein furchtbares Vorhaben noch auf einen Tag hinaus-

schob. Aber dann hatte ihn doch wieder sein angeborener Verbrechermut zu diesem Aufschub bestimmt, sein eigenes verwegenes Selbstvertrauen und seine höhnische Verachtung für Schatoff. Er würde mit diesem Toren schon fertig werden, sagte er sich: er würde ihn einfach diesen ganzen Tag über nicht aus den Augen lassen und, wenn es not tat, auch jetzt schon entscheidend eingreifen.

Einstweilen aber rettete Pjotr Stepanowitsch und die Seinen etwas vollkommen Unerwartetes, das sie noch nicht einmal hätten ahnen können.

Um acht Uhr abends — gerade als sich die Unsrigen bei Erkel versammelt hatten, auf Pjotr Stepanowitsch warteten, unwillig waren und sich aufregten — lag Schatoff mit Kopfschmerzen und in leichtem Fieber auf dem Bett, in der Dunkelheit, ohne Licht. Er quälte sich, entschloß sich und konnte sich doch wieder nicht endgültig entschließen: fühlte vielmehr fluchend, daß das „doch alles zu nichts führen" würde.

Allmählich schlief er ein. Ihm träumte, daß er in seinem Bett mit Schnüren umwickelt sei und sich nicht bewegen könne, indes durch das ganze Haus fortwährend furchtbare Schläge hallten, Schläge an den Zaun, an die Hoftür, an die Wand des Flügels, in dem Kiriloff wohnte — so daß das ganze Haus zitterte und in seinen Fugen krachte, während zugleich irgend eine ferne, bekannte, aber ihn quälende Stimme klagend seinen Namen rief.

Plötzlich wachte er auf und erhob sich im Bett. Zu seiner Verwunderung dauerten die Schläge an der Hoftür immer noch fort, und wenn sie auch längst nicht mehr so überlaut und hallend waren, wie im Traum, so

waren sie doch stark und heftig, und die sonderbare quälende Stimme fuhr auch fort, von Zeit zu Zeit ihn von der Pforte her zu rufen, nur jetzt nicht mehr klagend, sondern, im Gegenteil, ungeduldig und gereizt.

Dazwischen hörte er noch eine andere tiefe, brummige, aber ruhigere Stimme.

Er sprang erschrocken sofort auf, öffnete das Klappfenster und steckte den Kopf hinaus.

„Wer da?" rief er hinunter.

„Wenn Sie Schatoff sind," klang mit einem eigentümlich stolzen Ton von unten eine Frauenstimme zurück, „so haben Sie bitte die Güte, offen und ehrlich zu sagen, ob Sie mich hereinlassen wollen oder nicht?"

Er hatte diese Stimme erkannt:

„Marie! ... Bist du es?"

„Ich, gewiß bin ich es, Marja Schatowa. Aber ich bin mit einer Droschke hier und kann nicht länger —"

„Sofort .. ich will nur das Licht ..." Schatoff sprang eilig und aufgeregt zurück, begann mit zitternden Händen die Streichhölzer zu suchen, die sich aber, wie gewöhnlich in solchen Fällen, nicht finden ließen, warf dabei noch den Leuchter mit dem Lichte um, und da von unten wieder die ungeduldige Stimme erklang, ließ er schließlich alles liegen und stürzte Hals über Kopf die steile Treppe hinunter, um die Pforte zu öffnen.

„Haben Sie die Güte, halten Sie so lange den Sack, bis ich diesen Mann hier bezahle," empfing ihn unten Frau Marja Schatowa und reichte ihm eine ziemlich leichte Handtasche aus Segeltuch mit Blechbeschlag. Selbst aber wandte sie sich gereizt an den Droschkenkutscher.

„Sie verlangen viel zu viel. Wenn Sie mich hier eine ganze Stunde lang durch diese schmutzigen Straßen geschleppt haben, so sind Sie daran schuld, denn folglich haben Sie nicht einmal gewußt, wo diese verdrehte Straße eigentlich ist. Bitte die dreißig Kopeken zu nehmen und mir zu glauben, daß Sie weiter nichts erhalten werden."

„Ach, gnädige Frau, Sie haben mich doch selbst zuerst in die Wosnessenskische Straße befohlen, und diese hier is die Bogojawlenskische. Die Wosnessenskische war meilenweit: haben bloß meinen Wallach unnütz in Schweiß gebracht."

„Wosnessenskische, Bogojawlenskische, — das müssen Sie als Einwohner besser als ich wissen, und zudem irren Sie sich: ich habe Ihnen ganz zuerst nur das Filippoffsche Haus genannt, und Sie behaupteten, Sie wüßten, wo das sei."

„Hier, hier sind noch fünf Kopeken," damit zog Schatoff sein letztes Geldstück aus der Westentasche.

„Was soll das? Sie werden hier nichts bezahlen!" fuhr Marja Schatowa auf, doch der Kutscher setzte schon seinen „Wallach" in Bewegung, und Schatoff zog sie an der Hand durch die Pforte und führte sie in den finsteren Flur.

„Schneller, Marie, schneller ... das sind alles Dummheiten und ... wie du naß geworden bist. Vorsichtig, hier geht es hinauf — wie schade, daß ich das Licht nicht ... die Treppe ist steil, halt dich fest, fester, nun hier, das ist meine Stube. Verzeih, daß kein Licht ... Ich werde sofort ... —"

Er hob im Dunkel den Leuchter vom Boden auf,

doch die Streichholzschachtel konnte er noch immer nicht finden. Marja Schatowa stand indessen mitten im Zimmer, schweigend und ohne sich zu bewegen.

„Gott sei Dank, endlich! Hier ist sie!“ rief er schließlich freudig und zündete das Licht an.

Marja Schatowa sah sich flüchtig im Zimmer um.

„Man sagte mir schon, daß Sie schrecklich wohnen sollen, aber ich hätte doch nicht gedacht, daß es so wäre,“ sagte sie launisch und ging zum Bett. „Ach, bin ich müde!“ und sie sank kraftlos auf das harte Lager. „Bitte, legen Sie die Reisetasche hin und setzen Sie sich selbst auf einen Stuhl. Aber, wie Sie wollen, nur zappeln Sie mir nicht so vor den Augen herum.. Ich bin nur auf kurze Zeit zu Ihnen gekommen, bis ich eine Arbeit gefunden habe, denn ich kenne hier niemanden und besitze kein Geld mehr... Wenn ich Ihnen aber lästig fallen sollte, so haben Sie die Güte und sagen Sie's bitte gleich! Ich werde morgen etwas verkaufen, um mir im Gasthaus ein Zimmer nehmen zu können... Ach, aber nur müde bin ich jetzt!“

Schatoff zitterte am ganzen Körper.

„Wozu, Marie, es ist doch nicht nötig, nicht nötig ins Gasthaus! Was für ein Gasthaus überhaupt? Warum das, wozu?“ und flehend faltete er die Hände.

„Nun, wenn man ohne Gasthaus auskommen kann, meinetwegen — aber man muß doch die Sache den Leuten erklären! Die wissen doch wohl nicht, daß wir beide miteinander verheiratet sind, daß wir in Genf zwei Wochen lang und einige Tage, vor — nun sind es schon drei Jahre, daß wir auseinandergegangen sind! Glauben Sie übrigens nur nicht, daß ich gekommen bin, um

irgend eine der früheren Dummheiten wieder zu beginnen! Ich bin zurückgekommen, um mir eine Arbeit zu suchen, und wenn ich gerade in diese Stadt kam, nun, so — weil mir heute alles gleich ist. Ich bin vor allem nicht gekommen, um irgend etwas zu bereuen! Denken Sie das nur ja nicht!"

„Marie! Das ist doch alles unnötig, ganz unnötig, was du da wieder ... — wieder auffrischst!" murmelte Schatoff.

„Nun, wenn das so ist, wenn Sie so gescheit sind, daß Sie das verstehen können, so will ich Ihnen sogar gestehen, daß ich, wenn ich jetzt zu Ihnen gekommen bin, es teilweise auch deswegen getan habe, weil ich Sie für keinen — gemeinen Menschen halte und vielleicht sogar für einen viel besseren, als die anderen — Lumpen alle!"

Ihre Augen blitzten auf. Viel mußte sie wohl von irgend welchen „Lumpen" erlitten haben!

„Ich meine das ganz im Ernst. Ich will mich durchaus nicht etwa über Sie lustig machen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie gut sind. Ich habe es offen gesagt und Schönrednerei kann ich nicht leiden, das wissen Sie. Doch was rede ich? Es ist ja alles Unsinn. Ich habe immer gehofft, daß Sie vernünftig genug sein würden, um nicht für alles eine Erklärung haben zu wollen ... Ach, genug, nur müde bin ich!"

Sie sah ihn mit langem, gequältem, ermattetem Blick an. Schatoff stand fünf Schritt von ihr, schüchtern, doch mit einem ganz sonderbaren Ausdruck, seelig und wie erneut. Er hörte ihr zu und ein Leuchten ging dabei über sein Gesicht. Dieser starke und struppige Mensch wurde plötzlich weich und strahlend. In seiner

Seele regte sich mit einem Male etwas ganz Unerwartetes, ganz Ungewöhnliches. Drei Jahre Trennung, drei Jahre zerrissene Ehe hatten nichts in seinem Herzen verändern können. Und vielleicht hatte er jeden Tag dieser drei Jahre an sie gedacht, an dieses Wesen, das einst „ich liebe dich" zu ihm gesagt! Für Schatoff hatte das eine Welt bedeutet: er hätte niemals auch nur den Gedanken fassen können, daß ihm je irgend ein Weib sagen könnte „ich liebe dich". Er war keusch und schamhaft bis zur Wildheit, hielt sich für eine Mißgeburt, haßte sein Gesicht und seinen Charakter, und verglich sie mit irgend einem Monstrum, das man eigentlich auf Jahrmärkten herumschleppen und zeigen müßte. Hier lag vielleicht auch, in dieser Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber, der menschliche Grund, warum es nichts Heiligeres für ihn gab, als Wahrheit und Ehrlichkeit, und warum er in seiner ganzen finsteren, stolzen, jähzornigen und schweigsamen Art seinen Ueberzeugungen bis zum Fanatismus ergeben war! Und nun stand dieses einzige Wesen, das ihn zwei Wochen lang geliebt hatte — daran glaubte er immer, immer, — dieses Wesen, das er so maßlos hoch über sich stellte, trotzdem er all ihre Verirrungen kannte und ruhig und nüchtern über sie urteilte: dieses Wesen, dem er alles, aber auch alles verzieh — darüber konnte überhaupt kein Zweifel bestehen, und eher kam es noch bei ihm umgekehrt heraus, daß er vor ihr an allem allein schuld war — nun stand diese Frau, diese Marja Schatowa plötzlich wieder vor ihm, er sah sie wieder bei sich in seinem Zimmer ... es war fast unmöglich, zu fassen! So überrascht war er, es lag für ihn so viel Furchtbares und Dunkles und zu gleicher Zeit so viel Glück und

Licht darin, daß er sich gar nicht besinnen konnte, vielleicht allerdings sich auch gar nicht besinnen wollte. Er ging und stand wie im Traum, und erst als sie ihn mit diesem gequälten Blick wieder und wieder ansah, da begriff er plötzlich, daß dieses einzige geliebte Geschöpf unsäglich gelitten haben mußte. Sein Herz blieb bei dem Gedanken stehen. Schmerzlich blickte er sie an: in diesem müden Frauengesicht war schon der Glanz der ersten Jugend erloschen. Sie war gewiß immer noch schön — in seinen Augen ganz so schön wie früher. Fünfundzwanzig Jahre war sie jetzt alt, ziemlich stark gebaut, über mittelgroß, mit braunem, prachtvollem Haar, schmalem, bleichem Gesicht und großen, dunklen Augen, in denen ein fiebriger Glanz lag. Aber die leichtsinnige Lebensstimmung von früher, die er so gut kannte und die ihr großer Zauber gewesen war, hatte sich in diesen drei Jahren in mürrische Reizbarkeit, Enttäuschung und fast in einen Cynismus verwandelt, an den sie sich freilich noch nicht gewöhnt zu haben schien und der sie selbst sogar sehr quälen mochte. Schatoff dachte jetzt nicht weiter nach: er sah vor allem, daß sie krank war und so trat er denn plötzlich, trotz all seiner Angst vor ihr, zu ihr hin und erfaßte ihre beiden Hände:

„Marie ... weißt du ... du bist vielleicht sehr müde, um Gottes willen, sei nicht böse ... Wenn du vielleicht — zum Beispiel, nun, sagen wir Tee, wie? Tee erfrischt doch sehr, nicht? Wenn du nur wolltest —?“

„Was ist hier zu wollen? Natürlich will ich! was Sie doch noch immer für ein Kind sind! Wenn Sie haben, so geben Sie. Wie eng es bei Ihnen ist! Wie kalt es hier ist!“

„Oh, ich werde sofort Holz, Holz ... ich habe Holz!" rief Schatoff und lief geschäftig hin und her, „— Holz ... das heißt, aber ... übrigens auch Tee sofort," er winkte mit der Hand plötzlich, wie nach einem harten Entschluß und ergriff seine Mütze.

„Wohin gehen Sie denn? Sie haben wohl keinen Tee?"

„Gleich, sofort, sofort wird alles da sein ... ich ..."

Er nahm seinen Revolver vom Bücherbrett.

„Ich werde schnell diesen Revolver verkaufen ... oder versetzen ..."

„Welch eine Dummheit, und wie lange das dauern wird! Nehmen Sie hier mein Geld, wenn Sie nichts haben, hier sind achtzig Kopeken, glaub ich, alles, was ich noch besitze!"

„Nicht nötig, nicht nötig, dein Geld, ich werde sofort, im Augenblick, ich werde ohne Revolver ..."

Und er lief geraden Wegs zu Kirilloff. Es war das etwa zwei Stunden bevor Pjotr Stepanowitsch und Liputin diesen aufsuchten. Schatoff und Kirilloff, obwohl sie auf demselben Hof wohnten, sahen sich fast nie, und auch wenn sie sich zufällig einmal trafen, so grüßten sie sich weder, noch sprachen sie ein Wort mit einander: sie hatten zu lange in Amerika „zusammen auf dem Stroh gelegen".

„Kirilloff, Sie haben immer Tee: können Sie mir Tee und einen Samowar geben?"

Kirilloff, der wieder in seinem Zimmer auf und ab ging, nach seiner Gewohnheit die ganze Nacht hindurch, aus einer Ecke in die andere, blieb plötzlich stehen, sah aufmerksam den hereingestürzten Schatoff an, und

antwortete dann, übrigens ohne besondere Verwunderung:

„Tee ist da, Zucker auch und ein Samowar auch. Aber der Samowar ist nicht nötig, der Tee ist heiß. Setzen Sie sich und trinken Sie einfach.“

„Kirilloff, wir lagen beide in Amerika ... Meine Frau ist zu mir gekommen ... Ich ... Geben Sie Tee .. und ich brauche auch den Samowar.“

„Wenn die Frau, so brauchen Sie den Samowar. Aber den Samowar später. Ich habe zwei. Jetzt nehmen Sie die Teekanne vom Tisch. Heiß, ganz heiß. Nehmen Sie alles, nehmen Sie Zucker, den ganzen. Brot ... Brot ist viel, nehmen Sie alles Brot. Habe auch Kalbsbraten. Geld einen Rubel.“

„Gib mir, Freund, ich gebe es dir morgen wieder! Ach, Kirilloff!“

„Das ist die Frau, die in der Schweiz? Das ist gut. Und das, daß Sie zu mir gekommen sind, ist auch gut.“

„Kirilloff!“ rief Schatoff, der die Teekanne in seinem Ellenbogen an sich preßte und in beiden Händen Zucker und Brot hielt: „Kirilloff! Wenn Sie ... wenn Sie sich doch von Ihren schrecklichen Phantasien lossagen und Ihren atheistischen Wahnsinn lassen könnten ... was würden Sie dann für ein Mensch sein, Kirilloff!“

„Ich sehe, Sie lieben Ihre Frau nach der Schweiz. Das ist gut, falls nach der Schweiz. Wenn Sie Tee brauchen, kommen Sie wieder. Kommen Sie die ganze Nacht, ich schlafe überhaupt nicht. Der Samowar wird heiß sein. Nehmen Sie den Rubel, hier. Gehen Sie zur

Frau, ich werde bleiben und werde an Sie und Ihre Frau denken."

Marja Schatowa schien mit der Schnelligkeit, mit der Schatoff alles besorgt, sehr zufrieden zu sein und machte sich hastig an den Tee. Doch trank sie nur eine halbe Tasse, und aß auch nur ein kleines Stückchen Brot. Für den von Kirilloff angebotenen Kalbsbraten dankte sie in beinahe beleidigtem Ton.

„Du bist krank, Marie, das ist alles so krankhaft an dir..." bemerkte Schatoff schüchtern, und immer nur bemüht, ihr zu dienen.

„Natürlich bin ich krank; bitte, setzen Sie sich. Wo haben Sie den Tee hergenommen, da Sie keinen hatten?"

Schatoff erzählte kurz von Kirilloff. Sie hatte von diesem schon einmal gehört.

„Ich weiß, daß er verrückt ist; bitte, von was anderem; als ob es nicht genug Toren gäbe? Sie waren also in Amerika? Ich hörte, Sie haben von dort geschrieben?"

„Ja, ich ... habe einmal nach Paris geschrieben."

„Genug ... — sprechen wir nicht weiter davon. — Sie sind jetzt Slavophile?"

„Ich ... ich nicht gerade, daß ... Wegen der Unmöglichkeit, Russe zu sein, bin ich Slavophile geworden," lächelte er schief, ganz wie ein Mensch, der gezwungen und zur unrechten Zeit einen Witz macht.

„Sie sind kein Russe?"

„Nein, ich bin kein Russe!"

„Nun, das sind alles Dummheiten. Setzen Sie sich endlich, ich bitte Sie. Was laufen Sie immer hin und her? Sie glauben vielleicht, daß ich phantasiere? Viel-

leicht werde ich auch phantasieren. Sie sagen, es gibt hier nur Sie und ihn im Hause?"

„Wir zwei ... und unten wohnte ..."

„Und alles solche Kluge! Wer wohnte unten? Sie sagten unten?"

„Jetzt nicht mehr ... —"

„Was? Jetzt nicht mehr? Ich frage ..."

„Ich wollte nur sagen, daß jetzt nur wir zwei hier wohnen, und unten früher Lebädkins ..."

„Das sind die, die man heute Nacht ermordet hat? Ich hörte davon. Wie ich ankam, hörte ich davon. Es hat schrecklich gebrannt?"

„Ja, Marie, ja," antwortete er, „und vielleicht begehe ich eine furchtbare Gemeinheit in diesem Augenblick, indem ich dieses Pack, dieses Verbrechergesindel ungestraft weiter tun und treiben lasse ..."

Er war aufgestanden und schritt mit beschwörend erhobenen Händen verzweifelt durch das Zimmer.

Aber Marja verstand ihn nicht ganz. Sie hörte mehr zu als sie begriff.

„Ja, ja, schöne Sachen werden bei euch gemacht. Ach, wie das alles gemein ist! Was für Schurken alle sind! Aber so setzen Sie sich doch, ich bitte Sie, setzen Sie sich endlich, oh, wie Sie mich reizen!"

Und kraftlos sank sie mit dem Kopf auf das Kissen.

„Marie, ich werde ja nicht ... Du legst dich vielleicht ein wenig hin, Marie?"

Sie antwortete nicht und bedeckte nur mit der Hand die Augen. Fast sofort schlief sie ein. Ihr bleiches Gesicht sah in diesem Augenblick aus wie das einer Toten. Schatoff sah sich um, setzte das Licht fester in

den Leuchter, sah noch einmal unruhig auf ihr Antlitz, preßte fest die Hände vor sich zusammen und ging dann leise auf den Fußspitzen aus dem Zimmer in den Treppenflur. Dort stellte er sich mit dem Gesicht in eine Ecke und stand so zehn Minuten lang, unbeweglich. Er hätte wohl noch länger so in der Ecke gestanden, wenn er nicht plötzlich unten auf der Treppe leise, vorsichtige Schritte gehört hätte.

Jemand kam die Treppe herauf.

Schatoff fiel es zu spät ein, daß er die Pforte zu schließen vergessen hatte.

„Wer da?" fragte er leise.

Der Unbekannte näherte sich langsam, ohne zu antworten. Als er oben angelangt war, blieb er stehen. Sehen konnte man ihn in der Dunkelheit unmöglich. Plötzlich hörte man nur die vorsichtige Frage:

„Iwan Schatoff?"

Schatoff nannte seinen Namen und streckte unwillkürlich seine Hand aus. Der Fremde aber faßte sie und — in derselben Sekunde fuhr Schatoff zusammen, als ob er ein Reptil berührt hätte.

„Warten Sie hier," flüsterte er schnell, „kommen Sie nicht herein, ich kann Sie jetzt nicht empfangen. Meine Frau ist angekommen. Ich bringe das Licht her."

Als er mit dem Licht zurückkehrte, sah er einen jungen Fähnrich vor sich stehen, dessen Namen er nicht kannte, dessen Gesicht er aber irgendwo schon einmal gesehen haben mußte.

„Erkel," stellte sich der Jüngling vor. „Sie haben mich bei Wirginski gesehen."

„Richtig, ich weiß, Sie saßen und schrieben. Hören Sie," brauste plötzlich Schatoff auf, wild und wütend auf den Jungen zuschreitend, wobei er aber immer noch flüsternd sprach. „Sie haben mir beim Händedruck ein Zeichen gemacht. Wissen Sie, daß ich auf alle diese Zeichen einfach spucke! Ich erkenne sie nicht an ... will sie nicht ... Ich könnte Sie gleich die Treppe hinunter werfen, wissen Sie das auch ...!"

„Nein, das weiß ich gar nicht, und kann auch gar nicht verstehen, warum Sie sich so ärgern," sagte der Gast ganz ungekränkt und fast gutmütig. „Ich sollte Ihnen nur etwas mitteilen, darum bin ich gekommen, und möchte jetzt nicht gerne meine Zeit verlieren. Sie haben eine Druckmaschine, die nicht Ihnen gehört und über die Sie eine Rechenschaft zu geben verpflichtet sind, wie Sie wohl selbst wissen werden. Man hat mich nun beauftragt, von Ihnen zu verlangen, diese Druckmaschine morgen um Punkt sieben Uhr abends Liputin zu übergeben. Außerdem hat man mich dann noch beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß man weiter nichts mehr von Ihnen verlangen wird."

„Nichts mehr? Hat man das ausdrücklich —?"

„Nicht das geringste. Ihre Bitte wird Ihnen erfüllt und Sie sind von nun ab ausgeschlossen. Das Ihnen mitzuteilen, hat man mich, wie gesagt, beauftragt."

„Wer hat Sie beauftragt?"

„Die, von denen ich das Zeichen bekam."

„Kommen Sie aus dem Auslande?"

„Das ... das, glaube ich, kann Ihnen gleichgültig sein."

„Eh, zum Teufel! Aber warum sind Sie nicht früher gekommen, wenn Sie beauftragt waren?“

„Ich folgte einigen Instruktionen und war nicht allein.“

„Verstehe, verstehe, Sie waren nicht allein. Aber warum ist denn Liputin nicht selbst gekommen?“

Der Fähnrich ging über die Frage einfach hinweg:

„So werde ich denn morgen um sechs zu Ihnen kommen und wir gehen dann zu Fuß — dahin. Außer uns drei wird niemand mehr da sein.“

„Werchowenski auch nicht?“

„Nein, er wird nicht da sein. Werchowenski fährt morgen vormittag mit dem Elfuhrzuge fort.“

„Dachte ich es mir doch!“ murmelte Schatoff knirschend und schlug sich mit der Faust aufs Bein. „Er zieht los, die Kanaille!“

Er dachte einen Augenblick erregt nach.

Erkel sah ihn aufmerksam an, schwieg und wartete.

„Wie werden Sie die Maschine denn nehmen? So was kann man doch nicht auf einmal ausgraben und forttragen.“

„Das ist auch gar nicht nötig. Sie zeigen nur die Stelle und wir überzeugen uns dann, ob sie wirklich dort vergraben ist. Wir wissen doch nur so ungefähr, wo die Stelle ist, aber nicht ganz genau, wo die Maschine liegt. Haben Sie sonst noch jemandem die Stelle gezeigt?“

Schatoff sah ihn traurig an.

„Und Sie, Sie, solch ein Knabe — solch ein dummer kleiner Knabe, — Sie sind auch mit dem Kopf dorthin gekrochen, wie ein richtiges Schaf? Aber ich weiß, die

brauchen ja gerade solche Kinder, treue und gutmütige! Nun, gehen Sie! E—eeh! Doch dieser Schuft, dieser! Er hat euch alle betrogen und nun macht er sich aus dem Staube!"

Erkel sah ihn kalt und ruhig an, so, als ob er ihn nicht ganz verstand.

„Also richtig geflohen!" wiederholte Schatoff noch einmal.

„Aber er ist ja noch hier, er ist ja noch gar nicht fortgefahren. Er wird erst morgen fortfahren," bemerkte Erkel beruhigend.

„Ich forderte ihn ausdrücklich auf, als Zeuge bei der Uebergabe zugegen zu sein, an ihn ging auch meine ganze Instruktion," versprach er sich scheinbar, jung und ungeübt im Lügen, wie er war. „Aber er willigte leider nicht ein, und dabei sagte er dann, daß er in diesen Tagen fortfahren müsse."

Schatoff blickte noch einmal mitleidig auf den armen Jungen und winkte dann mit der Hand, als wollte er sagen: „lohnt es sich denn überhaupt, daß man ihn bedauert?"

„Gut, ich komme," sagte er nur noch kurz, „aber gehen Sie jetzt, marsch!"

„Also ich werde Sie um Punkt sechs abholen," wiederholte Erkel nochmals, grüßte höflich und stieg, ohne sich zu beeilen, die Treppe hinunter.

„Du Dummkopf, du!" konnte sich Schatoff nicht enthalten, ihm noch nachzurufen.

„Was?" rief der andere von unten fragend.

„Nichts, gehen Sie."

„Ich dachte, Sie sagten noch etwas."

II

Erkel war kindlich naiv, aber nichtsdestoweniger fanatisch der „allgemeinen Sache", das heißt in Wirklichkeit Pjotr Stepanowitsch ergeben und handelte nur nach dessen Anweisungen. Als die Unsrigen ihre Rollen für den nächsten Tag erhielten und Pjotr Stepanowitsch ihm auch die seine zuwies, da hatten sie beide noch eine Zeitlang abseits gestanden und miteinander getuschelt. Erkels ganzer Ehrgeiz ging dahin, dieser „allgemeinen Sache" zu dienen, und um ihretwillen ordnete er sich blind jedem fremden Willen unter. Da nun aber solche Jünglinge, wie er, sich das Einer-Sache-dienen immer nur in Verbindung mit einer bestimmten Person vorstellen können, die ihrer Meinung nach die Idee dieser Sache repräsentiert, so richtete sich sein Wille eben schließlich ganz nach dem Pjotr Stepanowitschs. Erkel, der gefühlvolle, freundliche und gute Erkel, war vielleicht gleichzeitig der kälteste und gefühlloseste unter den Mördern, mit denen Werchowenski Schatoff umstellt hatte. Ohne jeglichen persönlichen Haß, aber auch ohne nur mit der Wimper zu zucken, hätte er an dessen Ermordung teilgenommen.

In der Weise gerissen wie Pjotr Stepanowitsch war er natürlich nicht: aber auch er besaß im gegebenen Moment eine genügende Portion instinktiver Schlauheit und Vorsicht. So war ihm zum Beispiel anbefohlen worden, bei der Ueberbringung seiner Botschaft an Schatoff unter anderem auch gut die Umgebung desselben zu mustern, und als ihn nun Schatoff auf der

Treppe empfing und ihm in der Aufregung mitteilte, daß seine Frau zurückgekehrt sei, da hatte sich Erkel sofort instinktiv gesagt, daß er hier nicht die geringste Neugier weiter zeigen dürfe, wobei ihm gleichzeitig blitzschnell klar war, von welcher ungemeinen Bedeutung die Rückkehr dieser Frau für das Gelingen oder Nichtgelingen ihres Vorhabens sein konnte.

Mit dem letzteren sollte er nur zu recht haben: Marja Ignatjewnas Rückkehr rettete geradezu die Unsrigen vor den Absichten Schatoffs und half ihnen noch bei ihren dunklen Plänen. Zunächst regte ihn diese plötzliche Ankunft seiner Frau maßlos auf, warf seine Gedanken in ganz neue Gleise und ließ ihn selbst jede Vorsicht vergessen. Ja, gerade der Gedanke an seine eigene Gefahr kam ihm jetzt, da er mit so ganz anderem beschäftigt war, beinahe überhaupt nicht mehr. Im Gegenteil, die Nachricht, daß Werchowenski am nächsten Tage fliehen würde, beruhigte ihn in der Beziehung vollständig.

Nachdem er in das Zimmer zurückgekehrt war, setzte er sich still in eine Ecke, stützte die Ellenbogen auf die Kniee und vergrub sein Gesicht in den Händen. Traurige Gedanken quälten ihn ...

Und dann hob er plötzlich den Kopf, stand auf und ging auf den Fußspitzen zum Bett, um sie zu sehen.

„Herrgott! Sie wird morgen früh richtig krank sein, es hat ja jetzt schon angefangen! Sie hat sich natürlich auf der Reise erkältet. Ist ja gar nicht mehr an unser rauhes Klima gewöhnt! Und dann die Waggons, die dritte Klasse noch dazu, und draußen Sturm und Regen. Dabei hat sie nur solch ein leichtes Mäntel-

chen an! Und sie sollte ich nun ... wenn ich jetzt hinginge ... so allein hier lassen, ohne jede Hilfe? Und dieses Reisetäschchen, wie das leicht und klein ist, nicht mehr als zehn Pfund wiegt's! Die Arme, wie sie gequält ist, wie viel sie wohl ertragen haben muß! Sie ist nur zu stolz, darum klagt sie nicht! Aber erbittert, erbittert und gereizt, das ist sie! Kommt noch die Krankheit hinzu — selbst ein Engel ist in der Krankheit aufgebracht! Wie trocken und heiß jetzt ihre Stirn scheint, welche Schatten unter den Augen und ... und wie schön dieses ovale Gesicht ist und dieses herrliche Haar, wie ..."

Aber er wandte schnell die Augen fort, ging eilig in seine Ecke zurück, wie erschrocken schon bei dem bloßen Gedanken, in ihr etwas anderes zu sehen, als ein unglückliches, gequältes Wesen, dem er helfen mußte.

„Was sind das für H o f f n u n g e n ! Oh, wie niedrig, wie gemein der Mensch doch ist!"

Er setzte sich wieder, bedeckte wieder sein Gesicht mit den Händen, dachte wieder nach und ließ die Erinnerungen an sich vorüberziehen ... doch jene „Hoffnungen", er mochte sich gegen sie wehren, wie er wollte, kehrten unerbittlich immer wieder von neuem zurück!

„Ach, müde bin ich, müde!" fiel ihm ihre schwache, kranke Stimme ein. „Herrgott! Sie hier jetzt so verlassen, und achtzig Kopeken ihr ganzes Geld! Da liegt ihr Portemonnaie — altes, kleines Ding! Ist gekommen, um sich eine Stelle zu suchen, — was versteht sie denn von Stellen, was versteht sie denn von Rußland! Das ist ja wie bei den gesegneten kleinen Kindlein, alles ist bei ihnen eigene Phantasie, selbst geschaffene! Aergert

sich die arme Kleine, warum Rußland nicht ihren ausländischen Traumbildern gleicht! Oh das unglückliche, arme, unschuldige Geschöpf! Hier aber ist es so kalt, so kalt ..."

Er erinnerte sich plötzlich, daß sie über Kälte geklagt und er ihr versprochen hatte, anzuheizen.

„Holz ist hier, kann man hereinholen, aber wenn sie dabei aufwacht? Doch es wird schon gehen! Wie wird es nur mit dem Kalbsbraten bleiben? Sie wird aufwachen und dann vielleicht doch essen wollen ... Nun, das später! Kirilloff schläft die ganze Nacht nicht. Aber womit könnte ich sie nur zudecken, sie schläft so fest! Und sie wird es bestimmt kalt haben, bestimmt kalt!"

Er trat noch einmal leise zu ihr: beim Umwenden hatte sich der Kleiderrock ein wenig verschoben und ihr rechter Fuß war sichtbar geworden. Schatoff wandte sich fast erschrocken ab, zog dann schnell seinen warmen Mantel aus und breitete ihn, bemüht, nichts zu sehen, über die Schlafende. Er selbst blieb in einem dünnen alten Rock.

Das Anheizen des Ofens, das Herumgehen auf den Fußspitzen, das Betrachten der Schlafenden, das Denken in der Ecke — all das nahm viel Zeit in Anspruch. Es vergingen zwei, drei Stunden. Und eben in dieser Zeit war es dann, daß Werchowenski und Liputin Kirilloff besuchten. Endlich schlummerte auch Schatoff in seiner Ecke ein. Da stöhnte sie plötzlich: sie erwachte und rief ihn. Er sprang wie ein Verbrecher auf.

„Marie! Ich war eingeschlafen ... sei nicht bös, Marie. Ach, wie gemein ich bin, Marie!"

Sie erhob sich ein wenig, sah sich verschlafen und erstaunt um, als ob sie noch gar nicht recht begriff, wo sie sich befand ... — bis sie plötzlich, gleichsam jetzt erst aufwachend, unwillig, fast zornig zum Bewußtsein kam.

„Ich habe Ihr Bett eingenommen, ich bin vor Müdigkeit einfach so eingeschlafen ... Warum haben Sie das zugelassen? Warum haben Sie mich nicht sofort aufgeweckt? Wie haben Sie es wagen können, zu glauben, daß ich Ihnen zur Last fallen will?“ sagte sie in krankhaftem und eigensinnigem Tone.

„Wie hätte ich dich denn aufwecken können, Marie?“

„Es war Ihre Pflicht, mich aufzuwecken! Für Sie ist hier kein zweites Bett und ich habe das Ihrige eingenommen. Sie hätten mich nicht in eine solche Lage Ihnen gegenüber bringen sollen. Oder glauben Sie wirklich, daß ich gekommen bin, um Ihre Wohltaten auszunutzen? Wollen Sie sich sofort auf Ihr Bett legen — ich werde mich in der Ecke auf ein paar Stühle legen ...“

„Marie, ich habe hier gar nicht so viel Stühle und es ist auch nichts da, was ich unterbreiten könnte!“

„Nun, dann einfach auf die Diele. Sie müßten ja sonst selbst auf der Diele schlafen. Ich will mich auf die Diele legen, sofort, sofort!“

Sie erhob sich und wollte einen Schritt vorwärts treten, doch plötzlich überlief sie ein krampfartiges Zittern und sie sank kraftlos und tief stöhnend aufs Bett zurück. Schatoff lief erschrocken zu ihr, und Marja, die ihr Gesicht im Kissen verbarg, ergriff seine Hand und preßte und bog seine Finger wie im Krampf in ihren Händen.

So verging eine ganze Minute.

„Marie, Liebling, hier ist ein Doktor Frenzel, ich kenne ihn sehr gut ... Ich würde zu ihm laufen, wie?“

„Blödsinn!“

„Was Blödsinn? Sage, Marie, was tut dir denn weh? Sonst könnte man auch vielleicht einen heißen Umschlag machen ... auf den Magen zum Beispiel ... Das verstehe ich auch ohne Doktor ... Oder ein Senfpflaster ...“

„Was?“ fragte sie verwundert und sah ihn, den Kopf leicht erhebend, sonderbar an.

„Das heißt, was denn, Marie?“ fragte Schatoff, der sie nicht verstand. „Was fragst du? O Gott, ich rede vielleicht wirklich Unsinn! Marie, vergib, ich kann nichts verstehen ...“

„Ach, gehen Sie fort, das ist auch gar nicht Ihre Sache, zu verstehen. Wäre ja auch nur komisch!“ und sie lachte bitter auf. „Erzählen Sie mir irgend etwas. Gehen Sie im Zimmer herum und sprechen Sie. Stehen Sie nicht bei mir und sehen Sie mich nicht an, darum bitte ich Sie ganz besonders — schon zum fünfhundertsten Mal!“

Schatoff begann auf und ab zu gehen, sah zu Boden und strengte sich mit aller Gewalt an, nicht auf sie zu blicken.

„Hier — sei nicht böse, Marie, ich flehe dich an — unten ist Kalbsbraten, nicht weit, und Tee ... Du hast vorhin so wenig gegessen ...“

Sie winkte eigensinnig und geärgert mit der Hand ab.

Schatoff biß sich in Verzweiflung auf die Lippen.

„Hören Sie, ich habe die Absicht, hier eine Buchbinderei zu eröffnen. Da Sie hier leben und die Verhältnisse kennen, sagen Sie, was Sie meinen: wird es gehen oder nicht?“

„Eh, Marie, bei uns werden doch keine Bücher gelesen. Er hat ja gar keine! Wie soll er sich denn da Bücher einbinden lassen?“

„Wer ‚Er‘?“

„Der hiesige Leser, der hiesige Einwohner überhaupt, Marie.“

„So sprechen Sie doch deutlich! Denn ‚e r‘, wer e r ist — ist mir unbekannt. Sie kennen die Grammatik nicht mehr.“

„Das ist doch im Geiste der Sprache gemeint, wie ich es sagte, Marie,“ murmelte Schatoff.

„Ach, gehen Sie mir mit Ihrem Geiste der Sprache! Habe das satt. Warum aber wird denn der hiesige Leser oder Einwohner nicht einbinden lassen?“

„Weil, ein Buch lesen und es einbinden lassen — das sind zwei ganze Perioden der Entwicklung, und zwar zwei riesig große. Zuerst lernt er allmählich das Lesen, in Jahrhunderten natürlich, aber zerreißt und vernachlässigt das Buch, da er es noch nicht für eine ernste Sache hält. Ein Buch aber einbinden lassen, heißt schon das Buch achten, bedeutet, daß er nicht nur das Lesen lieben gelernt hat, sondern auch für eine große Sache anerkennt. Bis zu dieser Periode ist Rußland noch nicht gekommen. Europa bindet schon längst ein.“

„Das ist, wenn auch pedantisch ausgedrückt, doch wenigstens nicht dumm gesagt und erinnert an die Zeit

vor drei Jahren. Sie waren zuweilen ganz geistreich, vor drei Jahren."

Sie sagte das ebenso launisch, wie alle ihre früheren eigensinnigen Phrasen.

„Marie, Marie," wandte sich Schatoff flehend zu ihr, „oh Marie! Wenn du wissen würdest, wie viel in diesen drei Jahren vergangen ist! Ich hörte später, daß du mich verachtet haben sollst, weil ich meine Ueberzeugungen verändert habe! Was habe ich denn fortgeworfen? Die Feinde des lebendigen Lebens, veraltete Liberale, die sich vor der eigenen Unabhängigkeit fürchten ... die Lakaien des Gedankens, Feinde der Persönlichkeit und der Freiheit, die gebrechlichen Prediger der Trümmer und Leichen! Was ist denn bei ihnen: nur Alter, nur die goldene Mitte, die allerniedrigste, gemeinste Undankbarkeit, neidische Gleichheit, Gleichheit ohne persönliche Hochachtung, Gleichheit, wie ein Knecht sie begreift oder höchstens wie sie der Franzose von 93 auffaßte ... Und sonst vor allem nur Schurken, Schurken und wieder Schurken!"

„Ja, Schurken gibt es viel," sagte sie schroff.

Sie lag ausgestreckt auf dem Bett, unbeweglich, als ob sie sich fürchtete, sich zu bewegen, mit auf das Kissen zurückgeworfenem Kopf: so lag sie und starrte mit heißem, doch wie trunkenem Blick auf die Zimmerdecke. Ihr Gesicht war bleich und die Lippen schienen trocken zu sein.

„Du siehst es ein, Marie, du erkennst das an?" rief Schatoff freudig.

Sie wollte mit dem Kopf ein verneinendes Zeichen machen, doch plötzlich erfaßte sie wieder derselbe Krampf

von vorhin. Wieder verbarg sie das Gesicht in dem Kissen und wieder preßte sie mit aller Kraft die Hand Schatoffs, der, außer sich vor Angst, zu ihr gestürzt war.

„Marie, Marie! Aber das kann doch furchtbar ernst sein, Marie!"

„Schweigen Sie ... Ich will nicht, ich will nicht, ich will nicht!" rief sie heftig, fast wild und hob zugleich ihr Gesicht vom Kissen. „Wagen Sie es nicht, mich mit Ihrem mitleidigen Blick anzusehen! Gehen Sie im Zimmer herum und sprechen Sie, sprechen Sie!"

Schatoff ging wieder und versuchte verzweifelt, von Gleichgültigem zu sprechen.

„Womit beschäftigen Sie sich hier?" fragte sie, mit gereizter Ungeduld ihn unterbrechend.

„Ich gehe ins Kontor eines Kaufmanns. Wenn ich es wollte, Marie, ich könnte hier ganz gutes Geld bekommen."

„Desto besser für Sie ..."

„Ach, denk nur nicht, Marie, ich ... ich habe das nur so gesagt ..."

„Und was tun Sie denn sonst noch? Was verkündigen Sie denn jetzt? Sie können doch nicht — n i c h t-predigen. Prediger ist doch nun einmal Ihr Charakter!"

„Ich verkündige Gott, Marie."

„An den Sie selbst nicht glauben! Diese Idee habe ich nie von Ihnen begreifen können."

„Lassen wir das, Marie, davon können wir später sprechen."

„Was war diese Marja Timofejewna hier?"

„Davon wollen wir auch später sprechen, Marie."

„Wagen Sie es nicht, mir solche Bemerkungen zu machen! Ist es wahr, daß man ihren Tod diesen … Menschen zuschreiben muß?"

„Zweifellos," sagte Schatoff ingrimmig.

Marie erhob plötzlich den Kopf und rief krankhaft erregt:

„Wagen Sie es nie mehr, mir davon zu sprechen, wagen Sie es nie mehr, nie mehr!"

Und wieder fiel sie zurück im Schmerz desselben Krampfes. Es war der dritte heftigste Anfall. Ihr Gestöhn wurde lauter — laut bis zum Geschrei.

„Oh, unerträglicher Mensch! entsetzlicher Mensch!" sie warf sich herum, und krümmte und wand sich und stieß den sich über sie beugenden Schatoff fort.

„Marie, ich werde, was du willst … ich werde gehen … sprechen …"

„Ja, sehen Sie denn wirklich nicht, was begonnen hat!"

„Was hat begonnen, Marie?"

„Ach, wie soll ich das wissen! Weiß ich denn etwas davon … Oh, verfluchte! Oh, oh … alles sei im voraus verflucht!"

„Marie, wenn du nur sagen wolltest, was begonnen hat … sonst würde ich … ich werde gehen, wenn es so ist!"

„Sie sind ein Schwätzer! Ein Schwätzer … Oh, oh, … alles sei verflucht!"

„Marie! Marie!"

Er sah sie an und ein Gedanke durchzuckte ihn: war sie vielleicht wahnsinnig geworden?

„Ja, sehen Sie denn endlich wirklich nicht, daß ich

mich in Geburtswehen quäle?“ sie richtete sich schrecklich auf und betrachtete ihn mit einer furchtbaren, krankhaften, ihr Gesicht entstellenden Wildheit. „Oh, oh ... mag es im voraus verflucht sein, dieses Kind!“

„Marie,“ rief Schatoff und begriff endlich. „Marie ... Warum hast du das denn nicht früher gesagt?“ er faßte sich und ergriff plötzlich schnell in energischer Entschlossenheit seine Mütze.

„Wie sollte ich es denn wissen, als ich hier eintrat? Wäre ich denn sonst zu Ihnen gekommen? Man sagte mir, erst nach zehn Tagen! Wohin gehen Sie denn, wohin wollen Sie, unterstehen Sie sich nicht!“

„Nach der Hebamme! Ich verkaufe den Revolver: ganz zuerst muß jetzt Geld —!“

„Wagen Sie es nicht, unterstehen Sie sich nicht, nach der Hebamme zu gehen, einfach ein Weib, irgend eine Alte, ich habe noch im Portemonnaie achtzig Kopeken ... Die Bauernweiber gebären doch ohne Hilfe .. Und krepiere ich, um so besser ...“

„Das Weib bringe ich — auch eine Alte. Nur wie, wie soll ich, Herrgott, wie soll ich dich so allein lassen, Marie?“

Doch sah er ein, daß es immerhin besser war, sie jetzt allein zu lassen, als später ohne Hilfe zu sein, und so stürzte er denn, so schnell er nur konnte, die Treppe hinab.

III

Ganz zuerst lief er zu Kirilloff. Es war schon ein Uhr nachts. Kirilloff stand mitten in seinem Zimmer.

„Kirilloff, meine Frau bekommt ein Kind!“

„Das heißt, wie?"

„Sie gebiert, ein Kind gebiert sie!"

„Sie . . . täuschen sich auch nicht?"

„O nein, nein, sie hat schon Krämpfe! . . . Sie braucht ein Weib, irgend eine Alte, unbedingt, sofort . . Kann man sie bekommen? Sie hatten hier viele alte Weiber . . ."

„Sehr schade daß ich nicht zu gebären verstehe," sagte Kirilloff ernst und nachdenklich, „das heißt, nicht ich gebären, aber so zu machen, daß ich zu gebären nicht verstehe . . . oder . . . Nein das verstehe ich schon nicht zu sagen."

„Sie wollen wohl sagen, daß Sie bei der Geburt nicht zu helfen verstehen; aber davon spreche ich ja nicht; eine Alte, ein altes Weib, ich bitte Sie um ein altes Weib, eine Krankenwärterin, Pflegerin, Küchenmagd!"

„Die Alte wird sein, nur vielleicht nicht gleich. Wenn Sie wollen, werde ich anstatt . . ."

„Unmöglich; ich laufe jetzt zur Wirginskaja, zur Hebamme."

„Gemeines Frauenzimmer."

„Ja, Kirilloff, ja, aber sie ist die beste! O ja, das wird alles ohne Ehrfurcht, ohne Freude, mürrisch, mit Geschimpf und Gotteslästerungen geschehen — bei solch einem großen, heiligen Geheimnis, der Geburt eines neuen Menschen! . . . Oh, und sie — sie verflucht das Kind schon jetzt! . . ."

„Wenn Sie wollen, ich . . ."

„Nein, nein, aber während ich laufe, oh, ich werde die Wirginskaja schon heranschleppen! — Sie können aber von Zeit zu Zeit zu meiner Treppe gehen und vor-

sichtig hinaufhorchen, doch unterstehen Sie sich nicht, hinein zu gehen, Sie würden sie erschrecken, hören Sie, daß Sie nicht hineingehen, horchen Sie nur auf jeden Fall! Nur, wenn etwas Aeußerstes geschieht, so gehen Sie hinein!"

„Verstehe. Geld noch ein Rubel. Hier. Ich wollte morgen ein Huhn, jetzt will ich nicht. Laufen Sie schnell, laufen Sie so schnell Sie können. Der Samowar ist die ganze Nacht."

Kirilloff ahnte nichts von den Absichten der Unsrigen. Auch früher war ihm die Gefahr unbekannt, die Schatoff drohte. Er hatte nur gehört, daß Schatoff irgend welche alte Abrechnungen mit „diesen Leuten" hatte, doch wußte er, obwohl er selbst teilweise an der Sache beteiligt war, nichts Genaueres darüber. Seinerzeit im Auslande hatt man ihm einige, wenn auch nur unwichtige Aufträge zu erledigen gegeben, — doch in der letzten Zeit hatte er alles abgelehnt, hatte sich von allem zurückgezogen, was die „allgemeine Sache" irgendwie anging, und sich ganz seinem einsamen und in sich selbst versunkenen Leben ergeben. Pjotr Werchowenski, der in der Sitzung der „Unsrigen" Liputin doch eigentlich nur deshalb aufgefordert hatte, mitzukommen, um ihn zu überzeugen, daß Kirilloff die „Angelegenheit Schatoff" tatsächlich auf sich nehmen würde, hatte im Gespräch mit Kirilloff kein Wort über Schatoff verloren, selbst nicht einmal angedeutet: er hielt Kirilloff eben doch für zu unzuverlässig und fürchtete offenbar, daß dieser Anstoß nehmen würde, sobald er erfuhr, daß Schatoff irgendwie als Opfer mit hineingezogen werden sollte. So verschob er denn diesen Teil der ganzen An-

gelegenheit auf den folgenden Tag, wenn die Tat geschehen und es Kirilloff schon „einerlei" sein würde. Liputin war es wohl aufgefallen, daß Pjotr Stepanowitsch trotz des Versprechens gerade über Schatoff kein Wort sagte, doch war er anderseits selbst zu aufgeregt, um ihn darauf aufmerksam zu machen.

Schatoff lief, so schnell er nur konnte, zum Wirginskischen Hause und fluchte dabei über die Entfernung, die ihm heute endlos vorkam.

Bei Wirginski mußte er lange klopfen: alles schlief natürlich. Doch Schatoff schlug rücksichtslos und mit aller Kraft an die Fensterläden. Der Hofhund riß an seiner Kette und heulte und bellte, worauf sämtliche Hunde der Umgegend gleichfalls anschlugen.

„Wer klopft? Was wünschen Sie?" ertönte endlich am Fenster die weiche Stimme Wirginskis, die in ihrer Sanftmut ganz unproportional zur „Beleidigung" war.

Eine andere Fensterlade öffnete sich gleichfalls und darauf das Klappfenster.

„Wer ist da?" kreischte wütend die schon mehr als proportionale Stimme der alten Jungfer, Wirginskis Anverwandten.

„Ich bin Schatoff, meine Frau ist angekommen und wird gleich gebären ..."

„So mag sie doch, scheren Sie sich zum Kuckuck!"

„Ich bin nach Arina Prochorowna gekommen, ohne Arina Prochorowna gehe ich nicht fort!"

„Sie kann doch nicht zu jedem gehen. In der Nacht ist eine besondere Praxis ... Scheren Sie sich zur Makschejewa und gnade Ihnen, wenn Sie noch lärmen sollten!" kreischte die wütende Weiberstimme.

Schatoff hörte, wie Wirginski sie zu beruhigen und fortzuschicken suchte. Aber die alte Jungfer stieß ihn einfach weg und ließ ihn nicht ans Fenster.

„Ich gehe nicht fort!“ schrie Schatoff wieder.

„Warten Sie, warten Sie!“ rief Wirginski und verdrängte endlich die alte Jungfer. „Ich bitte Sie, Schatoff, warten Sie noch fünf Minuten, ich werde Arina Prochorowna aufwecken, bitte klopfen Sie nicht und schreien Sie bitte auch nicht ... O, wie das alles furchtbar ist!“

Nach fünf endlosen Minuten erschien denn schließlich Arina Prochorowna.

„Ihre Frau ist zu Ihnen gekommen?“ ertönte ihre Stimme durch das Klappfenster und zwar, zu Schatoffs nicht geringer Verwunderung, diesmal durchaus nicht geärgert, sondern höchstens befehlend wie gewöhnlich — anders verstand nun einmal Arina Prochorowna überhaupt nicht zu sprechen.

„Ja, meine Frau — und sie bekommt ein Kind.“

„Marja Ignatjewna?“

„Ja, Marja Ignatjewna. Natürlich, Marja Ignatjewna!“

Ein Schweigen entstand. Schatoff wartete. Hinterm Fenster hörte er flüstern.

„Ist sie schon vor langer Zeit angekommen?“ fragte Frau Wirginskaja wieder.

„Heute Abend, um acht. Bitte schneller, wenn Sie können.“

Wieder wurde im Hause geflüstert, wieder schienen sie sich zu beraten.

„Hören Sie mal, Sie irren sich doch nicht? Hat sie Sie selbst zu mir geschickt?"

„Nein, sie hat mich nicht geschickt, sie will nur ein Weib haben, ein einfaches Weib, um mich nicht mit Ausgaben zu belasten, wie sie sagt, aber, beunruhigen Sie sich nicht, ich werde Ihnen alles bezahlen."

„Gut, ich komme, ob Sie zahlen oder nicht. Ich habe stets die unabhängigen Gefühle und freien Anschauungen Marja Ignatjewnas zu schätzen gewußt, wenn sie sich meiner auch vielleicht nicht mehr erinnert. Haben Sie die notwendigsten Sachen?"

„Ich habe nichts, aber es wird alles, alles gleich da sein ... Also Sie kommen?"

Damit lief Schatoff auch schon fort: diesmal zu Lämschin.

„Es gibt doch in diesen Leuten noch Großmut!" dachte er auf dem Wege. „Die Ueberzeugungen und der Mensch, — das scheinen zwei in vielen Dingen verschiedene Sachen zu sein. Ich habe ihnen doch vielleicht in manchem Unrecht getan! ... Alle Menschen sind schuldig, alle sind schuldig und ... wenn sich doch nur alle davon überzeugen würden! ..."

Bei Lämschin brauchte er nicht lange zu klopfen: Schatoff war erstaunt, wie schnell er öffnete. Lämschin sprang nämlich, so wie er war, mit bloßen Füßen aus dem Bett, wobei er — er, der sich immer so maßlos um seine Gesundheit sorgte, — sogar einen Schnupfen riskierte! Schatoff wußte nicht, daß es einen besonderen Grund hatte, warum der magere Jude in dieser Nacht so eilfertig und scharfhörig war: Lämschin hatte nämlich den ganzen Abend und die halbe Nacht nur so gezittert

und gelebt und nicht einschlafen können, vor Aufregung über das, was er bei Erkel erfahren, und was man dort für den nächsten Tag verabredet. Ihm schwante die ganze Zeit schaudernd vor irgend welchen ungerufenen und gefürchteten Gästen. Die Nachricht von Schatoffs Denunziation war ihm höllisch in die Glieder gefahren. — Und nun plötzlich, wie absichtlich, wurde so furchtbar laut und befehlend ans Fenster geklopft!!

Als er Schatoff erblickte, bekam er solche Heidenangst, daß er sofort das Klappfenster zuschlug und entsetzt ins Bett zurücklief. Schatoff aber fuhr fort, wütend zu schreien und zu klopfen.

„Wie dürfen Sie so schreien und klopfen mitten in der Nacht?" rief das Jüdchen drohend wie ein Hähnchen, und doch fast sterbend vor Angst, — und auch das erst nach zwei Minuten Unentschlossenheit und nachdem er sich endlich überzeugt hatte, daß Schatoff ganz allein gekommen war.

„Hier haben Sie Ihren Revolver, nehmen Sie ihn zurück und geben Sie mir fünfzehn Rubel."

„Was soll das heißen, sind Sie betrunken? Das ist Räuberei, ich erkälte mich nur. Warten Sie, ich nehme ein Plaid um."

„Geben Sie sofort fünfzehn Rubel. Wenn Sie nicht geben, so werde ich bis zum Morgen klopfen und schreien."

„Aber ich werde die Polizei rufen und man wird Sie stecken ins ... ins Loch!"

„Ah, und bin ich denn etwa stumm? Als ob ich nicht auch die Polizei rufen kann? Wer hat die wohl mehr zu fürchten, Sie oder ich?"

„Und Sie können solche gemeine Ueberzeugungen nähren? . . . Ich weiß, worauf Sie anspielen . . . Warten Sie, warten Sie um Gottes willen, klopfen Sie nicht mehr! Erbarmen Sie sich, wer hat denn Geld in der Nacht? Wozu brauchen Sie überhaupt Geld, wenn Sie nicht vielleicht betrunken sind?"

„Meine Frau ist zu mir gekommen. Ich habe Ihnen zehn Rubel abgelassen, habe kein Mal mit ihm geschossen; nehmen Sie den Revolver, nehmen Sie ihn sofort!"

Lämschin streckte mechanisch sein dünnes Händchen aus dem Klappfenster und nahm den Revolver entgegen: einen Augenblick wartete er, dann aber steckte er plötzlich schnell den Kopf hinaus und lispelte mit steifer Zunge, ohne selbst zu begreifen, was er tat, und mit einem Schauer im Rücken:

„Sie lügen, zu Ihnen ist gar keine Frau gekommen . . Das . . . das . . . Sie wollen einfach irgendwohin fortlaufen."

„Sie Kalb, wohin soll ich denn laufen? Das ist Ihr Pjotr Werchowenski, der da fortläuft, aber nicht ich. Ich war soeben bei der Wirginskaja und sie war sofort bereit, zu mir zu kommen. Entschließen Sie sich! Meine Frau liegt und quält sich, ich brauche Geld, geben Sie das Geld!"

Ein ganzes Feuerwerk von Gedanken sprühte im gewitzten Kopfe Lämschins umher. Alles nahm plötzlich eine andere Wendung für ihn, aber die Angst ließ ihn immer noch nicht klar zur Besinnung kommen.

„Ja, wie denn ist das möglich . . . Sie leben doch nicht mit Ihrer Frau?"

„Für so dumme Fragen schlage ich Ihnen den Schädel ein!“

„Ach, mein Gott, verzeihen Sie, ich begreife, ich war nur ganz verdreht... Doch ich begreife, begreife. Aber ... a—aber wird denn Arina Prochorowna wirklich kommen? Sie sagten, daß sie schon gegangen sei? Wissen Sie, das ist doch gar nicht wahr. Sehen Sie, sehen Sie, sehen Sie, wie Sie die Unwahrheit sagen auf jedem Schritt!“

„Sie sitzt jetzt bestimmt schon bei meiner Frau.... Halten Sie mich nicht auf, ich bin nicht schuld daran, daß Sie dumm sind.“

„Das ist nicht wahr, ich bin gar nicht dumm. Verzeihen Sie, aber ich kann auf keine Weise...“

Und er wollte schon, ganz aus der Fassung gebracht, zum dritten Mal das Klappfenster schließen. Doch Schatoff brüllte derart auf, daß der Kleine sofort wieder den Kopf heraussteckte.

„Aber das ist doch schon ein vollkommenes Attentat auf die Persönlichkeit! Was wollen Sie denn von mir, nun, was, was denn, formulieren Sie es doch! Und bemerken Sie, bemerken Sie, mitten in solch einer Nacht!“

„Fünfzehn Rubel will ich, Schafskopf!“

„Aber ich, vielleicht will ich den Revolver gar nicht zurücknehmen!“ klappte Lämschins Stimme über. „Sie haben gar nicht das Recht, es zu verlangen. Sie haben das Ding gekauft — damit ist es fertig, und Sie haben nicht das Recht! Solch eine Summe habe ich überhaupt nicht in der Nacht! Wo soll ich solch eine Summe hernehmen in der Nacht?“

„Sie haben immer Geld: ich habe Ihnen zehn Rubel abgelassen, aber Sie sind ein elender Judenjunge!“

„Kommen Sie übermorgen, — hören Sie, über-morgen früh, punkt zwölf Uhr, und ich gebe Ihnen alles, alles, ist's recht?“

Schatoff schlug wieder unbändig an den Fenster-rahmen.

„Zehn Rubel her, und morgen früh fünf!“

„Nein, über morgen früh fünf, aber morgen kann ich bei Gott nicht. Kommen Sie lieber gar nich! Kom-men Sie lieber gar nich.“

„Zehn Rubel, sag ich, du Schuft!“

„Aber warum schimpfen Sie denn so? Warten Sie, ich muß doch erst anzünden; Sie haben den Kitt von den Scheiben losgeschlagen ... Wer schimpft denn so in der Nacht? Hier!“ und er reichte einen Schein aus dem Fenster.

Schatoff ergriff ihn, — es war ein Fünfrubelschein.

„Hund, du! Das sind ja nur fünf!“

„Bei Gott, ich kann nicht, und wenn Sie mich er-stechen, ich kann nich, übermorgen kann ich alles, aber jetzt kann ich gar nichts.“

„Ich gehe nicht früher fort!“ schrie Schatoff.

„Nu, nehmen Sie noch das, nu, hier ist noch, sehen Sie, hier ist noch, aber mehr gebe ich nich. Schreien Sie sich meinetwegen die Kehle kaputt, geb nich mehr, was Sie da auch nich machen — geb nich mehr, geb nich, geb nich!“

Schatoff war außer sich, in Verzweiflung, in Schweiß. Die beiden Geldscheine, die Lämschin noch

gab, waren nur Einrubelscheine. Im ganzen hatte also Schatoff sieben Rubel bekommen.

„Daß dich der Teufel fresse, ich komme morgen. Können sich auf eine Tracht Prügel gefaßt machen, Lämschin, wenn Sie die acht Rubel nicht bereit haben!"

„Und morgen bin ich einfach nich zu Haus, hihi!" dachte blitzschnell Lämschin.

„Warten Sie, warten Sie, Herr Schatoff!" rief er ihm nach. „Warten Sie, kommen Sie zurück. Sagen Sie bitte, ist das wirklich wahr, was Sie gesagt haben, daß Ihre Frau zurückgekommen ist?"

„Esel!" sagte Schatoff ausspuckend und lief so schnell er konnte nach Haus.

IV

Arina Prochorowna wußte nichts von dem in der Sitzung gefaßten Beschluß. Wirginski war ganz schwach nach Hause gekommen und hatte ihr in seiner Aufregung zwar einiges mitgeteilt, alles jedoch noch nicht zu sagen gewagt. Im Grunde war es nur die Nachricht von Schatoffs unfehlbarer Denunziation, die sie erfahren hatte. Wirginski fügte wohl noch hinzu, daß er dieser Nachricht selber nicht ganz glaube, doch Arina Prochorowna war nichtsdestoweniger heftig erschrocken. Diese ihre Besorgnis war denn auch der Grund, warum sie sich, als Schatoff sie zu seiner Frau rief, entschloß, trotz ihrer Müdigkeit — sie hatte in der Nacht vorher auch schon entbunden — zu ihm zu gehen. Sie hatte schon längst „diesen Schatoff einer bürgerlichen Gemeinheit fähig gehalten", und glaubte darum an eine Anzeige

seinerseits weit eher als ihr Mann, aber als sie hörte, daß Marja Ignatjewna zurückgekommen war, da schöpfte sie sofort neue Hoffnung: Schatoffs Angst, der verzweifelte Ton seiner Bitten, sein Flehen um Hilfe ließen sie eine gewisse „Umwandlung der Gefühle des Verräters“ ahnen. Ein Mensch, dachte sie, der sich entschlossen hat, sich selbst zu verderben, nur um andere auszuliefern, würde anders aussehen und anders sprechen. Jedenfalls entschloß sich Arina Prochorowna sofort, alles mit eigenen Augen zu untersuchen. Wirginski wiederum beruhigte der Vorsatz seiner Frau nicht wenig — als ob man ihm „fünf Pud“ von der Seele genommen! Auch in ihm stieg eine neue Hoffnung auf: das Aussehen Schatoffs schien ihm im höchsten Grade Werchowenskis Verdacht zu widersprechen.

Schatoff hatte sich nicht getäuscht: als er zurückkam, fand er Arina Prochorowna schon in seinem Zimmer. Sie war erst vor ein paar Minuten angekommen, hatte den unten an der Treppe Wacht haltenden Kirilloff fortgejagt und sich schnell und so gut das möglich war, mit Marie angefreundet. Angetroffen hatte sie ihre Patientin „in der gemeinsten Verfassung“, das heißt, böse, gereizt und „im allerdümmsten Kleinmut“ — aber schon nach wenigen Worten hatte sie deren sämtliche Einwendungen besiegt.

„Was jammern Sie da, daß Sie keine teure ‚Accoucheuse‘ haben wollen?“ sagte sie gerade in dem Augenblick, als Schatoff wieder eintrat, „der reinste Blödsinn, verdrehte Gedanken, die von Ihrem unnormalen Zustande kommen. Mit Hilfe irgend eines alten Bauernweibes hätten Sie fünfzig Chancen schlecht zu enden,

jawohl, und dann gibt es schon mehr Scherereien und Ausgaben, als wenn Sie eine teure ‚Accoucheuse‘ haben. Woher wissen Sie überhaupt, daß ich teuer bin? Sie können später bezahlen, ich werde für Sie nicht teuer sein und garantiere für eine gute Geburt: bei mir werden Sie schon nicht sterben, das gebe ich Ihnen schriftlich. Und das Kind — das kann ich Ihnen morgen noch in die Anstalt bringen, und später ins Dorf zur Erziehung, womit die Sache dann abgemacht ist. Sie aber werden hübsch gesund, machen sich an eine vernünftige Arbeit und ‚entschädigen‘ dann meinetwegen Schatoff für das Zimmer und die Ausgaben, die außerdem durchaus nicht so groß sein werden ...“

„Ach, nicht das ... Ich habe nicht das Recht ...“ stöhnte und wimmerte die Leidende.

„Bürgerliche Gefühle, weiter nichts; aber glauben Sie mir, daß Schatoff fast nichts ausgibt, wenn er sich aus einem phantastischen Herrn in einen Menschen richtiger Ideen verwandeln wollte. Man soll nur nicht Dummheiten machen, nicht gleich lostrommeln und mit herausgestreckter Zunge durch die Stadt rennen! Wenn man ihn nicht mit Gewalt festhält, so schleppt er uns bis zum Morgen womöglich noch sämtliche Aerzte zusammen: hat er doch bei mir alle Hunde zum Kläffen gebracht! Aerzte brauchen wir nicht, ich habe schon gesagt, daß ich für alles garantiere. Eine Alte kann man meinetwegen noch zur Bedienung annehmen, das kostet auch weiter nicht viel. Uebrigens kann er sich sehr wohl auch selbst etwas nützlich machen, das heißt, nicht nur mit solchen Dummheiten. Hat er doch Arme und Beine, kann also in die Apotheke laufen, ohne dabei

irgendwie Ihre Gefühle mit ‚Wohltätigkeiten‘ zu verletzen. Was Teufel denn für ‚Wohltätigkeiten‘?! Hat er Sie denn nicht selbst in solch eine Lage gebracht? Hat er Sie denn nicht damals zum Bruch mit dieser Familie getrieben, dort, wo Sie Lehrerin waren, mit dem selbstsüchtigen Ziel, Sie dann heiraten zu können!? Wir haben das doch gehört, wir wissen das doch alle .. Uebrigens, er kam doch diese Nacht selbst angelaufen und hat bei uns vor dem Hause geschrieen und getobt wie ein Toller. Ich binde mich wahrhaftig niemandem auf und bin einfach nur um des Prinzips halber zu Ihnen gekommen, weil Frauen wie wir doch nun einmal in allem zusammenhalten sollten. Das habe ich ihm übrigens auch gesagt: wenn ich aber nun nach Ihrer Meinung hier überflüssig bin, dann sagen Sie es nur und — leben Sie wohl! Bloß, daß ein Unglück passiert, das möchte ich gerne verhüten!“ dabei erhob sie sich sogar schon von ihrem Stuhl.

Marie war aber so hilflos, litt dermaßen und — um die Wahrheit zu sagen — fürchtete sich so maßlos vor dem, was ihr bevorstand, daß sie es jetzt selbst nicht mehr wagte, die Wirginskaja von sich zu lassen. Dafür haßte sie dann plötzlich diese Frau, die da vom Allergewöhnlichsten, aber nur nicht von dem, was in Maries Seele vorging, sprach! Doch die Möglichkeit, in den Händen eines ungeübten Bauernweibes zu sterben, überwand den Widerwillen. Zu Schatoff jedoch wurde sie von nun an noch herrischer, noch unnachsichtiger: schließlich verbot sie ihm sogar, nicht nur auf sie zu sehen, sondern selbst mit dem Gesicht zu ihr gewandt zu stehen. Zugleich wurden ihre Qualen immer stärker und ihre Flüche

und selbst Schimpfworte, die sich in der Angst ihrer Seele hineinmischten, immer sinnloser.

„Ach, was da! wir schicken ihn einfach hinaus," schnitt Arina Prochorowna kurz ab. „Mit seinem Gesicht erschreckt er Sie nur: bleich geworden ist er wie ein Toter! Was haben Sie denn zu fürchten, Sie komischer Mensch, Sie? Reine Komödie!"

Schatoff antwortete nicht: er hatte sich vorgenommen, um nicht unnütz zu reizen, einfach alles stumm zu tun, was man ihm befahl.

„Ach, habe ich dumme Väter in solchen Fällen gesehen! Die verlieren nun mal immer den Verstand. Aber sie haben dann doch wenigstens ..."

„Hören Sie auf, oder gehen Sie, damit ich endlich sterbe! Kein Wort mehr! Ich will nicht, will nicht!" keuchte Marie in Qualen.

„Nun aber ... da kann man ja überhaupt nichts mehr sprechen! Haben wohl alle die Vernunft verloren! Doch zur Sache: sagen Sie, haben Sie schon etwas vorbereitet? Antworten Sie, Schatoff, ihr liegt ja jetzt nichts daran."

„Sagen Sie bitte, was denn eigentlich ... was vorbereitet ...?"

„Also nichts vorbereitet."

Sie zählte ihm das unbedingt Nötige auf.

Einiges fand sich bei Schatoff. Marie zog einen kleinen Schlüssel hervor und reichte ihn ihm, damit er in ihrer Reisetasche suchte. Da aber seine Hände zitterten, so dauerte es etwas länger, bis er das ihm unbekannte Schloß aufgemacht hatte, worüber Marie wieder außer sich geriet, doch als nun Arina Prochorowna zu

ihm ging, um zu helfen und schneller zu öffnen, da erlaubte sie wieder unter keiner Bedingung, daß diese ihre Tasche anrühre, und bestand mit kindischem Geschrei und Weinen darauf, daß nur Schatoff allein sie öffnen solle.

Nach anderen Sachen mußte er zu Kirilloff gehen. Kaum aber war er hinausgetreten, da rief ihn Marie auch schon wie rasend wieder zurück und beruhigte sich erst, nachdem Schatoff sofort wieder von der Treppe zurückgelaufen war und ihr dann ausdrücklich auseinandergesetzt hatte, daß er nur auf eine Minute und auch nur nach dem Notwendigsten fortgehen und sofort wieder da sein würde.

„Na, Sie zu befriedigen ist aber schwer," meinte Arina Prochorowna lachend, „bald muß man mit dem Gesicht zur Wand schauen und darf sich nicht mal unterstehen, auf Sie zu blicken, bald ist es wieder so nicht recht, und wenn man Ihretwegen auf einen Augenblick fortgehen muß, fangen Sie zu weinen an. Na, nun regen Sie sich schon nicht so auf, reiben Sie sich nicht die verweinten Augen, — ich mache doch nur Spaß."

„Er darf sich nicht unterstehen, zu denken ... —!"

„Tatata, wenn er nicht wie ein kleiner Junge in Sie verliebt wäre, würde er dann die Hunde der ganzen Stadt zum Heulen bringen und wie verrückt durch die Straßen rennen! Er hat bei mir den Fensterrahmen losgeschlagen ..."

V

Als Schatoff bei Kirilloff eintrat, ging der immer noch im Zimmer auf und ab und war so zerstreut und

mit sich beschäftigt, daß er die Ankunft von Schatoffs Frau einfach vergessen hatte, Schatoff selber jetzt zwar zuhörte, doch ihn zuerst gar nicht verstand.

„Ach ja,“ erinnerte er sich dann plötzlich, als ob er sich nur mit großer Anstrengung und nur auf einen Augenblick von irgend einem ihn beherrschenden Gedanken losriß, „ja... die Alte... Frau oder altes Weib? Warten Sie: und Frau, und altes Weib, nicht? Ich weiß schon. Ich war da. Die Alte wird kommen, aber nicht gleich. Nehmen Sie das Kissen. Was noch? Ja... Warten Sie — kommt es bei Ihnen auch vor, Schatoff, daß Sie Minuten ewiger Harmonie haben?“

„Wissen Sie, Kirilloff, das geht nicht! Sie müssen sich angewöhnen, in der Nacht wieder zu schlafen.“

Jetzt erst erwachte Kirilloff aus seinem Traumzustande und — sonderbar — sprach mit einem Mal viel zusammenhängender und richtiger, als er es sonst zu tun pflegte: wahrscheinlich hatte er seine Worte schon lange formuliert und vielleicht sogar aufgeschrieben:

„Es gibt Sekunden, es sind im ganzen nur fünf oder sechs auf einmal, und plötzlich fühlen Sie die Gegenwart der ewigen Harmonie, der vollkommen erreichten ewigen Harmonie. Das ist nichts Irdisches: ich sage auch nicht, daß es himmlisch sein soll, aber ich sage, daß ein Mensch in irdischer Gestalt das nicht ertragen kann. Man muß sich physisch verändern oder sterben. Das ist ein klares und unbestreitbares Gefühl. Als ob Sie plötzlich die ganze Natur fühlen und plötzlich sagen: ja, das ist wahr. Gott hat, als er die Welt schuf, am Abend jedes Schöpfungstages gesagt: ‚ja, das ist wahr, das ist

gut.' Das ... das ist keine Sentimentalität, sondern nur — Freude. Sie verzeihen nichts, denn es gibt nichts, was zu verzeihen wäre. Es ist nichts, das Sie lieben, oh — hier ist es höher als Liebe! Am furchtbarsten ist, daß es so furchtbar klar ist ... und solch eine Freude — wenn mehr wie fünf Sekunden, so würde die Seele es nicht ertragen und müßte vergehen. In diesen fünf Sekunden durchlebe ich das Leben und würde für sie mein ganzes Leben geben, denn es lohnt sich. Um zehn Sekunden zu ertragen, muß man sich physisch verändern. Ich denke, der Mensch muß aufhören, zu gebären. Wozu Kinder, wozu Entwickelung, wenn das Ziel erreicht ist? Im Evangelium ist es gesagt, daß man nach der Auferstehung nicht mehr gebären, sondern wie Engel Gottes sein wird. Ein Fingerzeig. Ihre Frau gebiert?"

„Kirilloff, haben Sie das oft?"

„In drei Tagen einmal, in einer Woche zweimal."

„Haben Sie nicht die Fallsucht?"

„Nein."

„Dann werden Sie sie bekommen. Hüten Sie sich, Kirilloff, ich habe gehört, daß die Fallsucht gerade so beginnen soll. Mir hat ein Epileptiker Wort für Wort so wie Sie den Zustand vor dem Anfall beschrieben: fünf Sekunden hat auch er angegeben, und er sagte, daß man mehr nicht ertragen könnte. Erinnern Sie sich an Muhammeds Krug, der noch nicht Zeit hatte, überzufließen, als der Prophet auf seinem Pferde das Paradies umflog. Der Krug — das sind dieselben fünf Sekunden, das erinnert zu sehr an Ihre Harmonie, und Muhammed war bekanntlich auch Epileptiker. Hüten Sie sich, Kirilloff, vor der Fallsucht!"

„Die kommt zu spät," lächelte Kirilloff still in sich hinein.

VI

Die Nacht verging. Schatoff wurde fortgeschickt, geschimpft, zurückgerufen und wieder geschimpft. Maries Angst um ihr Leben erreichte den höchsten Grad: sie schrie, daß sie leben wolle, „unbedingt, unbedingt!" und „nicht sterben! nicht sterben!" wiederholte sie immer wieder. Wäre Arina Prochorowna nicht dagewesen, so hätte es schlimm werden können, doch so bekam diese sie allmählich vollkommen in ihre Hand, bis die nervöse Patientin schließlich wie ein Kind jedem einzelnen ihrer Worte gehorchte. Arina Prochorowna faßte sie — ihr erprobtes Mittel — mit Strenge an, sparte sich, wie gewöhnlich, jede Freundlichkeit, „arbeitete" dafür jedoch meisterhaft.

Der Tag brach an.

Arina Prochorowna fiel es plötzlich ein, zu erzählen, daß Schatoff im Augenblick vorher auf den Treppenflur hinausgegangen sei, um zu Gott zu beten, und sie begann darüber herzlich zu lachen. Marie lachte gleichfalls mit, doch hart und bösartig, als ob ihr von diesem Lachen leichter würde.

Schließlich kam der Augenblick, da Schatoff ganz hinausgeschickt wurde. Ein kalter, feuchter Morgen dämmerte schon. Er stellte sich wieder mit gesenktem Kopf in die Ecke des Flurs, ganz so wie er auch vorhin, als Erkel zu ihm gekommen war, gestanden hatte. Dabei zitterte er am ganzen Körper und fürchtete sich zu denken,

aber seine Sinne ketteten sich mit den Gedanken an Unabweisbares, wie es zuweilen im Traum geschieht. Die Gedanken zogen ihn ununterbrochen mit sich fort, rissen aber dabei selbst fortwährend ab, wie mürbe Fäden.

Mit einem Mal erschallten aus dem Zimmer Angstrufe, die schon nicht mehr menschlich waren: wilde, tierische Schreie, unerträgliche, unmögliche Schreie. Er wollte sich die Ohren zuhalten, doch konnte ers nicht und sank auf die Kniee, sinnlos vor sich hinstammelnd, immer nur das eine Wort: „Marie, Marie, Marie!“

Und dann plötzlich hörte er einen neuen Schrei, der ihm durch Mark und Bein fuhr und ihn aufspringen machte — es war der schwache, zitternde Schrei eines Kindes ... Er bekreuzte sich und stürzte ins Zimmer. In Arina Prochorownas Händen wimmerte und bewegte sich mit winzig kleinen Händchen und Füßchen ein rotes, runzliges, kleines Wesen, das bis zur Kläglichkeit hilflos war, das aber schrie und sich kund tat, als ob es behaupten wollte, auch irgend ein großes Recht auf das Leben zu haben.

Marie lag wie besinnungslos in den Kissen: nach einer Minute erst öffnete sie die Augen und sah dann sonderbar, sonderbar Schatoff an: das war irgend ein ganz neuer Blick — was für einer, das konnte er noch nicht verstehen, aber noch nie vorher hatte er solch einen Blick an ihr bemerkt.

„Ein Knabe? ein Knabe?“ fragte sie mit leiser, schwacher Stimme Arina Prochorowna.

„Ein Bengel!“ rief die zurück, die gerade das Kleine einwickelte.

Als sie das Kindchen eingepackt hatte und sich nun

anschickte, es zwischen zwei Kissen quer aufs Bett zu legen, gab sie es auf einen Augenblick Schatoff zu halten. Marie, die das bemerkt hatte, winkte ihn heimlich heran, als ob sie sich vor Arina Prochorowna fürchtete. Er verstand sie sofort und trat mit dem kleinen Wesen zu ihr, damit sie es sehen konnte.

„Wie … er … reizend ist …“ flüsterte sie lächelnd, mit schwacher Stimme.

„Pfui, wie der aber aussieht!“ rief lustig lachend Arina Prochorowna, als sie Schatoffs Gesicht bemerkte. „Was der aber für ein Gesicht macht.“

„Lachen Sie nur, Arina Prochorowna … Das ist eine große Freude …“ sagte mit einfältig seligem Gesichtsausdruck Schatoff stotternd. Von den vier Worten, die Marie über das Kind gesagt, hatte es sich wie ein unsagbares Glück strahlend auf sein Antlitz gelegt.

„Ach, was ist denn das für eine große Freude!“ belustigte sich immer mehr Arina Prochorowna, die geschäftig im Zimmer hin und her ging.

„Das Geheimnis, daß es ein neues Wesen auf der Welt gibt, das große und unerklärliche Geheimnis, Arina Prochorowna — wie schade, daß Sie das nicht verstehen!“

Schatoff sprach begeistert, wie verzückt, als ob es in seiner Seele von einer ganzen Welt von Glück nur so woge und rausche.

„Es waren zwei Menschen und plötzlich ist noch ein dritter Mensch da, ein neuer Geist, ein ganzer, vollendeter, wie ihn Menschenhand nimmer erschaffen kann: ein neuer Gedanke und eine neue Liebe … fast unheimlich! — es gibt nichts Höheres in der Welt.“

„Ach, Geschwätz! Einfach die Weiterentwicklung des Organismus: das ist alles — und nichts von Geheimnissen," unterbrach ihn Arina Prochorowna wieder lachend. „Dann wäre ja jede Fliege ein Geheimnis! Aber, wissen Sie was: unnütze Menschen, die sollten lieber nicht geboren werden! Machen Sie erst, daß es keine unnützen Menschen mehr gibt: dann kann man gebären. Aber sonst kann man so ein Kind übermorgen in die Anstalt schleppen … Uebrigens, so ist's auch recht."

„Niemals wird es von mir fort in eine Anstalt kommen!" sagte Schatoff fest mit zu Boden gesenktem Blick.

„Sie adoptieren ihn?"

„Er ist mein Sohn."

„Natürlich, er ist Schatoff, nach dem Gesetz ein Schatoff, und Sie haben keinen Grund, sich als Wohltäter des Menschengeschlechts aufzuspielen. Ohne Phrasen geht's ja nicht. Nun, nun, schon gut, nur noch eines, meine Herrschaften," schloß sie endlich, sich bereits ankleidend, „ich muß nämlich jetzt gehen. Ich werde am Vormittag wieder kommen und auch am Abend, falls es nötig sein sollte; jetzt aber, da doch alles so glücklich überstanden ist, muß ich auch noch zu meinen anderen Patientinnen gehen, die erwarten mich schon lange! Dort bei Ihnen sitzt irgendwo eine Alte … Aber Alte hin, Alte her, was ich sagen wollte — verlassen Sie sie nicht, sitzen Sie bei ihr am Bett, werden vielleicht nützlich sein können. Marja Ignatjewna wird Sie, glaub ich, jetzt nicht mehr fortjagen … nun, nun, ich lache ja nur …"

Bei der Pforte fügte sie zu Schatoff, der aufschloß, noch hinzu:

„Na, wissen Sie: so viel gelacht habe ich schon lange nicht! Geld nehme ich von Ihnen natürlich keines, werde noch im Traum lachen. Komischeres als Sie in dieser Nacht, habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen.“

Sie ging vollkommen befriedigt fort. Nach Schatoffs Aussehen und aus den ganzen Gesprächen mit ihm war es für sie klar wie das Sonnenlicht, daß dieser Mensch „sich jetzt als Vater fühlen und, weich wie ein Lappen, ans Denunzieren überhaupt nicht denken wird“. So ging sie denn auch, obgleich die Wohnung einer Patientin am Wege lag, zuerst nach Haus, um diese Beobachtungen ihrem Mann zur Beruhigung mitzuteilen.

VII

„Marie, sie hat dir gesagt, daß du etwas schlafen sollst, wenn das auch, fürchte ich, sehr schwer ist ...“ begann Schatoff schüchtern. „Ich werde hier am Fenster sitzen und auf dich acht geben, nicht?“

Und er setzte sich ans Fenster, so, daß sie ihn auf keine Weise hätte sehen können. Aber es verging nicht eine Minute, da rief sie ihn auch schon wieder und bat ihn, ihr doch das Kissen zurecht zu schieben. Er versuchte es zitternd. Sie blickte auf die Wand.

„Nicht so, ach, nicht so ... Was für Hände!“

Schatoff bemühte sich, es besser zu machen.

„Beugen Sie sich zu mir,“ sagte sie plötzlich und bemühte sich, wie sie nur konnte, ihn nicht anzublicken.

Er zuckte erschrocken zusammen, doch beugte er sich gehorsam zu ihr nieder.

„Noch ... nicht so ... näher," und plötzlich umfaßte ihr linker Arm ungestüm seinen Hals und — er fühlte einen feuchten, heißen Kuß auf seiner Stirn.

„Marie!"

Ihre Lippen bebten. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und richtete sich halb auf:

„Stawrogin — ist ein Lump!" sagte sie mit blitzenden Augen.

Kraftlos, als ob ihr plötzlich alle Stützen entzogen worden wären, fiel sie darauf, hysterisch aufschluchzend, mit dem Gesicht auf das Kissen und drückte fest, fest Schatoffs Hand in ihren glühenden Händen.

Von diesem Augenblick an ließ sie ihn nicht mehr von sich, und wollte „unbedingt, unbedingt", daß er an ihrem Bett sitzen blieb. Sprechen konnte sie fast nicht, oder nur wenige Worte. Sie sah ihn bloß wie verklärt an, mit großen, seligen Augen. Manchmal war sie wie ein Kind, fröhlich, glücklich. Ihr ganzes Wesen schien sich zu verändern. Schatoff wiederum weinte bald wie ein kleiner Knabe, bald sprach er wild und begeistert große, heilige Worte. Dabei küßte er ihre Hände, während sie ihm zuhörte, vielleicht selbst ohne zu verstehen, was er sprach, liebkosend mit ihrer schwachen Hand über sein Haar streichelte und sich an ihm nicht satt sehen zu können schien. Er erzählte ihr von Kirilloff, erzählte davon, daß sie beide jetzt „von neuem und auf ewig" zu leben beginnen würden, erzählte von Gott und davon, daß alle Menschen gut seien ... Und in der Begeisterung holten sie dann wieder das Kindchen hervor, um es immer wieder von neuem zu betrachten.

„Marie," rief er, als er das Kleine in den Armen

hielt, „nun hat das ein Ende, das mit den alten Phantastereien, der Schande und den Totenpredigern! Wollen wir uns jetzt auf den neuen Weg durcharbeiten, wir drei jetzt, ja, ja! ... Ach ja: wie werden wir ihn denn nennen, Marie?"

„Ihn? Wie wir ihn nennen werden?" fragte sie verwundert und plötzlich — zog ein unsagbarer Schmerz über ihr Gesicht.

Sie hob die Hände auf, blickte Schatoff vorwurfsvoll an und warf sich dann aufschluchzend mit dem Gesicht in das Kissen.

„Marie, Gott, was hast du?" rief er maßlos erschrocken.

„Und konnten Sie, konnten ... Oh, Sie!"

„Marja vergib, Marja, Herzenskind ... Ich habe ja nur gefragt, wie wir ihn nennen sollen. Ich weiß nicht ..."

„Iwan! Iwan!" rief sie, ihr heißes und von den Tränen benetztes Gesicht wieder erhebend. „Konnten Sie denn wirklich an irgend einen anderen furchtbaren Namen denken!?"

„Marie, um Gottes willen, beruhige dich! Marja, Liebling, wie du krank bist!"

„Oh, ich könnte wetten, wenn ich gesagt hätte, ihn mit ... einem anderen schrecklichen Namen zu nennen, so wären Sie sofort einverstanden gewesen, hätten es nicht mal bemerkt! Oh, ihr Niedrigen, alle, alle!"

Nach einer Minute versöhnten sie sich natürlich wieder. Schatoff beredete sie schließlich, einzuschlafen. Sie tat es denn auch, doch ließ sie seine Hand auch jetzt noch nicht los, wachte oft auf und blickte ihn dann an, ganz

als ob sie fürchtete, er könnte fortgehen, bis sie dann von neuem einschlief.

Kirilloff schickte die Alte, um zu „gratulieren", und mit ihr noch heißen Tee, heiße, selbstgebratene Koteletts und Bouillon mit Weißbrot für „Marja Ignatjewna". Die Kranke trank gierig die Bouillon aus und zwang auch Schatoff, von den Koteletts zu essen, worauf dann die Alte das Kind umwickelte.

Die Zeit verging, Stunde auf Stunde. Schatoff schlief endlich auch ein, mit dem Kopf auf ihr Kissen gebeugt, todmüde, wie er war. So fand sie denn Arina Prochorowna, die ihr Wort gehalten und wiedergekommen war. Lachend weckte sie die beiden auf, sprach mit Marie noch über alles Nötige, besah das Kindchen und verbot Schatoff wieder strengstens, die Kranke zu verlassen. Darauf ging sie dann, nach einem Witz über die beiden „Eheleute", in dem etwas Verachtung und Hochmut lag, wieder ebenso befriedigt fort, wie am Morgen.

Es war schon dunkel, als Schatoff aufwachte. Er zündete schnell das Licht an und lief nach der Alten. Gerade als er aber aus dem Zimmer trat, hörte er die leisen, vorsichtigen Schritte eines Menschen, der herauf stieg. Er blieb erschrocken stehen. Es war Erkel.

„Nicht weiter!" flüsterte ihm Schatoff zu, erfaßte hastig dessen Hand und zog ihn mit sich nach unten zur Hofpforte. „Warten Sie hier, ich komme gleich, ich hatte Sie ganz und gar vergessen!"

Er beeilte sich dermaßen, daß er nicht mal zu Kirilloff ging, sondern nur die Alte herausrief. Marja geriet in Verzweiflung darüber, daß er „auch nur denken konnte, sie allein zu lassen!"

„Aber, Liebling," rief er begeistert, „das ist schon der allerletzte Schritt! Dann kommt der neue Weg, und niemals, niemals mehr werden wir an den alten Schrecken denken!"

Es gelang ihm schließlich, sie zu bereden. Er versprach ausdrücklich, um Punkt neun wieder zurück zu sein. Darauf küßte er sie fest, küßte das Kindchen und lief dann schnell nach unten zu Erkel.

Beide begaben sie sich darauf in den Stawroginschen Park nach Skworeschniki, wo Schatoff vor anderthalb Jahren an einer einsamen Stelle am Rande des Parkes, dort, wo schon der alte Kiefernwald begann, die ihm anvertraute Druckmaschine vergraben hatte. Es war ein wilder, abgelegener Ort, der weit vom Skworeschnikischen Herrenhause lag. Von der Bogojawlenskschen Straße war er ungefähr eine Stunde entfernt.

„Ja, wollen Sie denn etwa zu Fuß gehen? Ich nehme eine Droschke."

„Ich möchte Sie sehr bitten, keine Droschke zu nehmen," entgegnete Erkel. „Der Droschkenkutscher wäre sonst auch Zeuge."

„Nun ... zum Henker! Einerlei, nur schnell beenden, beenden!"

Sie gingen sehr schnell.

„Erkel, Sie kleiner Knabe!" rief Schatoff plötzlich, und blieb stehen, „sind Sie in Ihrem Leben schon einmal glücklich gewesen?"

„Sie sind jetzt wohl sehr glücklich?" fragte Erkel neugierig.



Zwanzigstes Kapitel.

Die vielgeschäftige Nacht.

I

Wirginski beeilte sich im Laufe des Tages, zu allen „Unsrigen" zu laufen, um ihnen mitzuteilen, daß Schatoff „bestimmt nicht denunzieren würde", da jetzt seine Frau zu ihm zurückgekehrt und er Vater geworden, und daß man, „da man doch das Menschenherz kennt," unmöglich irgend eine Gefahr von seiner Seite zu befürchten habe. Aber außer Erkel und Lämschin traf Wirginski zu seiner Verwunderung niemand zu Hause.

Erkel hörte ihm schweigend zu und sah ihm offen und freundlich in die Augen: auf die direkte Frage: „Werden Sie um sechs Uhr zu ihm gehen?" antwortete er mit dem gutmütigsten Lächeln, daß er „ganz selbstverständlich" zu ihm gehen würde.

Lämschin lag, augenscheinlich wirklich krank, zu Bett und hatte den Kopf unter die Decke gezogen. Als Wirginski eintrat, erschrak er dermaßen, daß sein ganzer Körper nur so flog und wie im Krampf zitterte und bebte. Als Wirginski zu sprechen begann, fing er zur Antwort plötzlich an, wie verrückt unter der Decke hervor mit Händen und Füßen abzuwinken, was wohl so viel bedeuten sollte, wie: man solle ihn doch nur ums Himmels willen in Ruhe lassen! Aber Wirginskis Aus-

führungen über Schatoff hörte er trotzdem zu. Die Nachricht, daß Wirginski niemanden von den anderen „Unsrigen" angetroffen, regte den Kleinen aus irgend einem Grunde furchtbar auf, doch beunruhigte auch er wieder seinerseits Wirginski mit der Mitteilung von Fedjkas Tod — Liputin hatte ihm diese Neuigkeit gebracht, — den er hastig und zusammenhanglos erzählte. Auf die Frage aber, die Wirginski an ihn stellte: „Soll man nun gehen oder nicht?" begann er wieder mit Händen und Füßen unter der Decke hervor abzuwinken, wobei er diesmal schrie, „ich bin ja doch bloß eine Nebenperson! Weiß nichts, gar nichts! Lassen Sie mich in Ru—u—uh!"

Bedrückt und erregt kehrte Wirginski wieder heim, wobei er es am schwersten empfand, daß er seine Sorgen vor seiner Familie verbergen mußte. Er hatte sich so daran gewöhnt, seiner Frau alles mitzuteilen, daß er Geheimnisse kaum mehr ertragen konnte, und wenn jetzt nicht plötzlich ein neuer Gedanke, ein gewisser friedenstiftender Plan in ihm aufgetaucht wäre, so hätte er sich wohl auch wie Lämschin vor Seelenangst zu Bett legen müssen. Aber dieser neue Plan stärkte ihn wieder und zum Schluß glaubte er sogar fest an die Möglichkeit, ihn verwirklichen zu können, daß er der Dämmerung fast mit Ungeduld entgegensah und schon früher als verabredet zum Rendezvousplatze aufbrach.

Ich bin später an diesen finsteren Ort am Rande des Parkes von Skworeschniki gegangen, um mir die Stelle genau anzusehen: wie muß es ihnen dort damals unheimlich gewesen sein, an jenem rauhen dunklen Herbstabend! Es war so dunkel unter den Bäumen,

daß man auf zwei Schritt keinen Menschen mehr sehen konnte, doch Pjotr Stepanowitsch, Liputin und später auch Erkel hatten Laternen mitgebracht. Und fiel dann der Lichtschein auf den alten Kiefernwald, der gerade hier begann, so zeichneten sich die mächtigen Stämme der hohen Bäume gespenstisch und unheimlich in der Finsternis ab. Ich weiß nicht, wer hier einmal aus großen unbehauenen Steinen eine Grotte gebaut hatte. Der Tisch und die Bänke in dieser Grotte waren jetzt schon längst verfault und auseinander gefallen. Ungefähr zweihundert Schritt nach rechts von der Grotte lag der dritte Teich des Parks. Es war schwer anzunehmen, daß man irgend ein Geräusch, Geschrei oder selbst einen Schuß im Stawroginschen Herrenhause würde hören können. Da Nicolai Wszewolodowitsch am Tage vorher fortgefahren und Alexei Jegorowitsch wieder in die Stadtwohnung zurückgekehrt war, so blieben im Herrenhaus nicht mehr wie fünf oder sechs Dienstboten, alles mehr oder weniger alte, invalide Leute. Jedenfalls konnte man, wenigstens mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, annehmen, daß selbst in dem Falle, daß jemand von ihnen Schreie hören sollte, er sich doch nicht von der warmen Ofenbank erheben würde.

Zwanzig Minuten nach sechs waren schon alle — außer Erkel, der mit Schatoff kommen sollte — an der bezeichneten Stelle versammelt. Pjotr Stepanowitsch war diesmal nicht zu spät gekommen: er erschien zusammen mit Tolkatschenko, der finster und besorgt aussah und dessen ganze vorgespiegelte, zudringlich-prahlerische Entschlossenheit verschwunden war. Tolkatschenko verließ Pjotr Stepanowitsch heute fast auf keinen Schritt

und schien ihm plötzlich grenzenlos ergeben zu sein, obgleich Werchowenski ihn wie einen lästigen Jungen behandelte und ihm auf sein häufiges und eifriges Geflüster überhaupt nicht antwortete.

Schigaleff und Wirginski erschienen sogar etwas vor Pjotr Stepanowitsch und traten bei seinem Erscheinen offenbar absichtlich stumm sofort zur Seite. Pjotr Stepanowitsch erhob die Laterne und betrachtete sie ungeniert mit beleidigender Aufmerksamkeit. „Die wollen wieder reden," zuckte es ihm durch den Kopf.

„Lämschin ist nicht gekommen?" fragte er Wirginski. „Wer hat es gesagt, daß er krank ist?"

„Ich bin hier," rief Lämschin, plötzlich aus der Grotte hervortretend.

Er war in einem warmen Paletot und ganz und gar mit seinem großen Plaid umwickelt, so daß man ihn selbst mit beiden Laternen nur schwer aus der Umhüllung heraus kennen konnte.

„Also fehlt nur noch Liputin?"

Da trat auch Liputin schweigend aus der Grotte. Pjotr Stepanowitsch erhob wieder die Laterne.

„Warum haben Sie sich dorthin verkrochen, warum kamen Sie nicht früher heraus?"

„Ich nehme an, daß wir alle das Recht der Freiheit ... unserer Bewegungen ..." erwiderte Liputin, wahrscheinlich, ohne selbst zu wissen, was er eigentlich sagen wollte.

„Meine Herren," erhob Pjotr Stepanowitsch die Stimme, zum ersten Mal den Flüsterton verlassend, was ungeheure Wirkung machte: „Sie verstehen, hoffe ich, daß wir jetzt nichts mehr hier breitzutreten brauchen.

Gestern ist alles gesagt und durchgekaut worden, genau und bestimmt. Oder vielleicht will doch jemand, wie ich nach dem Ausdruck der Gesichter sogar vermuten möchte, noch etwas sagen? In dem Fall bitte ich, sich zu beeilen! Hol's der Teufel, wir haben wenig Zeit und Erkel kann jeden Augenblick mit ihm ankommen ..."

„Er wird ihn unbedingt mitbringen," bemerkte aus irgend einem Grunde Tolkatschenko.

„Wenn ich mich nicht irre, so muß er zuerst die Druckmaschine abliefern?" erkundigte sich Liputin, wieder genau so, als ob er selbst nicht wußte, warum und was er eigentlich fragte.

„Na, versteht sich doch, wozu denn Sachen verlieren!" sagte Pjotr Stepanowitsch und erhob die Laterne zu Liputins Gesicht. „Aber gestern sind wir doch alle übereingekommen, daß man sie nicht wortwörtlich in Empfang zu nehmen braucht. Er mag Ihnen nur den Fleck zeigen, wo sie vergraben ist, können sie dann später selbst herausgraben! Ich weiß, daß sie hier irgendwo zehn Schritt von irgend einer Ecke der Grotte liegen muß ... Aber zum Teufel, Liputin, wie haben Sie das auch nur vergessen können!? Es war doch abgemacht, daß Sie ihn allein treffen, und dann erst wir herauskommen sollten ... Sonderbar, daß Sie noch fragen, oder taten Sie es etwa bloß so?"

Liputin sah finster zu Boden und antwortete nicht.

Alle schwiegen. Hin und wieder fuhr der Wind über die Wipfel der alten Kiefern und bog sie knarrend.

„Ich hoffe, meine Herren, daß ein jeder seine Pflicht tun wird," sagte Pjotr Stepanowitsch, die Stille unterbrechend.

„Wissen Sie auch, daß Schatoffs Frau zu ihm zurückgekehrt ist und heute Nacht einen Sohn geboren hat?" rief plötzlich Wirginski aufgeregt und hastig, wobei er heftig gestikulierte und kaum die Worte aussprechen konnte. „Man kennt doch das Menschenherz ... wir können sicher sein, daß er jetzt nicht denunzieren wird ... er ist jetzt glücklich ... Ich war heute schon bei allen, fand aber niemanden zu Hause ... Ich meine, daß jetzt vielleicht nichts mehr zu fürchten ist ... —"

Er brach ab, da ihm der Atem stecken blieb.

„Nehmen wir den Fall an, Herr Wirginski, daß Sie plötzlich maßlos glücklich werden," sagte Pjotr Stepanowitsch und schritt auf ihn zu, „würden Sie dann etwas aufschieben, was Sie sich vorgenommen haben — nicht eine Anzeige natürlich, davon kann hier keine Rede sein, — aber irgend eine gewagte, sagen wir so eine politische Heldentat, die Sie, wie gesagt, sich schon vor Ihrem Glück vorgenommen haben und die zu tun Sie für Ihre Pflicht und Schuldigkeit halten ... trotz der eigenen Gefahr und der Möglichkeit, Ihr Glück zu verlieren?"

„Nein, ich würde es nicht aufschieben! Auf keinen Fall würde ich es aufschieben!" beteuerte mit einem ganz zusammenhangslosen Eifer und wieder heftig gestikulierend Wirginski.

„Sie würden lieber wieder unglücklich werden wollen, als ein Schurke bleiben, nicht wahr?"

„Ja, ja ... Ich sogar ganz im Gegenteil ... würde ein ganzer Schurke sein wollen ... das heißt, nein, nicht ... wenn auch durchaus nicht ein Schurke, sondern im Gegenteil, lieber vollkommen unglücklich, als ein Schurke sein."

„Nun, so merken Sie sich denn, daß Schatoff diese seine Anzeige für seine politische Heldentat hält — und das mit seiner höchsten Ueberzeugung! Als Beweis mag dienen, daß er doch teilweise sich selbst in Gefahr begibt, wenn er auch immerhin weiß, daß man ihm für den Verrat natürlich vieles verzeihen wird. Solch einer wird davon niemals mehr ablassen. Den kann kein Glück besiegen. Nach einem Tage besinnt er sich, bereut und geht hin, um anzuzeigen. Außerdem kann ich kein besonderes Glück darin erblicken, daß die Frau nach drei Jahren zu ihm gekommen ist, um Stawrogins Kind zu gebären."

„Aber niemand hat noch seine Anzeige gesehen," sagte plötzlich Schigaleff nachdrücklich.

„Ich habe die Anzeige gesehen," schrie Pjotr Stepanowitsch, „sie ist fertig ... und alles das ist furchtbar dumm, meine Herren!"

„Aber ich," rief plötzlich Wirginski, „ich protestiere ... ich protestiere mit allen Kräften ... Ich will ... Hören Sie, was ich will: ich will, wenn er kommt, daß wir dann ihm alle entgegen gehen und ihn alle fragen: wenn es wahr ist, so soll er bereuen, und wenn er sein Ehrenwort gibt, so soll man ihn wieder loslassen. Auf jeden Fall aber — Gericht nach dem Verhör! Doch nicht, daß wir uns alle verstecken und ihn dann überfallen."

„Auf ein Ehrenwort die ganze allgemeine Sache setzen! — das ist schon die Krone aller Dummheit! Hol's der Teufel, wie das dumm ist!! Und was ist das für eine Rolle, die Sie selbst im Augenblick der Gefahr auf sich nehmen?"

„Ich protestiere, ich protestiere," wiederholte Wirginski eigensinnig.

„Jedenfalls schreien Sie nicht so, wir können sonst das Signal nicht hören. Schatoff, meine Herren — weiß der Teufel, wie das jetzt dumm ist! — Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Schatoff Slavophile ist, das heißt so viel, wie einer der beschränktesten Menschen ... Aber, übrigens, zur Hölle damit, das ist schließlich gleichgültig, spucken wir drauf! Sie bringen mich nur aus dem Gleichgewicht! ... Schatoff, meine Herren, war ein verbitterter Mensch, und da er immerhin noch zum Verband gehörte, ob er es nun wollte oder nicht, so hoffte ich noch bis zum letzten Augenblicke, daß er einmal für die allgemeine Sache nützlich sein könne — und zwar gerade als verbitterter Mensch. Ich habe ihn gehegt und geschont, trotz der ausdrücklichsten Vorschriften, sage ich Ihnen ... Ich habe ihn noch hundertmal mehr geschont, als wie er es wert war! Er aber endete damit, daß er seine Anzeige verfaßte, na, und nun aber, zum Teufel, zum Kuckuck damit! ... Im übrigen, meine Herren, es möge jetzt nur jemand von Ihnen versuchen, sich noch zurückzuziehen! Kein einziger von Ihnen hat das Recht, die gemeinsame Sache zu verlassen! Sie können ihn meinetwegen noch alle vorher abküssen, wenn Sie wollen, aber die allgemeine Sache auf ein Ehrenwort hin auszuliefern, dazu haben Sie, wie gesagt, nicht das Recht! So können nur Kalbsgehirne handeln, oder solche, die von der Regierung abgekauft sind!"

„Wer ist denn hier von der Regierung abgekauft?" warf Liputin dazwischen.

„Sie vielleicht. Es wäre schon besser, wenn Sie

den Mund hielten, Liputin. Sie sprechen beinahe überhaupt nur noch aus Angewohnheit. Abgekauft, meine Herren, sind alle diejenigen, die im Augenblick der Gefahr feig werden. Aus Angst findet sich immer ein Rüpel, der in der letzten Minute fortläuft und losschreit: ‚Ach, verzeihen Sie mir, und ich werde alle ausliefern und es nicht wieder tun!‘ Aber wissen Sie auch, meine Herren, daß man Sie jetzt schon für keine einzige Anzeige mehr begnadigen wird? Wenn sie auch vielleicht Milderungsgründe zulassen würden — nach Sibirien ginge es doch mit jedem von Ihnen! Abgesehen davon, daß Sie auch einem gewissen anderen Richtschwert nicht entgehen würden! Dieses andere Schwert aber ist etwas schärfer, als das der Regierung!“

Pjotr Stepanowitsch war wütend und sagte viel Ueberflüssiges. Da trat Schigaleff fest drei Schritte auf ihn zu.

„Seit dem gestrigen Abend habe ich die Sache bedacht,“ begann er klar und ruhig, methodisch wie immer. Ich glaube, selbst wenn die Erde sich in diesem Augenblick unter ihm geöffnet, auch dann hätte er weder die Betonung noch einen Ausdruck seiner Auseinandersetzung verändert. „Nachdem ich die Sache bedacht habe, bin ich zu dem Schluß gekommen, daß der beabsichtigte Mord nicht nur ein Verlust der kostbaren Zeit, die man in einer weit näherliegenden Weise gebrauchen könnte, ist, sondern noch außerdem jenes verhängnisvolle Abweichen von der geraden Straße darstellt, das der Sache immer am meisten geschadet und auf zehn Jahre ihre Erfolge hinausgeschoben hat, indem es sie dem Einfluß leichtsinniger und meistenteils politischer Menschen, anstatt

reinen Sozialisten untergeordnet. Ich bin nur hergekommen, um gegen das beabsichtigte Vorhaben offen zu protestieren und dann — mich von dieser Minute, die Sie, ich weiß nicht warum, die Minute der Gefahr nannten, zurück zu ziehen. Ich gehe fort — doch nicht aus Furcht vor der Gefahr oder aus Sentimentalität zu Schatoff, den ‚zu küssen' ich absolut keine Lust habe, sondern einfach, weil diese Sache vom Anfang bis zum Ende buchstäblich meinem Programm widerspricht. Eine Denunziation haben Sie von mir nicht zu fürchten. Sie können ruhig sein — ich werde nie anzeigen."

Er wandte sich und ging.

„Satan, er geht ihnen entgegen und wird Schatoff warnen!" knirschte Pjotr Stepanowitsch und riß seinen Revolver heraus.

Man hörte das Knacken des Hahnes.

„Sie können überzeugt sein," wandte sich Schigaleff ruhig wieder um, „daß ich, wenn ich Schatoff unterwegs treffen sollte, ihn vielleicht noch grüßen werde — ihn warnen aber, das ist nicht meine Sache!"

„Wissen Sie auch, mein Herr Fourier, daß Ihnen das teuer zu stehen kommen kann?"

„Ich bitte Sie, zu behalten, daß ich kein Fourier bin. Dadurch, daß Sie mich mit diesem Abstrahisten verwechseln, beweisen Sie nur, daß Sie mein Manuskript, wenn es auch in Ihren Händen gewesen, einfach nicht verstanden haben. In Betreff Ihrer Rache sage ich Ihnen nur, daß Sie ganz umsonst den Hahn gespannt haben. In diesem Augenblick ist das für Sie absolut unvorteilhaft. Wenn Sie mir aber für morgen oder übermorgen drohen, so gewinnen Sie wiederum nichts.

Es wäre nur unnütze Arbeit, mich zu erschießen. Und wenn Sie mich auch totschlagen: früh oder spät werden Sie doch zu meinem System kommen! Ich gehe!"

In diesem Augenblick ertönte auf zweihundert Schritt aus dem Park, von der Seite des Teiches, ein heller Pfiff. Liputin antwortete, wie es am Abend vorher abgemacht worden war, sofort gleichfalls mit einem Pfiff — er hatte sich zu diesem Zweck am Morgen noch eine Lehmkinderpfeife für eine Kopeke auf dem Markt erstanden, da er sich auf seinen ziemlich zahnlosen Mund nicht ganz verlassen konnte.

Erkel hatte Schatoff schon vorher mitgeteilt, daß er mit Liputin einen Pfiff austauschen würde.

„Beunruhigen Sie sich nicht, ich werde abseits von ihnen vorübergehen und sie werden mich gar nicht bemerken," sagte Schigaleff in eindringlichem Flüsterton, und darauf ging er, ohne sich zu beeilen, durch den alten finsteren Park nach Haus.

Jetzt ist es bis in die kleinsten Einzelheiten bekannt, wie diese furchtbare Tat geschah. Zuerst trat Liputin Erkel und Schatoff ein paar Schritte von der Grotte entgegen. Schatoff grüßte ihn nicht und gab ihm auch nicht die Hand, sondern sagte sofort laut und eilig:

„Nun, wo ist denn hier die Anhöhe? Haben Sie nicht noch eine Laterne? Sie fürchten doch nicht etwa Menschen? Hier sind wir wie in einem Urwald. Wir könnten selbst mit Kanonen schießen: in Skworeschniki würde niemand darauf achten. Das ist übrigens hier, genau hier, genau auf dieser Stelle ..."

Und er stieß mit dem Fuß auf die Erde — es war gerade zehn Schritt von der hinteren Ecke der Grotte

zum Walde hin. In diesem Augenblick stürzte sich hinter einem Baum hervor Tolkatschenko auf ihn, während Erkel ihn hinterrücks an den Ellenbogen packte und Liputin sich von vorne auf ihn warf. Die drei schlugen ihn sofort zu Boden und drückten ihn krampfhaft an die Erde. Da erst lief Pjotr Stepanowitsch mit dem Revolver hinzu. Man sagt, Schatoff habe gerade noch Zeit gehabt, seinen Kopf zu ihm zu wenden und ihn zu erkennen. Drei Laternen erhellten flackernd die Szene. Schatoff stieß einen kurzen, verzweifelten Schrei aus. Pjotr Stepanowitsch setzte ihm genau und fest den Revolver mitten auf die Stirn, preßte ihn stark und senkrecht, und — drückte den Hahn ab. Der Schuß war, glaub ich, nicht sehr laut, wenigstens hat ihn in Skworeschniki niemand gehört. Gehört aber hat ihn noch Schigaleff, der wohl kaum mehr als dreißig Schritt fortgegangen war, — gehört hatte er auch den Schrei, doch hat er sich nach seiner eigenen Aussage weder umgewandt, noch war er stehen geblieben. Der Tod trat fast augenblicklich ein. Die volle Geistesgegenwart — ich glaube nicht, auch Kaltblütigkeit — behielt nur Pjotr Stepanowitsch allein. Er hockte sich hin und durchsuchte eilig, doch mit fester Hand die Taschen des Toten. Geld fand sich keines, denn das Portemonnaie war unter Marja Ignatjewnas Kissen geblieben. Ein paar Papierchen zog er hervor: einen Kontorzettel, den Titel irgend eines Buches und eine alte ausländische Gasthausrechnung, die sich weiß Gott auf welche Weise zwei Jahre in Schatoffs Tasche erhalten hatte. Diese Papiere steckte Pjotr Stepanowitsch in seine Tasche und plötzlich, als er bemerkte, daß alle sich um die Leiche versammelt hatten, starrten

und nichts taten, begann er wütend und gemein zu schimpfen und die anderen anzutreiben. Tolkatschenko und Erkel besannen sich sofort wieder, liefen in die Grotte und brachten zwei Steine, jeder an zwanzig Pfund schwer, die sie schon am Morgen vorbereitet, das heißt, fest mit Schnüren umbunden hatten. Da man verabredet hatte, die Leiche in den nächsten, den dritten Teich zu versenken, so wurden ihr diese Steine an Hals und Beinen angebunden. Pjotr Stepanowitsch band sie wieder ganz allein an: Erkel und Tolkatschenko reichten sie ihm nur hin. Erkel gab ihm seinen Stein zuerst, und während ihn Pjotr Stepanowitsch schimpfend an die Füße der Leiche band, hielt Tolkatschenko seinen schweren Stein die ganze lange Zeit über senkrecht an den Schnüren, wobei er sich stark und fast wie ehrerbietig mit dem ganzen Oberkörper nach vorne beugte, um ihn ohne Zeitverlust sofort überreichen zu können, und verfiel kein einziges Mal darauf, die schwere Last während der ersten langen Prozedur des Anbindens auf die Erde zu stellen. Als dann endlich beide Steine angebunden waren und Pjotr Stepanowitsch sich erhob, um zuerst die Gesichter der Anwesenden prüfend zu betrachten — da geschah plötzlich etwas ganz Sonderbares, etwas, das niemand erwartet hatte und alle nicht wenig in Erstaunen setzte.

Wie schon bemerkt, standen fast alle und taten nichts. Wirginski war wohl, als sich die anderen auf Schatoff gestürzt, auch hinzugelaufen, doch hatte er nicht geholfen, ihn zu halten, noch ihn überhaupt mit einem einzigen Finger berührt. Lämschin war aber erst nach dem Schuß hinter seinem Baum hervorgekommen. Darauf schienen sie alle während der ganzen, vielleicht zehn

Minuten langen Untersuchung und Bindung der Leiche gleichsam einen Teil ihres Bewußtseins verloren zu haben. Sie gruppierten sich um Werchowenski herum und empfanden zunächst, statt Unruhe oder Erregung, einzig nur etwas wie Verwunderung. Liputin stand ganz vorn neben der Leiche. Wirginski, der sich hinter ihn gestellt hatte, sah über seine Schulter hinweg mit einer sonderbaren und gewissermaßen nebensächlichen Neugier; ja er hob sich sogar auf die Fußspitzen, um besser sehen zu können. Lämschin aber versteckte sich hinter Wirginski und blickte nur zuweilen furchtsam hinter diesem hervor, worauf er sich dann sofort wieder versteckte. Als nun die Steine angebunden waren und Werchowenski sich erhob, überlief plötzlich Wirginski ein Zittern — er breitete seine Arme hoch aus und rief mit lauter, trauriger Stimme:

„Das ist doch nicht das! nicht das! Nein, das ist ganz etwas anderes!“

Er hätte vielleicht noch etwas hinzugefügt, aber Lämschin gab ihm keine Zeit dazu; plötzlich und mit aller Kraft packte er ihn von hinten und preßte ihn und schrie dabei ein ganz unmögliches Geschrei.

Es gibt Augenblicke eines starken Schreckens, in denen der Mensch plötzlich nicht mehr mit seiner eigenen Stimme aufschreit, sondern mit irgend einer, die man nie an ihm gehört und die man nie bei ihm hätte vermuten können. So schrie auch Lämschin jetzt nicht mehr mit einer menschlichen, sondern vollkommen tierischen Stimme. Immer fester und fester preßte er Wirginski krampfhaft, Ruck auf Ruck, von hinten zusammen, schrie ohne Unterlaß, schrie ohne von neuem

Atem zu schöpfen, schrie immer ein und denselben Ton, wobei ihm die Augen fast hervorquollen und er den Mund unheimlich weit geöffnet hatte, mit den Beinen aber strampelte er so zitterschnell, als ob er mit ihnen einen Trommelwirbel auf der Erde schlagen wollte. Wirginski erschrak dermaßen, daß er selbst sofort wie ein Wahnsinniger losschrie und sich in einer so grimmigen Wut, wie man sie von Wirginski nie im Leben hätte erwarten können, von Lämschins Krallen zu befreien suchte, auf ihn, den er nur schwer fassen konnte, mit den Fäusten hinterrücks losschlug und ihn kniff und kratzte. Endlich gelang es Erkel, ihn von Lämschin zu befreien. Als aber Wirginski entsetzt gleich auf zehn Schritt von ihm fortlief, da stürzte sich Lämschin plötzlich mit neuem Geschrei auf Pjotr Stepanowitsch, wobei er jedoch über die vor seinen Füßen liegende Leiche stolperte und Pjotr Stepanowitsch im Fallen mit sich zu Boden riß und ihn nun so fest umkrallte und den Kopf an dessen Brust preßte, daß weder Pjotr Stepanowitsch selbst, noch Tolkatschenko, noch Liputin ihn im ersten Augenblick losreißen konnten. Pjotr Stepanowitsch schrie, schimpfte, schlug ihn mit den Fäusten auf den Kopf, bis es ihm endlich gelang, seinen Revolver aus der Tasche zu ziehen — doch Lämschin, den die anderen an den Armen hielten, fuhr fort zu schreien, trotz des gerade auf seinen Mund gerichteten Revolvers, er schrie, schrie wie besessen! Bis endlich Erkel sein Taschentuch zusammengerollt und es ihm gewandt in den aufgesperrten Mund schlug, so daß der Schrei dann ganz von selbst plötzlich abbrach. Tolkatschenko band ihm sofort mit einem Stück der nachgebliebenen Schnur die Hände auf dem Rücken zusammen.

„Das ist sehr sonderbar," sagte Pjotr Stepanowitsch und betrachtete in erregter Verwunderung den so plötzlich übergeschnappten Juden.

Er war sichtlich betroffen.

„Ich hatte von ihm etwas ganz anderes erwartet," fügte er nachdenklich hinzu.

Vorläufig übergab man ihn Erkel, denn man mußte sich mit der Fortschaffung der Leiche beeilen: es war so viel geschrieen worden, daß es doch sehr leicht jemand hätte hören können. Tolkatschenko und Pjotr Stepanowitsch nahmen die Laternen und hoben den Kopf des Toten, Liputin und Wirginski faßten ihn an den Füßen und so wurde er dann getragen. Mit den beiden Steinen war die Last sehr schwer, die Entfernung betrug über zweihundert Schritte. Am stärksten war zweifellos Tolkatschenko. Er gab wohl den Rat, gleichmäßig zu gehen, doch niemand hörte ihn und so ging man denn, wie es gerade kam. Pjotr Stepanowitsch ging rechts und trug, ganz niedergebeugt, auf seiner Schulter den Kopf des Toten, wobei er noch mit der linken Hand den Stein von unten hielt. Da Tolkatschenko während der ganzen ersten Hälfte des Weges nicht darauf verfiel, den Stein gleichfalls zu stützen, so schrie ihn Pjotr Stepanowitsch fluchend an. Der Schrei war kurz und seltsam in der Stille: schweigend trugen sie weiter, bis endlich, schon am Teich angelangt, Wirginski plötzlich wieder mit derselben lauten, traurigen Stimme wie vorhin ausrief:

„Das ist ja nicht das! Nein, nein, das ist ganz etwas anderes!"

Die Stelle, wo dieser letzte dritte und größte Skwo-

reschnikische Teich aufhört und zu der man jetzt die Leiche trug, war die einsamste und wildeste des ganzen Parks. Das Ufer des Teiches war dort mit Gras und Schilf bewachsen. Sie stellten die Laternen nieder, schwenkten mit aller Kraft die Leiche hin und her und warfen sie dann, so weit sie nur konnten, ins Wasser. Ein dumpf-hohler, langer Schall schlug durch die Nacht. Pjotr Stepanowitsch erhob die Laterne und mit ihm traten alle noch neugierig vor, um zu sehen, wie der Körper versank: die Leiche war aber mit den Steinen verschwunden, es war nichts mehr von ihr zu sehen, und die Wellen, in die sich die ruhige Oberfläche des Teiches gebrochen, glätteten sich wieder. Die Tat war vollbracht.

„Meine Herren," sagte Pjotr Stepanowitsch zu den ihn Umstehenden gewandt, „gehen wir jetzt auseinander. Zweifellos müssen Sie nunmehr jenen Stolz empfinden, der mit der Erfüllung einer freien Pflicht verknüpft ist. Sollten Sie vielleicht bedauerlicherweise für solche Gefühle zu erregt sein, so werden Sie sie zweifellos morgen empfinden, wenn Sie nicht einfach schmachvolle Menschen sind. Die unverzeihliche Erregung Lämschins will ich als Fieberphantasie auffassen, zumal man mir gesagt hat, daß er ja tatsächlich am Morgen krank gewesen ist. Ihnen aber, Wirginski, wird schon der nächste Augenblick freien Nachdenkens beweisen, daß man diesmal im Interesse der allgemeinen Sache unmöglich auf ein Ehrenwort eingehen konnte, sondern einzig und allein nur so handeln mußte, wie wir es getan haben. Die Zukunft wird Ihnen zeigen, daß Schatoffs Anzeige schon fertig war. Ich bin bereit, auch Ihre Ausrufe zu

vergessen. Was Gefahr anbetrifft, so ist jetzt keine mehr vorhanden. Es wird niemandem einfallen, irgend einen von Ihnen zu verdächtigen, versteht sich, wenn Sie sich zu benehmen wissen. So hängt denn die Hauptsache ganz von Ihnen ab und der vollen Ueberzeugung, richtig gehandelt zu haben, die, wie ich hoffe, sich morgen noch in Ihnen befestigen wird. Darum haben Sie sich ja auch — unter anderem zu einer abgegrenzten Organisation, zu einer freien Gesellschaft Gleichdenkender zu-zusammengetan, um für die allgemeine Sache im gegebenen Moment die Energie zu teilen, und, wenn es nötig ist, einer den anderen zu beobachten und immer auf dem Posten zu sein. Jeder von Ihnen ist zu einer höheren Rechenschaft verpflichtet. Sie sind berufen, ein altersschwaches und im Stillstand langsam verfaulendes Reich zu erneuern. Das sollen Sie stets zu Ihrer Aufmunterung vor Augen haben! Ihre ganze Aufgabe besteht vorläufig nur darin, darauf hinzuwirken, daß alles zusammenstürzt: das Reich wie seine Moral. Nachbleiben werden wir nur, die wir uns schon dazu vorausbestimmt und vorbereitet haben, die Macht in unsere Hände zu übernehmen. Die Klugen ziehen wir zu uns heran, und auf den Dummen reiten wir. Im übrigen muß man die Generation umerziehen, um sie der Freiheit wert zu machen. Noch viele Tausend Schatoffs stehen uns bevor. Wir organisieren uns, um das Steuerruder zu ergreifen, es wäre dumm, alles, was müßig daliegt und das Maul aufsperrt, nicht mitzunehmen. Ich begebe mich jetzt sofort zu Kirilloff und zum Morgen hin werde ich besagtes Dokument erhalten, in dem er sterbend alles auf sich nimmt. Nichts kann wahrscheinlicher sein, als

solch eine Kombination. Erstens stand er mit Schatoff auf feindschaftlichem Fuße: sie haben zusammen in Amerika gelebt, ergo werden sie wohl Zeit gehabt haben, sich zu verzanken. Man weiß, daß Schatoff seine Ueberzeugungen geändert hat; folglich ist ihre Feindschaft wegen dieser Ueberzeugungen entstanden. Hinzukam noch die Furcht vor einer Denunziation. Das wird auch alles so geschrieben werden. Zum Schluß wird noch erwähnt, daß Fedjka in Kirilloffs Wohnung geschlafen hat. Das alles wird jeden Verdacht von Ihnen entfernen, denn es wird diese Schafsköpfe in eine ganz andere Richtung treiben. Morgen, meine Herren, werden wir uns nicht sehen: ich muß nur auf ganz kurze Zeit in den nächsten Kreis fahren. Aber übermorgen werden Sie meine Mitteilungen erhalten. Ich würde Ihnen eigentlich raten, morgen zu Hause zu bleiben. Jetzt aber gehen wir alle je zwei zusammen auf verschiedenen Wegen fort. Sie, Tolkatschenko, bitte ich, sich Lämschins anzunehmen und ihn nach Hause zu bringen. Sie können ihm alles auseinandersetzen und vor allen Dingen erklären, wem er sich mit seinem Kleinmut aussetzt! Ihrem Schwager Schigaleff, Herr Wirginski, ganz wie auch Ihnen, will ich nicht mißtrauen. Er wird nicht denunzieren. Es bleibt nur seine Handlung zu bedauern. Uebrigens hat er ja noch nicht gesagt, daß er den Verband verlassen will. Das letzte Wort ist also noch nicht gesprochen. Jetzt aber schnell, meine Herren! wenn unsere Feinde auch Lämmer, Esel und Kälber sind, so kann doch Vorsicht immerhin nicht schaden ...“

Wirginski ging mit Erkel in die Stadt zurück. Letzterer trat noch, bevor er Lämschin Tolkatschenko über-

ließ, mit diesem zu Pjotr Stepanowitsch und sagte, daß Lämschin sich besonnen habe, bereue, um Verzeihung bitte und sogar selbst nicht mehr wisse, was eigentlich vorhin mit ihm geschehen war. Pjotr Stepanowitsch ging allein fort: er wählte den längsten Weg, an der anderen Seite der Teiche, am Rande des Parkes entlang. Zu seiner Verwunderung holte ihn, als er schon die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, plötzlich Liputin atemlos ein.

„Pjotr Stepanowitsch, aber Lämschin wird doch denunzieren!“

„Nein, er wird zur Besinnung kommen und sich sagen, daß er dann als erster nach Sibirien gehen würde. Jetzt wird es niemand mehr tun. Auch Sie nicht.“

„Aber Sie?“

„Zweifellos werde ich Sie alle verschwinden lassen, sowie Sie sich nur einfallen lassen sollten, etwas verraten zu wollen, und, ich denke, das wissen Sie!! Aber Sie werden nicht verraten. Ist das alles, was Sie wissen wollten? Sind Sie mir deshalb zwei Werst nachgelaufen?“

„Pjotr Stepanowitsch, Pjotr Stepanowitsch, wir werden uns aber vielleicht nie mehr sehen!“

„Wie — kommen Sie darauf?“

„Sagen Sie mir nur eines!“

„Na, was? Wenn es mir auch lieb wäre, Sie scherten sich!“

„Nur eine Antwort, aber daß sie auch richtig ist: sind wir die einzige ‚Fünf‘ in der Welt, oder ist es wahr, daß es einige hundert solcher ‚Fünfer‘-Gruppen gibt? Ich frage im höheren Sinne, Pjotr Stepanowitsch!“

„Das merke ich. Doch wissen Sie auch, daß Sie noch weit gefährlicher sind, als Lämschin?"

„Ich weiß, weiß, aber — die Antwort, Ihre Antwort!"

„Sie sind ein dummer Mensch, Liputin. Ich glaube, daß es Ihnen jetzt doch schon ganz gleichgültig sein könnte, ob es eine oder tausend sind."

„Das heißt also eine! Ich wußte es ja!" rief Liputin. „Ich habe es die ganze Zeit über gewußt, daß es nur eine ist, bis jetzt, die ganze Zeit..."

Und ohne eine andere Antwort abzuwarten, kehrte er um und verschwand in der Dunkelheit.

Pjotr Stepanowitsch wurde einen Augenblick lang nachdenklich.

„Nein, keiner wird verraten," murmelte er dann überzeugt vor sich hin, „aber die ‚Fünf' muß ‚Fünf' bleiben und gehorchen, oder ich werde ihnen schon... Solch ein Pack, wirklich, dieses Volk!"

II

Werchowenski ging zuerst zu sich nach Haus und packte, ohne sich im geringsten zu beeilen, seinen Reisekoffer. Um sechs Uhr morgens ging der Expreßzug ab. Obgleich er den „Unsrigen" gesagt, er würde auf kurze Zeit nur in die nächste Kreisstadt fahren, so hatte er doch, wie es sich später vollkommen klar erweisen sollte, ganz andere Absichten. Nachdem er mit dem Einpacken fertig war, bezahlte er seine Wirtin, der er schon früher seine Abreise mitgeteilt, und fuhr dann mit einer Droschke zu dem nicht sehr weit vom Bahnhof wohnen-

den Erkel. Darauf erst, nach ein Uhr nachts, machte er sich zu Kirilloff auf den Weg und benutzte diesmal wieder den heimlichen Gang durch den Zaun.

Pjotr Stepanowitschs Stimmung war furchtbar. Außer verschiedenen anderen, für ihn sehr wichtigen, seine Pläne durchkreuzenden Unannehmlichkeiten — er hatte noch immer nichts über Stawrogin erfahren können — soll er noch im Laufe des Tages von irgend woher — am wahrscheinlichsten wohl aus Petersburg direkt — eine geheime Mitteilung erhalten haben, nach der ihm ernstliche Gefahr drohte.

Natürlich erzählt man sich jetzt bei uns viele Geschichten und Einzelheiten über diese ganze Zeit, die vor der Wirklichkeit nicht standhalten. Alles Nähere werden doch wohl nur die wissen, die sich von Amtswegen mit der ganzen Angelegenheit haben beschäftigen müssen. Ich für mein Teil nehme denn auch nur nach meinen eigenen Betrachtungen an, daß Pjotr Stepanowitsch außer in unserer Stadt sehr wohl noch andere Verbindungen hat haben können, und falls dem so war, so konnte es allerdings sehr leicht möglich sein, daß ihm seine Machenschaften an irgend einer Stelle nicht geglückt und man ihm jetzt auf der Spur war. Ich bin sogar trotz des höhnischen Zweifels, der Liputin ergriff, fest davon überzeugt, daß Pjotr Stepanowitsch noch zwei, drei andere „Fünf"-Gruppen, außer der unsrigen, gegründet hatte, und daß er in allen größeren Städten, wenn auch vielleicht nicht durchweg „Fünf"-Gruppen, so doch wenigstens geheime Verbindungen und Beziehungen zu allen möglichen Menschen unterhielt. Nicht später als drei Tage nach seiner Abreise erhielt unsere

Stadtobrigkeit aus Petersburg denn auch tatsächlich den Befehl, ihn zu verhaften: für welche Vergehen, ob für die bei uns begangenen oder andere — das weiß ich allerdings nicht. Dieser Befehl traf hier gerade noch zur richtigen Zeit ein, um den unheimlichen Eindruck und die Angst verstärken zu helfen, die plötzlich unsere immer noch so leichtsinnige Gesellschaft samt Polizei und Verwaltung ergriffen hatte, als mit einem Male der geheimnisvolle und schwerwiegende Mord des Studenten Schatoff, sowie die rätselhaften Umstände, von denen er begleitet war, bekannt wurden. Aber der Befehl selbst kam zu spät: Pjotr Stepanowitsch war schon unter fremdem Namen in Petersburg, von wo er sich dann schnell über die Grenze schob. — Doch ich greife vor.

Als Werchowenski jetzt bei Kirilloff eintrat, sah er boshaft und gereizt aus: es war, als ob er außer der Hauptsache noch ganz persönlich etwas Kirilloff antun, als ob er sich an ihm für irgend etwas noch ganz speziell rächen wollte.

Kirilloff schien sich geradezu über sein Erscheinen zu freuen: augenscheinlich hatte er ihn schon lange und in krankhafter Ungeduld erwartet. Sein Gesicht war bleicher als gewöhnlich, der Blick der dunklen Augen schwer und unbeweglich.

„Ich dachte, Sie kommen nicht," sagte er wie erlöst von der Sofaecke aus, in der er übrigens sitzen blieb, statt seinem Gast entgegen zu gehen.

Pjotr Stepanowitsch blieb vor ihm stehen und betrachtete, bevor er ein Wort sprach, zunächst einmal das Gesicht Kirilloffs.

„Also alles in Ordnung und wir treten von unserem

Vorhaben nicht zurück? — das ist brav!" sagte er dann mit beleidigend gönnerhaftem Lächeln. „Nun, wie denn," fügte er mit gemeiner Scherzhaftigkeit hinzu, „wenn ich auch etwas spät gekommen bin, so sind doch nicht Sie es, der darüber klagen darf: habe Ihnen ja drei Stunden geschenkt."

„Ich will von Ihnen gar keine überflüssigen Stunden zum Geschenk haben, und du kannst mir überhaupt nichts schenken ... dummer Mensch!"

„Was?" Pjotr Stepanowitsch fuhr auf, doch beherrschte er sich sofort wieder. „Sie sind mir aber schnell gekränkt! Ach so, wir sind wohl bißchen jähzornig?" fragte er markant, mit demselben beleidigenden Hochmut. „In solch einem Moment wäre sonst Ruhe mehr am Platz. Am besten ist, man hält sich für Kolumbus und sieht auf mich, wie auf eine Maus, die einen überhaupt nicht beleidigen kann. Das habe ich schon gestern empfohlen."

„Ich will nicht auf dich wie auf eine Maus sehen."

„Was soll das, ein Kompliment? Aber, wie es scheint ... natürlich, auch der Tee ist kalt — also alles verdreht hier! Nein, das geht nicht! Ah! aber was sehe ich denn da auf dem Fenster? Wahrhaftig — ein Huhn mit Reis! ... Warum aber bis jetzt noch nicht angeboten? Hm, wir befanden uns wohl in einer Seelenstimmung, die sogar ein Huhn ..."

„Ich habe gegessen, und das ist nicht Ihre Sache. Schweigen Sie!"

„Oh, natürlich, und zudem ist das an sich ja auch ganz gleichgültig. Bloß mir ist es jetzt nicht gleichgültig: stellen Sie sich vor, ich habe so gut wie gar nicht zu

Mittag gespeist und darum, wenn jetzt dieses Huhn, wie ich annehme, nicht mehr nötig ist, wie?"

„Essen Sie, wenn Sie können."

„Nun, danke, und nachher noch Tee."

Er setzte sich sofort auf das andere Ende des Sofas, zog den Tisch heran und machte sich mit ungewöhnlicher Gier ans Essen, zu gleicher Zeit aber beobachtete er jeden Augenblick sein Opfer. Kirilloff sah ihn mit Ekel im Gesicht unbeweglich an, ganz als ob er nicht im stande gewesen wäre, seinen Blick von ihm loszureißen.

„Einstweilen," sagte plötzlich Pjotr Stepanowitsch, beißend und kauend sich zu ihm wendend, „kommen wir jetzt zur Sache? Also, wir ziehen nicht zurück, wie? Und das Papierchen?"

„Ich habe in dieser Nacht festgesetzt, daß es mir einerlei ist. Werde schreiben. Die Proklamationen?"

„Ja, auch die Proklamationen. Uebrigens, ich werde Ihnen diktieren. Ihnen ist es doch ganz gleich. Könnte Sie denn wirklich der Inhalt in solch einer Minute beunruhigen?"

„Das geht dich nichts an."

„Natürlich nicht mich. Uebrigens ... im ganzen nur ein paar Zeilen: daß Sie mit Schatoff die Proklamationen untergebracht haben, ausgeteilt, verstreut unter anderem, mit Hilfe Fedjkas, der sich hier in Ihrer Wohnung verborgen hat. Dieser letzte Punkt über Fedjka und die Wohnung ist sehr wichtig, sogar der allerwichtigste. Sehen Sie, ich bin ganz aufrichtig mit Ihnen."

„Schatoff? Warum mit Schatoff? Auf keinen Fall schreibe ich von Schatoff."



„Das fehlt noch, was liegt Ihnen denn daran? Schaden können Sie ihm ja nicht mehr."

„Seine Frau ist zu ihm gekommen. Sie wachte auf und schickte zu mir fragen: wo ist er?"

„Sie hat zu Ihnen geschickt, um zu erfahren, wo er ist? Hm ... das ist nicht ... Dann könnte sie ja wieder schicken ... Hören Sie, niemand darf wissen, daß ich hier bin ..." Pjotr Stepanowitsch wurde unruhig.

„Sie wird es nicht erfahren, schläft wieder; bei ihr ist eine Frau, Arina Wirginskaja."

„Schön, schön, und ... wird es auch nicht hören, denke ich? Wissen Sie, wäre es nicht besser, die Tür zu schließen?"

„Wird nichts hören. Aber Schatoff, wenn der kommt, verstecke ich Sie ins andere Zimmer."

„Schatoff wird nicht kommen, und Sie werden schreiben, daß Sie sich mit ihm wegen Verrat und Denunziation verzankt haben ... heute Abend ... und die Ursache seines Todes sind."

„Er ist tot!" schrie Kirilloff, vom Sofa springend, auf.

„Heute um acht Uhr abends, oder richtiger, gestern um acht Uhr abend, denn jetzt ist es schon ein Uhr."

„Du, du bist es, der ihn ermordet hat! ... Und ich habe das gestern vorausgesehen!"

„Wäre auch was, das nicht vorauszusehen! Sehen Sie, mit diesem Revolver!" Er zog seinen Revolver aus der Tasche, scheinbar, um ihn zu zeigen, doch steckte er ihn nicht wieder zurück, sondern behielt ihn in der rechten Hand. — „Aber Sie sind doch ein sonderbarer Mensch, Kirilloff, Sie wußten doch selbst, daß es mit

diesem dummen Menschen gerade solch ein Ende nehmen mußte. Was ist denn hier noch vorauszusehen? Ich habe es Ihnen schon mehrmals in den Mund vorgekaut. Schatoff bereitete die Anzeige vor: ich beobachtete ihn — man konnte ihn auf keine Weise bleiben lassen. Ja, und auch Sie hatten doch den Auftrag, auf ihn aufzupassen: Sie haben mir doch selbst noch vor drei Wochen ..."

„Schweig! Das hast du ihn dafür, daß er dir in Genf ins Gesicht gespuckt hat!"

„Auch dafür, und noch für vieles andere. Für vieles andere — übrigens, ohne jede Bosheit meinerseits. Warum da aufspringen? ..."

Werchowenski sprang plötzlich selbst auf und erhob seinen Revolver. Die Sache war die, daß auch Kirilloff seinen Revolver, der seit dem Morgen schon geladen war, vom Fensterbrett ergriffen hatte.

„Oho! Also so sind wir!!" rief Pjotr Stepanowitsch. Dabei stellte er sich in Position und zielte auf Kirilloff. Der lachte nur boshaft auf.

„Gestehe nur, Spitzbube, du hast deinen Revolver bloß darum genommen, weil ich dich erschieße ... Aber ich werde dich nicht erschießen ... obgleich ... wenn auch ..."

Und wieder erhob er lachend seinen Revolver auf Pjotr Stepanowitsch, als ob er zielen wolle, als ob er nicht im stande sei, sich den Genuß entgehen zu lassen, den ihm das Vergnügen bereitete, sich vorzustellen, wie das sein müßte, wenn er Pjotr Stepanowitsch jetzt erschießen würde. Pjotr Stepanowitsch wartete immer noch in Position, wartete bis zum letzten Augenblick,

wartete mit gespanntem Hahn, wobei er doch riskierte, selbst eine Kugel in die Stirn zu bekommen: vom „Maniak", wie er Kirilloff kurzweg nannte, konnte er das sehr wohl erwarten. Aber der „Maniak" ließ schließlich die Hand sinken, atemlos und zitternd und außer stande, zu sprechen.

„Sie haben verspielt, nun und genug jetzt," sagte Pjotr Stepanowitsch und senkte gleichfalls seinen Revolver. „Ich wußte es ja, daß Sie spielten. Nur, wissen Sie, Sie wagten viel: ich hätte abdrücken können!"

Und er setzte sich ziemlich ruhig wieder auf das Sofa und goß sich — übrigens doch mit etwas zitternder Hand — Tee ein. Kirilloff legte den Revolver auf den Tisch und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Ich werde nicht schreiben, daß ich Schatoff getötet habe, und ... ich werde jetzt überhaupt nichts schreiben. Es wird keinen Zettel geben!"

„Nicht?"

„Nicht."

„Welch eine Gemeinheit und welche Dummheit!" rief Pjotr Stepanowitsch, innerlich rasend vor Wut. „Aber ich habe es ja schon im voraus gewußt. Wissen Sie, daß ich mich nicht überrumpeln lasse! Aber, wie Sie wollen! Wenn ich Sie mit Gewalt zwingen könnte, so würde ich es tun. Sie sind übrigens ein Schurke," er verlor immer mehr seine Selbstbeherrschung, „Sie haben sich damals von uns Geld erbeten und uns dafür Langes und Breites versprochen ... Aber ich werde Sie immerhin nicht ganz ohne Resultat verlassen, werde wenigstens sehen, wie Sie sich jetzt selbst die Kugel durch den Kopf jagen."

„Ich will, daß du sofort hinausgehst," sagte Kirilloff fest und blieb mit einer entschiedenen Bewegung vor ihm stehen.

„Nein, das tue ich auf keinen Fall," lehnte Pjotr Stepanowitsch ab und ergriff wieder seinen Revolver. „Jetzt kann Ihnen ja aus Wut und Bosheit einfallen, alles aufzuschieben und morgen noch hinzugehen und zu denunzieren, um wieder Geld zu erhalten: dafür wird doch gut gezahlt! Der Teufel, solche Leutchen wie Sie sind ja zu allem fähig! Oh, beunruhigen Sie sich nicht, ich habe alles vorgesehen: ich werde nicht vorher fortgehen, als bis ich Ihnen mit diesem Revolver gleichfalls den Schädel geöffnet habe, wie dem Schufte Schatoff. Wenn Sie selbst zu feige werden und es aufschieben wollen! Hol Sie der Teufel!!"

„Du willst wohl unbedingt mein Blut sehen?"

„Nicht aus Bosheit will ich es. Begreifen Sie doch, daß es mir persönlich ganz gleichgültig ist! Ich will es deswegen, um für unsere Sache ruhig sein zu können. Daß man sich auf einen Menschen nicht verlassen kann, sehen Sie doch selbst. Ich verstehe nichts davon, was Sie da ... — ich meine, warum Sie sich umbringen wollen. Nicht ich habe diese Phantasie für Sie ausgedacht, sondern Sie selbst, und mitgeteilt haben Sie es zuerst nicht mir, sondern den anderen ausländischen Gliedern. Und vergessen Sie nicht, daß niemand es von Ihnen herausgezogen hat, es kannte Sie ja keiner von ihnen, sondern Sie selbst sind gekommen und haben Ihre Gedanken mitgeteilt — aus Sentimentalität wahrscheinlich. Wer ist aber jetzt daran schuld, wenn damals daraufhin ein Plan für gewisse Taten hier in der

Stadt entworfen wurde, und die Hauptsache: mit Ihrer Einwilligung und auf Ihren Vorschlag — nicht zu vergessen, auf Ihren Vorschlag! Schon deshalb denke ich, daß Sie unsere gemeinsame Sache jetzt nicht mehr verraten können. Sie haben sich so benommen, daß Sie schon zu viel Ueberflüssiges wissen. Wenn Sie nun Furcht bekommen haben und morgen denunzieren gehen, so wird das genau genommen nur noch vorteilhaft für uns sein, was meinen Sie? Nein, Sie haben sich verpflichtet, Sie haben Ihr Wort gegeben, haben Geld genommen: was Sie alles unmöglich leugnen können."

Pjotr Stepanowitsch regte sich immer mehr und mehr auf und sprach unklar und zusammenhanglos, aber Kirilloff hörte ihm schon längst nicht mehr zu, sondern schritt wieder in Gedanken versunken auf und ab.

„Schatoff tut mir leid," sagte er endlich und blieb wieder vor Pjotr Stepanowitsch stehen.

„Aber mir tut er ja auch lei . . . —"

„Schweig, Schurke!" schrie Kirilloff wild auf und machte eine furchtbare und unzweideutige Bewegung. „Ich schlag dich tot!"

„Nun, nun, nun, habe gelogen, gebe es selber zu, er tut mir nicht ein bißchen leid: nun, genug doch, genug!" rief Pjotr Stepanowitsch, der aufgesprungen war und furchtsam und unsicher den Arm wie zum Schutz aufhob.

Kirilloff wandte sich plötzlich von ihm ab und nahm seinen Weg durch das Zimmer wieder auf.

„Ich schiebe es nicht auf, ich will mir gerade jetzt das Leben nehmen: alle sind solche Schurken!"

„Nun, das ist doch ein Gedanke! Selbstverständ-

lich sind alle Schurken! Da muß es denn wohl einem anständigen Menschen ekelhaft werden, in der Welt zu ..."

„Dummer Mensch, ich bin ganz eben solch ein Schurke wie du, wie alle, aber kein anständiger. Ein anständiger ist noch niemals nirgends gewesen."

„Na, endlich also erraten! Haben Sie denn wirklich bis jetzt noch nicht verstehen können, Kirilloff, Sie mit Ihrem Verstande, daß alle ein und dieselben sind, daß es weder bessere noch schlechtere Menschen gibt, sondern nur klügere und dümmere, und daß, wenn alle Schurken sind — was nebenbei bemerkt Unsinn ist — es folglich auch keinen Einzelschurken geben kann!"

„Ah! Du lachst wirklich nicht?" fragte ihn Kirilloff etwas verwundert. „Du sprichst mit Eifer und offen .. Haben denn auch solche wie du Ueberzeugungen?"

„Kirilloff, ich habe nie verstehen können, warum Sie sich töten wollen. Ich weiß nur, daß Sie es aus Ueberzeugung ... aus fester Ueberzeugung tun. Aber wenn Sie das Bedürfnis fühlen, sich, wie man sagt, mitzuteilen, so stehe ich zu Ihrer Verfügung ... Nur muß man die Zeit im Auge behalten ..."

„Wie viel ist die Uhr?"

„Oho, punkt zwei," sagte Pjotr Stepanowitsch, der seine Uhr herausgezogen hatte, worauf er sich dann eine Zigarette anzündete.

„Ich glaube, ich werde doch noch mit ihm fertig werden können," dachte er bei sich.

„Ich habe dir nichts zu sagen," brummte Kirilloff.

„Ich erinnere mich noch, daß da irgend etwas von Gott dabei war ... Sie haben es mir doch einmal er-

klärt, oder sogar zweimal... Wenn Sie sich erschießen, so werden Sie Gott, so war es doch, wenn ich mich nicht täusche?"

„Ja, ich werde Gott."

Pjotr Stepanowitsch lächelte nicht einmal, er wartete: Kirilloff blickte ihn scharf an.

„Sie sind ein politischer Betrüger und Intrigant, Sie wollen mich auf die Philosophie hinüberführen und in Begeisterung bringen, und eine Versöhnung mit mir machen, um den Aerger zu vertreiben, und wenn ich mich versöhne, dann den Brief erbitten, daß ich Schatoff getötet habe."

Pjotr Stepanowitsch antwortete fast mit natürlicher Offenheit.

„Nun, mag ich das auch gedacht haben! Ist es Ihnen in den letzten Augenblicken nicht ganz gleichgültig, Kirilloff? Worüber zanken wir uns überhaupt, sagen Sie doch bitte selbst: Sie sind solch ein Mensch, und ich bin wieder solch ein Mensch, nun, und was liegt denn daran? Und beide noch dazu..."

„Schurken."

„Gut, meinetwegen auch Schurken. Sie wissen doch, daß das nur Worte sind."

„Ich habe mein ganzes Leben nicht gewollt, daß es nur Worte sind. Ich habe auch nur deswegen gelebt, weil ich immer nicht wollte. Ich will auch jetzt jeden Tag, daß es nicht nur Worte sind."

„Nun, jeder sucht, wo es besser ist. Ein Fisch... das heißt, jeder sucht seinen Komfort... in seiner Art — und das ist alles. Außerordentlich lange schon bekannt."

„Komfort, sagst du?"

„Nun, lohnt es sich denn, sich um Worte zu streiten?"

„Nein, du hast das gut gesagt: meinetwegen — Komfort. Gott ist unentbehrlich und darum muß er sein."

„Vorzüglich, wunderbar."

„Aber ich weiß, daß er nicht ist und nicht sein kann."

„Das ist schon richtiger."

„Verstehst du denn wirklich nicht, daß ein Mensch mit zwei solchen Gedanken nicht leben bleiben kann?"

„Sich also erschießen muß?"

„Verstehst du denn wirklich nicht, daß man schon wegen dieses allein sich erschießen muß? Du kannst es nicht verstehen, daß solch ein Mensch sein kann, ein einziger Mensch von allen euren tausend Millionen, einer, der nicht will und nicht erträgt."

„Ich verstehe nur, daß Sie, wie's scheint, schwanken. ... Das aber ist höchst gemein."

„Auch Stawrogin ist von der Idee verschlungen," sagte Kirilloff, die Bemerkung überhörend, und schritt finster durch das Zimmer.

„Wie?" fragte Pjotr Stepanowitsch, die Ohren spitzend, „was für eine Idee? Hat er Ihnen selbst irgend etwas gesagt?"

„Nein, ich habe selbst erraten: wenn Stawrogin glaubt, so glaubt er nicht, daß er glaubt. Wenn er aber nicht glaubt, so glaubt er nicht, daß er nicht glaubt."

„Nun, Stawrogin hat noch etwas anderes, etwas Gescheiteres als das ..." brummte Pjotr Stepanowitsch

ärgerlich, unruhig die neue Wendung des Gespräches verfolgend.

Kirilloff war bleich und ging immer noch auf und ab.

„Zum Teufel, er wird sich nicht erschießen," dachte Pjotr Stepanowitsch, sein Opfer aufmerksam beobachtend. „Habe es ja immer vorausgefühlt, war nur ein Gehirnknorpel, die ganze Idee, und weiter nichts. Solch ein Lumpenpack, diese Kerls, wahrhaftig!"

„Du bist der letzte, der bei mir ist: ich würde nicht böse mit dir auseinandergehen wollen," sagte plötzlich Kirilloff.

Pjotr Stepanowitsch antwortete nicht sofort. „Weiß der Teufel, was das nun wieder ist!" dachte er.

„Glauben Sie mir, Kirilloff, daß ich nie etwas gegen Sie persönlich gehabt habe und immer ..."

„Du bist ein Schurke und ein falscher Verstand. Aber ich bin ganz dasselbe wie du und erschieße mich, du aber bleibst lebendig."

„Sie wollen wohl sagen, daß ich so niedrig bin und leben bleibe."

Er war noch nicht ganz sicher, ob es vorteilhaft oder unvorteilhaft war, im gegebenen Moment solch ein Gespräch weiterzuführen, und entschloß sich daher, alles „den Umständen zu überlassen". Der Ton der Ueberlegenheit und der unverhohlenen Verachtung Kirilloffs für ihn hatten ihn schon immer gereizt: diesmal ärgerten sie ihn aus irgend einem Grunde noch viel mehr wie früher. Vielleicht auch deshalb, weil Kirilloff, der schon in ungefähr einer Stunde sterben mußte — daran glaubte Pjotr Stepanowitsch trotz allen zeitweiligen Zweifelns — ihm bereits mehr wie ein Halbmensch er-

schien, wie etwas, dem man auf keine Weise mehr erlauben durfte, auch noch stolz und hochmütig zu sein.

„Sie wollen sich, wie's scheint, damit vor mir großtun, daß Sie sich erschießen werden?"

„Ich habe mich immer gewundert, daß alle leben bleiben," sagte Kirilloff, der auch diese Bemerkung wieder überhört hatte.

„Hm! nehmen wir an, daß das eine Idee ist, aber ..."

„Du Affe, du stimmst zu, um mich zu besiegen. Schweig, du kannst nichts verstehen. Wenn Gott nicht ist, so bin ich Gott."

„Sehen Sie, diesen Punkt habe ich nie bei Ihnen begreifen können. Warum sind Sie dann Gott?"

„Wenn Gott ist, so ist aller Wille sein, und aus seinem Willen kann ich nicht. Wenn nicht, so ist aller Wille mein und ich bin verpflichtet, Eigenwille zu offenbaren."

„Eigenwille? Und warum verpflichtet?"

„Darum, weil aller Wille mein geworden ist. Kann denn wirklich kein einziger auf dem ganzen Planeten, nachdem er mit Gott ein Ende gemacht hat und nur an seinen Eigenwillen glaubt, es wagen, Eigenwille zu zeigen, Eigenwille gerade im Hauptpunkte? Das ist so, wie wenn ein Armer eine Erbschaft bekommt und erschrickt und nicht wagt, zum Geldsack zu gehen, weil er sich für nicht stark genug hält, zu besitzen. Ich will Eigenwille beweisen. Und wenn auch nur ich allein, aber ich tue es."

„Tun Sie's nur!"

„Ich bin verpflichtet, mich zu erschießen, weil der

höchste Punkt meines Eigenwillens dies ist: sich selbst zu töten."

„Aber Sie sind doch nicht der einzige, der sich selbst tötet; es gibt so viele Selbstmörder."

„Mit einer Ursache: ja, viele. Aber ganz ohne alle Ursache und nur zum Eigenwillen: Ich allein."

„Wird sich nicht erschießen," zuckte es durch Pjotr Stepanowitschs Gedanken.

„Wissen Sie was," bemerkte er geärgert, „ich würde an Ihrer Stelle, um Eigenwille zu offenbaren, erst irgend einen anderen, aber nicht mich selbst, erschlagen. Könnten sich damit noch nützlich machen. Ich werde Ihnen sagen wen, wenn Sie nicht erschrecken. Dann brauchen Sie sich meinetwegen auch heute noch nicht zu erschießen. Man könnte sich besprechen."

„Einen anderen töten wird gleich zum allerniedrigsten Punkte meines Eigenwillens und darin bist du ganz du! Ich bin nicht du: ich will den höchsten Punkt und töte mich."

„Glücklich mit seinem eigenen Verstand so weit gekommen," brummte Pjotr Stepanowitsch boshaft.

„Ich bin verpflichtet, den Unglauben zu verkünden," sprach Kirilloff, immer noch auf- und abschreitend. „Für mich ist nichts höher, als die Idee — daß Gott nicht ist. Wenn ich das sage, spricht die ganze Geschichte der Menschheit für mich. Der Mensch hat ja nichts anderes getan, als in verschiedener Form Gott ausgedacht, um leben zu können, ohne sich totzuschlagen. Darin besteht die ganze Weltgeschichte bis auf den heutigen Tag. Ich allein in der ganzen Weltgeschichte habe mir

zum ersten Mal nicht Gott ausdenken wollen. Das soll man ein für alle Mal erfahren."

„Wird sich nicht erschießen," dachte Pjotr Stepanowitsch wieder.

„Wer soll es denn erfahren?" schürte er gleich darauf. „Hier sind nur Sie und ich! Liputin etwa?"

„Alle sollen es erfahren. Alle werden es erfahren .. Es gibt nichts in der Welt, was nicht einmal offenbar würde. Das hat E r gesagt."

Und er wies in fieberhaftem Entzücken auf das Bild des Heilandes, vor dem das Lämpchen brannte. Pjotr Stepanowitsch verlor seine letzte Geduld.

„An ihn also glauben Sie immer noch? Haben auch das Lämpchen angezündet! Tun Sie das vielleicht auch ‚auf alle Fälle'?"

Der andere schwieg.

„Wissen Sie, meiner Meinung nach glauben Sie womöglich noch mehr als ein Pope."

„An wen? An I h n? Höre," sagte stehen bleibend Kirilloff und sah mit starrem, fanatischem Blick vor sich hin. „Höre eine große Idee: es war auf der Erde ein Tag und in der Mitte der Erde standen drei Kreuze. Einer am Kreuze glaubte so, daß er dem anderen sagte: ‚Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.' Der Tag verging, beide starben, gingen hin und fanden weder Paradies noch Auferstehung. Die Worte bewahrheiteten sich nicht. Höre: dieser Mensch war der größte auf der ganzen Welt, war das, wozu sie lebt. Der ganze Planet, mit allem, was auf ihm ist, ist ohne diesen Menschen — nur ein Wahnsinn.

Es war weder vor Ihm, noch nach Ihm einer seinesgleichen, niemals, sogar bis zum Wunder. Das ist ja das Wunder, daß keiner vor ihm war noch nach ihm sein wird, niemals. Aber wenn dem so ist, wenn die Gesetze der Natur auch diesen nicht verschont haben, sogar ihr eigenes Wunder nicht verschont haben und auch Ihn zwangen, mitten in der Lüge zu leben und für die Lüge zu sterben, so ist folglich der ganze Planet Lüge und beruht nur auf Lüge und dummem Spott. Folglich sind sogar die Gesetze des Planeten Lüge und des Teufels Werk. Wozu dann leben, antworte mir, wenn du ein Mensch bist?"

„Das ist ja eine ganz andere Sache. Mir scheint, daß sich hier bei Ihnen zwei verschiedene Dinge vermischt haben: das aber ist sehr unzuverlässig. Erlauben Sie, wenn Sie nun Gott sind? Wenn die Lüge beendet ist und Sie erraten haben, daß die ganze Lüge nur daher kommt, daß der frühere Gott da war?"

„Endlich hast du es verstanden!" rief Kirilloff entzückt. „Also kann man es doch verstehen, wenn sogar solch einer wie du es verstanden hat! Verstehst du jetzt, daß die ganze Errettung für alle ist — allen diesen Gedanken zu beweisen! Wer aber beweist es? Ich!!! Ich verstehe nicht, wie bis jetzt ein Atheist wissen konnte, daß Gott nicht ist und sich doch nicht sofort selbst tötete? Erkennen, daß Gott nicht ist und nicht auch im selben Augenblick erkennen, daß man dadurch selbst Gott geworden ist — ist eine Ungereimtheit, sonst würde man sich unbedingt selbst töten. Wenn du erkennteſt — du bist der Zar und du tötest dich nicht selbst, sondern wirst im allergrößten Ruhm leben — gut! Aber einer, der-

jenige, der der erste ist, muß sich unbedingt selbst töten, denn wer wird sonst anfangen und beweisen? Das nun bin Ich, der sich selbst tötet, um zu beginnen und zu beweisen. Ich bin noch unfreiwillig Gott und bin unglücklich, denn ich bin verpflichtet, Eigenwille zu offenbaren. Alle sind unglücklich, weil alle sich fürchten, Eigenwille zu offenbaren. Der Mensch ist bis jetzt nur darum so unglücklich und arm gewesen, weil er sich fürchtete, den Hauptpunkt des Eigenwillens zu offenbaren und seinen Eigenwillen immer nur ein wenig so an den Rändern herum gezeigt hat, wie ein Schuljunge. Ich bin furchtbar unglücklich, denn ich habe furchtbar Angst. Die Angst: das ist der Fluch des Menschen ... Aber ich offenbare Eigenwillen, ich bin verpflichtet, fest zu glauben, daß ich nicht glaube. Ich werde beginnen und werde beenden, und werde die Tore öffnen. Ich werde erretten! Nur dieses allein wird alle Menschen erretten und schon in der nächsten Generation wie verwandeln. Ich meine das sogar körperlich! Denn in der jetzigen körperlichen Form kann, so viel ich glaube, der Mensch ohne den früheren Gott nicht sein. Ich habe drei Jahre das Attribut meiner Gottheit gesucht und habe schließlich gefunden: das Attribut meiner Gottheit ist — Eigenwille! Das ist alles, womit ich im Hauptpunkt meine Nichtunterwürfigkeit beweisen kann und meine neue furchtbare Freiheit. Denn sie ist maßlos furchtbar. Ich töte mich, um meine Nichtunterwürfigkeit zu beweisen und meine neue furchtbare Freiheit."

Sein Gesicht war unheimlich bleich, sein Blick unerträglich schwer. Er war wie im Fieber.

Pjotr Stepanowitsch dachte schon: Ob er nicht krank

werden kann? Ohnmächtig —? hinstürzen —? zuckte es ihm durch den Kopf.

„Gib die Feder!" rief Kirilloff plötzlich ganz unerwartet in begeisterter Verzückung — „diktiere, ich unterschreibe alles! Auch, daß ich Schatoff getötet, unterschreibe ich! Diktiere, so lange es mir lachhaft ist! Ich fürchte die Gedanken der anmaßenden Sklaven nicht! Du wirst selbst sehen, daß alles Geheimnisvolle offenbar werden wird! Und du wirst zerdrückt werden, du... Ich aber glaube! Ich glaube!"

Pjotr Stepanowitsch fuhr blitzschnell vom Sofa, gab im Nu das Tintenfaß und ein Blatt Papier und begann, um den günstigen Augenblick nicht vorüber zu lassen, sofort zu diktieren, — zitternd für das Gelingen.

„Ich, Alexei Kirilloff, erkläre..."

„Wart! Will nicht! Erkläre wem?"

Kirilloff bebte. Fieber schüttelte ihn. Diese Erklärung und irgend ein plötzlicher besonderer Gedanke, schien es, hatten ihn in einen Strudel hinunter gerissen und verschlungen, als ob sie ein Ausweg wären, auf den sich, wenn auch nur auf einen Augenblick, sein armer gequälter Geist flüchtete.

„Erkläre wem? Will wissen wem?"

„Ach, niemandem, allen, dem ersten, der es liest! Wozu bestimmen? Der ganzen Welt!"

„Der ganzen Welt? Bravo! Und daß keine Reue nötig ist! Ich will nicht bereuen. Und ich will auch nicht an die Obrigkeit!"

„Aber nein doch, ist doch nicht nötig, zum Teufel mit der Obrigkeit! Aber so schreiben Sie doch, wenn

Sie ernstlich!..." schrie Pjotr Stepanowitsch nervös und ungewöhnlich erregt.

„Wart! Ich will erst eine Fratze mit herausgestreckter Zunge malen."

„E—e, Unsinn! Teufel, das kann man auch ohne Malerei ausdrücken, einfach mit dem Ton."

„Mit dem Ton? Das ist gut. Ja, mit dem Ton, mit dem Ton! Diktier mir mit dem Ton!"

„Ich, Alexei Kirilloff," diktierte fest und befehlend Pjotr Stepanowitsch, über die Schulter Kirilloffs gebeugt und jeden Buchstaben, den dieser mit seiner zitternden Hand schrieb, mit den Augen verfolgend, „— ich, Kirilloff, erkläre, daß ich heute, am ...sten Oktober, am Abend um acht Uhr, den Studenten Schatoff im Park getötet habe und zwar für Verrat und Anzeige der Proklamationen, sowie Fedjkas, der bei uns beiden im Filippoffschen Hause zehn Tage gewohnt und genächtigt hat. Ich erschieße mich aber heute mit einem Revolver nicht deswegen, daß ich bereue und euch fürchte, sondern weil ich schon im Auslande die Absicht hatte, mir das Leben zu nehmen."

„Und das ist alles?" fragte erstaunt und unwillig Kirilloff.

„Kein Wort mehr!" sagte Pjotr Stepanowitsch, mit der Hand abwinkend, und suchte ihm das Papier zu entreißen.

„Wart!" rief Kirilloff und legte fest seine Hand auf das Blatt. „Wart, Unsinn! Ich will, mit wem ich erschlagen habe. Warum Fedjka? Ich will alles und will sie noch ausschimpfen im Ton, im Ton!"

„Genug, Kirilloff, ich versichere Ihnen, das ist voll-

kommen genug!“ flehte Pjotr Stepanowitsch geradezu, denn er zitterte vor Angst, daß Kirilloff vielleicht das Papier wieder zerreißen würde. „Damit die es glauben, muß man so dunkel wie möglich, nur mit Andeutungen, gerade so! Man muß nur ein Eckchen der Wahrheit zeigen, nur so viel, um sie zu zerren. Die werden sich schon selbst weit mehr vorlügen, als wir es könnten, und sich werden sie natürlich mehr glauben als uns — und das ist doch gerade am besten, am allerbesten so! Geben Sie, es ist wundervoll so. Geben Sie! Geben Sie!“

Und er bemühte sich immer noch, das Papier fortzunehmen und unter der Hand wegzuziehen. Kirilloff hatte die Augen weit aufgerissen, hörte wohl auch zu und schien begreifen zu wollen, doch hatte er wahrscheinlich schon aufgehört, zu verstehen.

„Teufel!“ ärgerte sich plötzlich Pjotr Stepanowitsch. „Er hat ja noch gar nicht unterschrieben! Was starren Sie denn so, unterschreiben Sie doch!“

„Ich will ausschimpfen ...“ murmelte Kirilloff, nahm aber doch gehorsam die Feder und schrieb seinen Namen. „Ich will ausschimpfen ...“

„Schreiben Sie meinetwegen: Vive la république, und damit dann genug.“

„Bravo!“ schrie, brüllte fast Kirilloff vor Entzücken auf. „Vive la république démocratique, sociale et universelle ou la mort! ... Nein, nein, nicht so. Liberté, egalité, fraternité ou la mort. Das ist noch besser, noch besser,“ und er schrieb es mit sichtlichem Hochgenuß unter seinen Namenszug.

„Genug jetzt, wirklich genug!" wiederholte Pjotr Stepanowitsch.

„Wart noch ein bißchen ... Ich, weißt du, werde noch einmal auf französisch unterschreiben: ‚de Kiril-loff, gentilhomme russe et citoyen du monde'. Hahahahaha!" lachte er lustig auf. „Nein, nein, nein, wart, habe es noch besser gefunden, am allerbesten, Heureka! — ‚gentilhomme-séminariste russe et citoyen du monde civilisé!' Das ist am aller-besten ..." — — — und er sprang jäh auf, ergriff plötzlich schnell seinen Revolver, stürzte in das andere Zimmer und schlug die Tür fest hinter sich zu.

Pjotr Stepanowitsch stand einen Augenblick nach-denklich da und sah gespannt auf die geschlossene Tür.

„Falls sofort, so tötet er sich, fängt er aber an zu denken — dann wird nichts geschehen."

Da alles ruhig blieb, setzte er sich wieder und nahm das Blatt in die Hand, um es noch einmal durchzusehen. Die Abfassung gefiel ihm wieder ungemein.

„Was fehlt uns jetzt! S'ist ja weiter nichts nötig, wie sie auf eine Zeitlang ganz aus der Fassung zu bringen und abzulenken. Park? In der Stadt ist kein Park, nun, und werden schon mit eigenem Verstand so weit kommen, daß sie auf Skworeschniki verfallen. Bis sie aber so weit nachdenken, vergeht Zeit, bis sie suchen — wieder Zeit, und finden sie die Leiche — so war die Wahrheit geschrieben worden, folglich ist dann auch alles richtig, folglich auch das von Fedjka richtig. Was aber bedeutet Fedjka? Fedjka — das ist der Brand, die Feuersbrunst, Fedjka, das sind Lebädkins: folglich ist alles aus dem Filippoffschen Hause gekommen und sie

haben nichts gesehen, sie haben nichts durchschauen können, — das wird sie schon so wie so ganz toll machen und nur noch mehr verwirren! Die Unsrigen aber werden ihnen überhaupt nicht in den Kopf kommen: Schatoff und Kirilloff und Fedjka und Lebädkin — Warum sie aber einander totgeschlagen? da haben sie dann noch so eine kleine Frage! Teufel, aber der Schuß jetzt! Der Schuß! Der Schuß!"

Wenn er auch gelesen und sich über die Abfassung gefreut, so hatte er doch auch jeden Augenblick mit quälender Unruhe gehorcht und nun, plötzlich — geriet er außer sich. Erregt zog er die Uhr heraus: es war schon sehr spät, Kirilloff mochte bereits vor zehn Minuten hinausgegangen sein ... Er ergriff das Licht und ging zur Tür des Nebenzimmers, in dem sich der andere eingeschlossen hatte. An der Tür fiel ihm plötzlich ein, daß auch das Licht schon heruntergebrannt war und vielleicht nach zwanzig Minuten auslöschen würde, ein anderes aber nicht vorhanden war. Er ergriff die Klinke und horchte vorsichtig. Kein einziger Laut drang aus dem anderen Zimmer. Da öffnete er die Tür und erhob das Licht: etwas brüllte auf und stürzte auf ihn zu. Mit aller Kraft schlug er die Tür wieder zu und stemmte sich gegen sie, aber schon war alles verstummt — und wieder Totenstille.

Lange stand er so in seiner Unentschlossenheit mit dem Licht in der Hand. In dem Augenblick, da er die Tür geöffnet, hatte er nur sehr wenig sehen können, aber er erinnerte sich doch des Gesichts Kirilloffs, der am anderen Ende des Zimmers am Fenster gestanden, und der tierischen Wut, mit der er sich gegen die Tür geworfen

hatte. Plötzlich regte sich wieder etwas im Nebenzimmer.

Pjotr Stepanowitsch stellte schnell das Licht auf den Tisch, ergriff seinen Revolver und sprang auf den Fußspitzen zur Seite in die entgegengesetzte Ecke, so daß er, falls Kirilloff die Tür öffnen und auf den Tisch zuschreiten würde, noch vor Kirilloff zielen und abdrücken könnte.

Aber es blieb wieder alles ruhig.

An den Selbstmord hatte Pjotr Stepanowitsch schon beinahe aufgehört zu glauben.

„Er stand offenbar und dachte," ging es Pjotr Stepanowitsch blitzartig durch den Kopf. „Dazu noch ein dunkles, unheimliches Zimmer ... Er brüllte auf und stürzte zur Tür — hier sind zwei Möglichkeiten: entweder störte ich ihn gerade in dem Augenblick, da er den Hahn abdrücken wollte, oder ... oder er stand und überlegte, wie er — mich töten könnte. Ja, das wird's wohl sein, er überlegte ... Er weiß, daß ich nicht vorher fortgehe, als bis ich ihn getötet habe, wenn er selbst dazu zu feige ist — also muß er mich zuerst totschlagen, damit nicht ich ihn totschlage ... Und wieder, wieder ist es dort totenstill! Sogar unheimlich: plötzlich macht er die Tür los ... Die Schweinerei ist ja bloß, daß er an Gott weit mehr glaubt wie ein Pope ... Wird sich auf keinen Fall erschießen! ... Diese, die mit ‚eigenem Verstande so weit kommen', vermehren sich ja jetzt ungeheuer. Lumpenpack! Pfui Teufel! und das Licht, das fehlt noch, daß das ausgeht! Nach einer Viertelstunde ist es bestimmt ausgebrannt ... Muß Schluß machen, muß unbedingt, was es auch koste, Schluß machen ... Nun,

totschlagen kann man ihn ja jetzt... Mit diesem Papier kann niemand denken, daß ich ihn erschossen habe. Ich werde ihn schon so auf die Diele legen und zurechtbiegen können, mit abgeschossenem Revolver in der Hand, daß man unbedingt glauben muß, er selbst... Teufel, wie nur erschießen? Ich öffne, aber er wird sich wieder auf mich stürzen und noch vor mir abschießen. Teufel, nein, er wird natürlich nicht treffen... Immerhin..."

So quälte er sich hin und her und ward immer unruhiger infolge der Unabwendbarkeit seines Vorhabens einerseits und der eigenen Unentschlossenheit anderseits. Schließlich ergriff er den Leuchter wieder und trat nochmals leise an die Tür, wobei er den Revolver hob und den Hahn spannte, dann mit der linken Hand, in der er das Licht hielt, die Klinke zu öffnen versuchte — aber es gelang nicht: das Schloß kreischte nur und öffnete sich nicht. „Er wird direkt schießen!" dachte Pjotr Stepanowitsch, riß die Tür auf und erhob Licht und Revolver... Doch kein Schuß ertönte... Auch kein Schrei... Im Zimmer war kein Mensch zu sehen.

Er fuhr zusammen. Einen anderen Ausgang hatte das Zimmer nicht. Er hob das Licht noch höher und blickte aufmerksamer hinein: nein, kein Mensch. Halblaut rief er einmal Kirilloff und dann zum zweiten Mal lauter, aber niemand antwortete.

„Sollte er durchs Fenster gesprungen sein?"

Tatsächlich war das Klappfenster offen.

„Blödsinn, durchs Klappfenster kann er doch nicht durch." Pjotr Stepanowitsch ging durch das ganze Zimmer zum Fenster. Unmöglich konnte er hier durch! Plötzlich wandte er sich hastig um und — fuhr zurück.

An der dem Fenster entgegengesetzten Wand stand rechts von der Tür ein Schrank. An der rechten Seite dieses Schrankes aber, in der Ecke zwischen der anderen Wand und dem Schrank, stand Kirilloff und stand furchtbar sonderbar, — unbeweglich, stramm, die Hände militärisch an den Nähten, den Kopf erhoben und mit dem Rücken ganz in der Ecke fest an die Wand gepreßt .. Allem Anschein nach wollte er sich verstecken ... Aber das war wiederum gar nicht zu glauben. Pjotr Stepanowitsch stand ein wenig schräg der Ecke gegenüber und konnte nur die hervortretenden Teile der Gestalt sehen. Er entschloß sich immer noch nicht, vorzutreten, und das Rätsel zu lösen. Sein Herz schlug laut. Plötzlich aber erfaßte ihn eine rasende Wut. Er stieß einen kurzen Schrei aus. Und stürzte zur furchtbaren Stelle.

Doch wie er nun unmittelbar vor Kirilloff stand, schauderte er wieder zurück. Vor allem war es so unheimlich, daß die Gestalt sich trotz seines Schreis und wütenden Anlaufs nicht einmal bewegte, nicht einmal zuckte, auch nicht mit einem einzigen Gliede — ganz, als ob sie eine große Puppe wäre. Das bleiche Gesicht war noch unheimlicher, die schwarzen Augen waren unbeweglich und sahen auf irgend einen Punkt in der Luft. Pjotr Stepanowitsch führte das Licht von oben nach unten und wieder nach oben und sah aufmerksam dieses Gesicht an. Da bemerkte er plötzlich, daß Kirilloff, wenn er auch geradeaus in die Luft blickte, ihn doch von der Seite gleichzeitig ansah und womöglich noch beobachtete. Der Gedanke kam ihm, das Licht „diesem Schurken“ an das Gesicht zu legen, anzubrennen, um zu sehen, was er dann wohl tun würde. Plötzlich aber schien es ihm,

daß dessen Kinn sich bewegte und über die Lippen ein spöttisches Lächeln huschte — ganz, als ob der seinen Gedanken erraten hätte. Außer sich vor Wut packte Pjotr Stepanowitsch Kirilloff an der Schulter.

Da geschah aber etwas dermaßen Unglaubliches und so schnell, daß Pjotr Stepanowitsch später seiner Erinnerung selbst nicht mehr traute. Kaum hatte er Kirilloff berührt, als der plötzlich seinen Kopf fallen ließ und ihm mit diesem Kopf das Licht aus der Hand schlug. Der Leuchter fiel mit lautem Gepolter auf die Diele und das Licht erlosch. Im selben Augenblick noch fühlte er einen furchtbaren Schmerz im kleinen Finger seiner linken Hand. Er schrie auf, und später wußte er nur noch, daß er, außer sich, Kirilloff, der fortgesetzt seinen Finger biß, dreimal mit dem Revolver auf den Kopf geschlagen hatte. Doch es gelang ihm endlich noch, den Finger herauszureißen. Er stürzte fort, so schnell er es in der Dunkelheit nur konnte, aus dem Zimmer, aus dem Hause. Ihm nach aber drangen durch die Nacht die furchtbaren Schreie:

„Sofort, sofort, sofort, sofort!"

Mehr als zehnmal. Aber Werchowenski lief immer noch weiter. Er suchte schon im Flur die Ausgangstür, als plötzlich ein lauter Schuß erschallte. Da erst blieb er stehen und erwog fünf Minuten lang. Endlich kehrte er wieder um und ging in das Haus zurück. Zuerst mußte Licht geschafft werden. Dazu brauchte er nur den aus der Hand geschlagenen Leuchter rechts vom Schrank auf der Diele aufzusuchen: aber womit dann den Lichtstumpf anzünden? Er selbst hatte nichts bei sich. Eine dunkle Erinnerung zog ihm durch den Kopf:

es war ihm, als ob er am Abend vorher, als er in die Küche zu Fedjka gestürzt war, in der Ecke auf dem Küchenbrett flüchtig eine große Streichholzschachtel bemerkt hätte. Tastend ging er also erst nach links zur Küchentür, fand sie schließlich und stieg dann die drei Stufen hinunter. Richtig: auf dem Brett, gerade auf demselben Fleck, dessen er sich erinnert hatte, fand er in der Dunkelheit eine große, noch nicht geöffnete Streichholzschachtel. Ohne anzuzünden, kehrte er schnell wieder zurück und erst beim Schrank, auf derselben Stelle, wo er vorhin gestanden, als er den ihn beißenden Kirilloff mit dem Revolver auf den Kopf geschlagen hatte, fiel ihm plötzlich sein gebissener Finger ein, und in derselben Sekunde fühlte er auch einen fast unerträglichen Schmerz in ihm. Er biß die Zähne zusammen, zündete mit genauer Not noch den kleinen Lichtstumpf an und sah sich dann erst um: nicht weit vom Fenster lag, mit den Füßen zur rechten Ecke des Zimmers, die Leiche Kirilloffs. Er hatte sich in die rechte Schläfe geschossen und die Kugel war oben an der linken Seite wieder durch den Schädel geschlagen. Blut und Hirnspritzer sah man auf der Diele. Der Revolver war in der Hand des Selbstmörders geblieben. Der Tod mußte sofort eingetreten sein. Nachdem Pjotr Stepanowitsch alles genau betrachtet hatte, erhob er sich wieder und ging auf den Fußspitzen aus dem Zimmer, schloß hinter sich die Tür, stellte das Licht auf den Tisch vor dem Sofa, dachte ein wenig nach und entschloß sich dann, es nicht auszulöschen, da dadurch doch kein Brand entstehen konnte. Er blickte noch einmal auf das Dokument und lächelte mechanisch. Darauf verließ er dann, ich weiß nicht

warum immer noch auf den Fußspitzen leise gehend, endgültig langsam das Haus. Wieder kroch er durch Fedjkas geheimen Gang und schloß ihn von neuem ordentlich, so wie es sich gehörte, hinter sich mit dem Brett.

III

Zehn Minuten vor sechs gingen Pjotr Stepanowitsch und Erkel auf dem Bahnhof längs dem diesmal ziemlich langen Zuge auf und ab. Pjotr Stepanowitsch fuhr fort und Erkel begleitete ihn. Das Gepäck war schon aufgegeben worden, der Reisesack lag auf dem ausgesuchten Platz in einem Waggon der zweiten Klasse. Das erste Glockenzeichen war schon ertönt und man wartete auf das zweite. Pjotr Stepanowitsch sah sich wie gewöhnlich neugierig nach allen Seiten um, und betrachtete die Einsteigenden. Nähere Bekannte aber traf er nicht. Allem Anschein nach wollte Erkel in den letzten Minuten noch von etwas Wichtigerem sprechen — wenn er auch vielleicht selbst nicht wußte, worüber eigentlich; aber er wagte nicht anzufangen. Es schien ihm sogar, daß er Pjotr Stepanowitsch lästig fiel und daß der mit Ungeduld auf das zweite Glockenzeichen wartete.

„Sie sehen so offen alle Menschen an," bemerkte er etwas schüchtern, als wollte er warnen.

„Warum soll ich denn nicht? Noch darf ich mich nicht verstecken. Ist noch zu früh. Beunruhigen Sie sich nicht. Nur eines fürchte ich, daß der Teufel mir den Liputin auf den Hals schickt, der könnte es riechen und herlaufen!"

„Pjotr Stepanowitsch, die sind nicht zuverlässig," sagte Erkel endlich schüchtern.

„Liputin?"

„Alle, Pjotr Stepanowitsch."

„Unsinn, jetzt sind sie durch das Gestrige gebunden. Kein einziger wird verraten. Wer wird sich denn selbst ins Unglück stürzen, wenn er nicht den Verstand verliert?"

„Aber die haben doch den Verstand verloren!"

Dieser Gedanke war wahrscheinlich auch Pjotr Stepanowitsch schon durch den Kopf gegangen. Darum ärgerte ihn diese Bemerkung Erkels noch mehr.

„Sind Sie vielleicht nicht auch schon feig geworden, Erkel? Ich vertraute Ihnen eigentlich mehr, als all den anderen zusammen. Jetzt weiß ich, was jeder wert ist. Teilen Sie ihnen alles heute noch mündlich mit, ich vertraue sie Ihnen an. Gehen Sie schon am Morgen zu allen. Meine schriftliche Instruktion können Sie ihnen morgen oder übermorgen vorlesen, wenn sie versammelt sind und fähig sind, zu vernehmen ... Glauben Sie mir, die haben furchtbare Angst und werden weich wie Wachs sein ... Aber, die Hauptsache, werden Sie nur nicht melancholisch ..."

„Ach, Pjotr Stepanowitsch, es wäre wirklich besser, wenn Sie nicht fortfahren würden!"

„Aber ich fahre doch nur auf ein paar Tage: ich bin sofort wieder zurück."

„Pjotr Stepanowitsch," sagte Erkel schüchtern, „und wenn Sie auch nach Petersburg fahren ... — Ich weiß doch, daß Sie immer nur das für die Sache Notwendige tun!"

„Weniger habe ich auch von Ihnen nicht erwartet, Erkel. Wenn Sie es erraten haben, daß ich nach Petersburg fahre, so werden Sie es auch verstehen können, warum ich ihnen gestern, nach all dem, nicht gleich sagte, daß ich in der Tat so weit fortfahre. Ich hätte sie nur unnütz erschreckt. Sie haben ja selbst gesehen, wie sie waren. Aber Sie begreifen doch auch, daß ich es für die große und wichtige Sache tun muß, für unsere allgemeine Sache, und nicht etwa, um mich in Sicherheit zu bringen, wie da irgend ein Liputin annimmt."

„Pjotr Stepanowitsch, und wenn Sie auch ins Ausland fahren, ich verstehe es doch, ich weiß, daß Sie Ihre Person nicht so aufs Spiel setzen dürfen, denn Sie sind alles, wir aber sind nichts. Oh, ich verstehe schon, Pjotr Stepanowitsch."

Der arme Knabe sprach so von ganzem Herzen, daß seine Stimme zitterte.

„Ich danke Ihnen, Erkel ... Au, Sie haben meinen kranken Finger berührt." Erkel wollte ihm recht fest die Hand drücken. Der kranke Finger war kunstvoll mit schwarzem Taffett verbunden. „Aber ich kann es Ihnen aufrichtig sagen, daß ich in Petersburg bloß ein wenig schnuppern will, bleibe dort im ganzen nur vierundzwanzig Stunden — und dann sofort wieder hierher. Zuerst werde ich mich auf dem Lande bei Gaganoff niederlassen, Sie verstehen doch — Sand in die Augen. Wenn die Unsrigen irgendwo Gefahr wittern sollten, so werde ich als erster an der Spitze sie teilen. Falls ich aber etwas länger in Petersburg bleiben muß, so teile ich es Ihnen sofort mit ... auf die bewußte Manier, und Sie sagen es ihnen dann!"

Das zweite Glockenzeichen ertönte.

„Ah, also noch fünf Minuten bis zur Abfahrt. Ich, wissen Sie, ich würde es nicht wollen, daß diese Gruppe auseinanderfällt. Das heißt, ich fürchte mich ja nicht, brauchen sich um mich weiter keine Sorgen zu machen: solche Maschen des allgemeinen Netzes habe ich genug und brauche nicht um eine einzige so sehr zu bangen. Aber eine Gruppe mehr ist immerhin nicht zu verachten. Uebrigens, für Sie bin ich ganz unbesorgt, wenn ich Sie auch fast allein mit diesen Mißgeburten von Verschwörern zurücklasse: beunruhigen Sie sich nicht, die werden nicht verraten, werden es gar nicht wagen ... — A—a, und auch Sie heute?" rief er plötzlich mit ganz anderer, heiterer Stimme einem sehr jungen Menschen zu, der freundlich auf ihn zutrat, um ihn zu begrüßen und ihm guten Morgen zu wünschen. „Sie fahren also auch mit dem Expreß? Wohin denn? Zur Mama?"

Die Mutter des jungen Menschen war die reichste Gutsbesitzerin des nächsten Gouvernements, und war weitläufig mit Julija Michailowna verwandt, weswegen denn auch der Jüngling jetzt zwei Wochen in unserer Stadt verbracht hatte.

„Nein, ich fahre weiter, nach K... Acht Stunden im Waggon stehen mir bevor. Und Sie nach Petersburg?" fragte der junge Mann fröhlich.

„Warum nehmen Sie so aufs blaue hin an, daß ich nach Petersburg fahre?" fragte Pjotr Stepanowitsch zurück und schien noch heiterer.

Der junge Mensch drohte ihm mit der elegant behandschuhten Rechten.

„Na ja, Sie haben es erraten," flüsterte ihm plötz-

lich Pjotr Stepanowitsch geheimnisvoll zu, ich muß mit Briefen, die Julija Michailowna, na, Sie wissen schon, an was für Menschen, — die übrigens der Teufel holen könnte, — offen gestanden ... na, Sie verstehen schon. Verflixte Arbeit!"

„Aber sagen Sie doch bitte, was fürchtet sie denn plötzlich so?" flüsterte nun auch der junge Mensch. „Sie hat sogar mich gestern nicht empfangen wollen: meiner Meinung nach hat sie doch keinen Grund, für ihren Mann etwas Unangenehmes zu erwarten. Im Gegenteil, er ist noch so anständig beim Brand hingefallen, hat sogar sein Leben aufs Spiel gesetzt, wie man zu sagen pflegt."

„Nun, natürlich doch," lachte Pjotr Stepanowitsch noch lustiger. „Wissen Sie, sie fürchtet aber, daß man von hier aus schon geschrieben hat ... das heißt, gewisse Leute ... Mit einem Wort, hier ist vor allem Stawrogin, oder richtiger Graf K ... Ach, hier ist noch eine ganze Geschichte: ich werde Ihnen vielleicht noch einiges unterwegs erzählen — so viel wie mir die Rücksicht auf eine Dame zu sagen erlaubt ... Das ist hier mein Verwandter, Fähnrich Erkel, aus der Kreisstadt."

Der junge Mensch blickte flüchtig auf Erkel und berührte den Hut. Erkel grüßte militärisch.

„Ach, wissen Sie, Werchowenski, acht Stunden im Waggon ist ein furchtbares Los. Mit uns fährt noch in der ersten Klasse Berestoff, ein urkomischer Kauz, mein Gutsnachbar: verheiratet mit einer Garina — née de Garine — und, wissen Sie, er ist vornehm und hat dabei sogar Ideen. Ist hier im ganzen nur zwei Tage geblieben. Ein leidenschaftlicher Whistspieler dabei: soll

man nicht ein Spielchen machen? Den vierten habe ich auch schon gefunden: Pripuchloff, unser T—scher Kaufmann, Millionär, aber, wissen Sie, schon ein richtiger Millionär, versichere Ihnen . . . Ich mache Sie bekannt, eine urgemütliche Haut, und lachen werden wir!"

„Oh, Whist spiele ich verzweifelt gern und ganz besonders noch im Waggon, aber ich bin in der zweiten Klasse."

„Ach, das ist doch . . . auf keinen Fall, Sie setzen sich zu uns. Ich werde sofort dem Schaffner sagen, daß er Ihre Sachen in die erste Klasse bringt. Was haben Sie, einen Sac voyage? Plaid?"

„Famos, gehen wir!"

Pjotr Stepanowitsch nahm selbst seinen Reisesack, Plaid und Buch und schob sich sofort mit der größten Bereitwilligkeit in die erste Klasse. Erkel half ihm tragen. Da ertönte auch schon das dritte Glockenzeichen.

„Nun, Erkel," rief Pjotr Stepanowitsch und streckte ihm flüchtig, wie ein Mensch, der mit etwas ganz anderem beschäftigt ist, zum Abschied noch die Hand aus dem Fenster entgegen, „ich werde also mit ihnen Whist spielen."

„Wozu mir noch erklären, Pjotr Stepanowitsch, ich verstehe ja schon, ich verstehe schon. Pjotr Stepanowitsch?"

„Nun, dann bis auf glückliches . . ." und er wandte sich auch schon vom Fenster zurück, auf den Anruf des jungen Menschen, der ihn mit den Partnern bekannt machen wollte.

Erkel hatte seinen Pjotr Stepanowitsch zum letzten Mal gesehen.

Traurig ging er nach Haus. Nicht, daß es ihm Angst gemacht hätte, daß Pjotr Stepanowitsch sie so plötzlich verließ, aber ... aber er hatte sich so schnell von ihm fortgewandt, als dieser junge Zierbengel ihn gerufen und ... er hätte doch etwas anderes sagen können, als ‚bis auf glückliches‘, oder ... oder wenn er doch wenigstens die Hand fester gedrückt hätte!

Dieses letzte tat ihm am meisten weh. Und zugleich begann jetzt noch etwas anderes an seinem armen Herzchen zu nagen, etwas, das er selbst noch gar nicht begriff, das aber mit dem vergangenen Abend in Verbindung stand ......

Einundzwanzigstes Kapitel.

Letzte Irrfahrten.

I

Ich bin überzeugt, daß Stepan Trophimowitsch furchtbare Angst hatte, als die für sein wahnsinniges Vorhaben bestimmte Zeit immer näher und näher rückte. Unter dieser Angst muß er, wie unter einem Alp, schwer gelitten haben, besonders in der Nacht vorher, in jener — furchtbaren Nacht. Nastassja erinnerte sich später, daß er sich spät zu Bett gelegt, dann aber fest geschlafen hatte. Doch das letztere will nicht allzu viel sagen, denn auch zum Tode Verurteilte sollen in der letzten Nacht sogar sehr fest schlafen.

Wenn nun auch Stepan Trophimowitsch erst nach Sonnenaufgang loswanderte, also in einer Zeit, in der er nicht mehr von den Schrecken der Nacht abhing, sondern wie jeder Mensch die Welt schon wieder mit helleren Augen ansah — der Major, der Verwandte Wirginskis, hörte ja sogar auf an Gott zu glauben, sobald die Nacht vorüber war — so bin ich doch überzeugt, daß er sich nicht ohne Grauen vorher vorstellen konnte, wie er sich auf den Weg machen würde. Es mußte etwas Verzweifeltes in seinen Gedanken gewesen sein, das ihn, wenn es auch im ersten Augenblick den Schreck darüber mildern

mochte, daß er sich so plötzlich auf der Landstraße mit sich allein fand, trotzdem heftig ergriff, als er nun Nastassja und den Ort, an dem er zwanzig Jahre gelebt, auf immer verließ. Aber was tat das!? Er wäre dennoch, und wenn er auch klar und deutlich alle Schrecken, die ihn draußen erwarteten, vor sich gesehen — er wäre dennoch hinausgegangen auf seinen weiten Weg! Hierin lag etwas Stolzes, etwas, das ihn trotz aller Angst begeisterte! Warwara Petrowna hätte ihm jetzt mit den herrlichsten Bedingungen kommen können: nie würde er zugestimmt haben, wieder bei ihr „comme un einfaches Haustier" zu bleiben! Nein, nein, er nahm keine Geschenke von ihr, er nahm nichts, nichts — er ging! Er nahm nur „die Fahne des großen Gedankens", den er gefaßt, und ging, ging, um auf seinem weiten Wege zu sterben! Gerade so und nicht anders mußte er das empfinden: gerade so und nicht anders mußte er seinen Entschluß selbst sehen.

Mehr wie einmal habe ich mir die Frage gestellt: warum ging er denn gerade zu Fuß fort, buchstäblich zu Fuß? warum mietete er denn nicht wenigstens einen Wagen, wenn er schon mit der Eisenbahn nicht fahren wollte? Zuerst habe ich sie mir mit seiner fünfzigjährigen Lebensunerfahrenheit beantwortet, schließlich vor allem mit einer gewissen Neigung zur Phantastik erklärt. Es schien mir, daß ihm der Gedanke an Postkutsche und Pferde — selbst wenn sie Schellen und Glöckchen haben sollten — doch viel zu banal und prosaisch vorkommen mußte. Anderseits war aber Pilgerschaft, und wenn auch mit einem Regenschirm in der Hand, viel schöner, viel erhabener, und auch zugleich viel —

liebevoll-rächender. Heute freilich, nachdem alles vorüber ist, nehme ich doch an, daß es sich im wesentlichen weit einfacher zugetragen hat. Zunächst fürchtete er sich einfach, Pferde zu mieten, denn Warwara Petrowna hätte das erfahren und ihn mit Gewalt zurückhalten können, er aber würde sich selbstverständlich ergeben haben, und dann — fahre wohl auf ewig, große, heilige Idee! Außerdem mußte man, wenn man sich schon Pferde und Wagen nahm, doch auch wissen, wohin die Reise eigentlich gehen sollte? Das aber war sein größtes Leid in diesem Augenblick: einen bestimmten Ort wählen und nennen, wäre ihm geradezu unmöglich gewesen. Sobald er sich für irgend eine bestimmte Stadt entschloß, mußte ihm sein ganzes Unternehmen sofort in seinen eigenen Augen dumm, nichts als dumm vorkommen — das fühlte er nur zu gut. Warum gerade diese Stadt? Warum nicht eine andere? Ce marchand suchen? Aber welchen marchand? Das war die allerschrecklichste Frage! Im Grunde gab es für ihn nichts Furchtbareres als ce marchand, den zu suchen er sich so Hals über Kopf vorgenommen hatte, und, versteht sich, den zu finden er genau genommen am allermeisten fürchtete. Nein, da war der weite Weg schon besser. Einfach drauf loswandern, wandern, wandern und an nichts denken, so lange man nur konnte, an nichts denken! Der weite Weg: das war etwas Langes — Langes — Langes, dessen Ende man gar nicht absehen konnte — ... ganz wie das Leben des Menschen ... ganz wie der Gedanke des Menschen ... Im weiten Wege lag eine Idee. In der Postkutsche aber war es aus mit der Idee. Vive la grande route — und dann wie Gott will!

Nach dem Wiedersehen mit Lisa ging er in tiefem Selbstvergessen weiter.

Die große Straße führte in der Entfernung einer halben Werst an Skworeschniki vorüber, und — sonderbar — er bemerkte es zuerst gar nicht, daß er sie betreten hatte. Nachdenken war ihm in diesem Augenblick unerträglich. Der feine Regen hörte bald auf, bald fing er wieder an. Aber er bemerkte auch den Regen nicht. Und ebenso wenig bemerkte er, daß er sich den Sack auf die Schulter geworfen hatte und daß ihm dadurch das Gehen bedeutend leichter wurde. Wahrscheinlich war er so eine Werst oder anderthalb gegangen, als er plötzlich stehen blieb und sich umsah. Der alte, dunkle und von Wagenspuren durchfurchte Weg zog sich vor ihm wie ein endloses Band zwischen den Weiden hin und verschwand in der Ferne am Horizont. Rechts war eine leere Fläche längst schon abgeernteter Getreidefelder, links niedriges Gestrüpp und hinter ihm Wälder. Weit, weit aber die kaum sichtbare Linie des Eisenbahndammes und auf ihm der schmale Rauchstrich eines kleinen schwarzen Zuges, der irgendwohin fortfuhr. Es war kein Laut zu hören. Stepan Trophimowitsch wurde es bange zu Mut. Grundlos seufzte er auf, stellte seinen Sack neben eine Weide und setzte sich, um sich zu erholen. Beim Niedersetzen fühlte er, daß ihn fröstelte, und er wickelte sich in sein Plaid: bei der Gelegenheit bemerkte er auch den Regen, weshalb er denn den Schirm über sich aufspannte. So saß er ziemlich lange, schob zuweilen die Lippen hin und her und hielt krampfhaft den Schirmstiel umklammert. Verschiedene Bilder zogen fieberhaft phantastisch an ihm vorüber und

drängten sich schnell durch seine Gedanken. „Lise, Lise," dachte er, „und mit ihr ce Maurice... Sonderbare Menschen... Aber was war das eigentlich für ein Brand gewesen und worüber sprachen sie doch, und u—und wer war ermordet? Ich glaube, Stasie hat noch nichts gemerkt und wartet noch immer mit dem Kaffee auf mich... Im Kartenspiel? Habe ich denn Menschen mit Karten verspielt? Hm! bei uns in Rußland, zur Zeit der sogenannten Leibeigenschaft... Ach, mein Gott, aber Fedjka?"

Er schauerte zusammen, fuhr auf vor Schreck und blickte sich entsetzt rings um.

„Wenn dieser Fedjka jetzt hier irgendwo hinter einem Strauch sitzt? Man sagt doch, er habe hier eine ganze Räuberbande an der großen Straße? Oh Gott, ich werde dann... Ich werde ihm dann die ganze Wahrheit sagen, daß ich schuldig bin... und, daß ich zehn Jahre um ihn gelitten habe — mehr, wie er dort bei den Soldaten, und... und ich gebe ihm mein Portemonnaie. Hm! j'ai en tout quarante roubles, il prenda les roubles et il — me tuera tout de même."

Vor Angst klappte er, ich weiß nicht warum, den Schirm wieder zu und legte ihn neben sich. Weit auf der Straße, zur Stadt hin, bemerkte er plötzlich einen Wagen: unruhig sah er ihm entgegen und versuchte zu unterscheiden, wer darin saß.

„Grace à Dieu, das ist ein Wagen und — er fährt Schritt... das kann nicht gefährlich sein. Diese hiesigen verhungerten Pferdchen... Ich habe immer über die Rasse gesprochen... Uebrigens, das war Pjotr Iljitsch, der im Klub immer über die Rasse sprach. Er hat da-

mals im Spiel mit mir verloren, et puis, aber was ist da hinten ... es scheint ... ein Weib im Wagen. Ein Weib und ein Mann — cela commence à être rassurant. Das Weib sitzt hinten und der Mann vorn. — c'est très rassurant. Hinten am Wagen ist eine Kuh an den Hörnern angebunden, c'est rassurant au plus haut dégré ..."

Der Wagen kam immer näher: es war ein fester, guter Bauernwagen. Das Weib saß auf einem vollgestopften Sack und der Mann auf dem Rand, wobei er die Beine zu der Wegseite, auf der Stepan Trophimowitsch saß, überm Rade herabbaumeln ließ. Hinter dem Wagen trottete tatsächlich eine rote Kuh, die mit einem Strick an den Hörnern angebunden war. Der Mann und das Weib starrten mit aufgerissenen Augen auf Stepan Trophimowitsch, dieser aber genau ebenso auf sie. So zogen sie an ihm vorüber. Doch als er sie schon zwanzig Schritt hatte weiterfahren lassen, erhob er sich plötzlich eilig und lief ihnen nach, um sie einzuholen. In der Nachbarschaft des Wagens schien es ihm natürlicherweise bedeutend sicherer. Aber kaum hatte er sie erreicht, da hatte er auch schon alles wieder vergessen und beschäftigte sich bereits mit seinen eigenen Gedanken und Vorstellungen. Er ging einfach nebenher und merkte gar nicht, daß er für den Mann und das Weib mittlerweile das rätselhafteste und interessanteste Objekt abgab, das man je auf der großen Straße treffen konnte.

„Sie, was sind Sie denn, von welchen Leuten denn eigentlich, wenn es nich verboten is zu fragen?" fragte endlich das Weib, das länger nicht mehr an sich halten

konnte, als Stepan Trophimowitsch plötzlich in der Zerstreutheit auch sie ansah.

Sie war etwa siebenundzwanzig Jahre alt, rundlich, mit dunklen Augenbrauen und roten Wangen, und wenn sie lächelte, wie jetzt zu Stepan Trophimowitsch, sah man ihre gleichmäßigen weißen Zähne.

„Sie ... Sie wenden sich an mich?" fragte Stepan Trophimowitsch fast verwundert.

„Muß wohl was von den Kaufmännern sein," sagte der Mann selbstbewußt.

Das war ein stämmiger Bauer von ungefähr vierzig Jahren, mit einem breiten und nicht dummen Gesicht und großem, blondem Bart.

„Nein, ich bin nicht gerade von den Kaufleuten, ich ... ich ... moi c'est autre chose," verteidigte sich, so gut es ging, Stepan Trophimowitsch und blieb auf alle Fälle ein wenig zurück, so daß er jetzt neben der Kuh ging.

„Muß wohl einer von den Herrschaften sein," schätzte der Mann, als er die nicht russischen Worte vernommen hatte, und zog die Leine, um sein Pferd ein wenig aufzumuntern.

„Das is ja, wir sehen auf Ihnen ganz, ich sah', als ob Sie auf 'n Spaziergang gehen!" meinte wieder das muntere Weib.

„Das ... das fragten Sie mich?"

„Die Ausländer, die hier fahren, die gehen meistens da in den eisernen Ofen, der dort hinten auf Schienen läuft, und Ihre Stiefel sind auch gar nich für diesen Weg ..."

„Stiefel sind melitärisch,“ bemerkte zufrieden und bedeutsam der Mann.

„Nein, nicht gerade, daß ich Militär — ich ...“

„Was das doch für ein neugieriges Weib ist,“ dachte Stepan Trophimowitsch ärgerlich, „und wie sie mich betrachten ... mais enfin ... Mit einem Wort, es ist sonderbar, daß ich vor ihnen geradezu irgendwie schuldig erscheine! Und doch bin ich durchaus nicht schuldig vor ihnen!“

Das Weib neigte sich vor und flüsterte mit dem Mann.

„Wenn der Herr es nich für ungut nehmen will, so können wir Sie ja mitnehmen, wenn es man bloß angenehm ist.“

Stepan Trophimowitsch belebte sich sofort.

„Ja, ja, meine Freunde, ich bin mit dem größten Vergnügen dabei, denn ich habe mich schon sehr müde gelaufen, aber nur, wie komme ich denn dort hinein?“

„Wie sonderbar,“ dachte er bei sich, „daß ich so lange neben dieser Kuh gegangen bin und es mir nicht in den Kopf gekommen ist, sie schon früher zu bitten, mich in den Wagen aufzunehmen ... Dieses ‚reale Leben‘ hat doch etwas sehr Charakteristisches!“ fügte er philosophierend hinzu.

Der Mann hielt aber noch immer nicht das Pferdchen an.

„Ja, wohin will er denn?“ erkundigte er sich mit einigem Mißtrauen.

Stepan Trophimowitsch begriff nicht sofort.

„Wird wohl nach Hatoff sein?“

„Zu Hatoff? Nein, nicht gerade, daß ich zu Hatoff! Und ich bin auch nicht ganz bekannt mit ihm, aber ich habe schon von ihm gehört …"

„Nee, das Dorf Hatowo, 'n Dorf, neun Werst von hier selbentlich."

„Ein Dorf? C'est charmant, ja, ja, ich habe so was einmal gehört …"

Stepan Trophimowitsch ging immer noch, denn man machte noch nicht Miene, ihn aufzunehmen. Da kam ihm plötzlich ein genialer Einfall in den Sinn.

„Sie glauben vielleicht, daß ich … Ich habe einen Paß, ich bin — Professor, das heißt, wenn Sie wollen, Lehrer … aber Oberlehrer. Ich bin Oberlehrer. Oui, c'est comme ça qu'on peut traduire. Ich würde mich sehr gern in den Wagen setzen wollen und ich werde … ich werde Ihnen dafür einen Liter Branntwein kaufen."

„Ein halber Rubel von Sie, Herr, der Weg ist schwer."

„Und sonstig würde es man gar nich für uns gehen," meinte das Weib.

„Ein halber Rubel? Nun gut, ein halber Rubel. C'est encore mieux, j'ai en tout quarante roubles, mais …"

Der Mann hielt endlich das Pferd an und Stepan Trophimowitsch wurde mit gemeinsamen Kräften in den Wagen gezogen und neben das Weib auf den Sack gesetzt. Der „Wirbelsturm seiner Gedanken" verließ ihn auch jetzt nicht. Zuweilen fühlte er selbst, daß er irgendwie ganz besonders zerstreut war und gar nicht an das dachte, woran er eigentlich denken sollte, und wunderte

sich darüber: diese Erkenntnis fiel ihm schwer aufs Herz und kränkte ihn sogar.

„Das ... was ist denn das hinten — eine Kuh?" fragte er plötzlich das Weib.

„Ach du mein! hat denn der Herr noch keine Kuh gesehen?" fragte das Weib lachend zurück.

„In der Stadt gekauft," mischte sich der Mann ins Gespräch. „All unser Vieh ist im Frühling krepiert. Pest! Ja, ja. Bei uns sind rund herum alle um die Ecke gegangen, alle, kaum die Hälfte frißt noch weiter. Nichts zu machen. Schrei, wieviel du willst, das Aas krepiert dir doch."

„Ja, das kommt bei uns vor in Rußland ... und überhaupt wir Russen ... nun, ja, es kommt vor," meinte Stepan Trophimowitsch.

„Wenn Sie nu Lehrer sind, was suchen Sie dann in Hatoff? Oder geht's noch weiter?"

„Ich ... das heißt, nicht gerade, daß ich irgendwohin weiter wollte ... C'est à dire, ich will zu einem Kaufmann."

„Ah, so! nach Spassowo wird's wohl sein?"

„Ja, ja, nach Spassowo, nach Spassowo. Das ist übrigens einerlei."

„Wenn Sie nach Spassowo zu Fuß und in Ihren Stiefelchen gehen wollten, ach du mein Gott, Sie wären eine ganze Woche gegangen!" und das Weib lachte wieder lustig auf.

„Ja, ja, aber das ist ganz gleichgültig, mes amis, ganz gleichgültig," brach Stepan Trophimowitsch ungeduldig ab.

„Schrecklich neugieriges Volk. Das Weib spricht

übrigens besser als er, und überhaupt habe ich bemerkt, daß sich seit dem neunzehnten Februar, hm, der Aufhebung der Leibeigenschaft, der Stil ein wenig verändert hat ... was geht es sie übrigens an, ob ich nach Spassoff fahre oder nicht nach Spassoff? Ich werde ihnen doch die Reise bezahlen, was drängen sie sich denn so auf?"

„Wenn nach Spassoff, so müssen Sie mit'n Dampfer gehen," bemerkte wieder der Mann.

„Ja, das muß er," griff das Weib sofort auf, „wenn mit Pferden längs dem Ufer, hat er dreißig Werst Umweg zu machen."

„Vierzig," verbesserte der Mann.

„Und morgen grad um zwei Uhr kriegen Sie den Dampfer in Ustjewo fest," behauptete wieder das Weib.

Stepan Trophimowitsch schwieg aber hartnäckig. Da verstummten denn auch allmählich die anderen beiden. Der Mann zog hin und wieder mit aufmunterndem Zuruf das Pferd an und das Weib machte von Zeit zu Zeit kurze Bemerkungen, auf die der Mann irgend etwas antwortete. Stepan Trophimowitsch schlummerte allmählich ein. Er war furchtbar erstaunt, als ihn plötzlich das Weib aufweckte und lachend sagte, daß sie schon angekommen seien und er sich auf einmal in einem Dorf vor der Treppe eines dreifenstrigen Bauernhauses sah.

„Eingeschlafen, Herr?"

„Was soll das? Wo—o bin ich denn? Ach nun! Nun ... einerlei." Stepan Trophimowitsch seufzte tief auf und kroch dann aus dem Wagen.

Er sah sich traurig um: sonderbar und ganz wunderlich erschien ihm plötzlich das Dorf.

„Ach, den halben Rubel habe ich vergessen!“ sagte er erschrocken, sich zum Mann wendend. Augenscheinlich hatte er Angst, sich von ihnen zu trennen.

„Kann man in der Stube machen, wenn Sie hineinkommen wollen,“ forderte ihn der Mann auf.

„Hier ist es gut,“ versuchte das Weibchen ihn zu ermutigen.

Stepan Trophimowitsch trat auf die Holztreppe, um ins Haus zu gehen.

„Ja, wie ist denn das nur möglich,“ flüsterte er in erschrockener Verständnislosigkeit vor sich hin und ging hinein. „Elle l'a voulu,“ sagte er sich plötzlich, und bei dem Gedanken stach ihm etwas ins Herz.

Und plötzlich vergaß er wieder alles, ja selbst das, daß er ins Haus getreten war.

Es war ein helles und ziemlich sauberes Bauernhaus mit drei Fenstern und zwei Zimmern und nicht etwa eine Herberge, sondern nur ein Haus, in dem vorüberfahrende Bekannte abstiegen. Stepan Trophimowitsch ging, ohne sich im geringsten zu beirren, in die Gastecke des ersten Zimmers, vergaß zu grüßen, setzte sich und verfiel in Gedanken. Währenddessen ergoß sich das angenehme Gefühl der Wärme nach dreistündiger feuchter Kälte ungemein wohlig über seinen Körper. Sogar der Frostschauer, der ihm kurz und plötzlich über den Rücken lief, wie das gewöhnlich bei nervösen Menschen vor einer Influenza zu sein pflegt, wurde ihm mit einem Male ganz sonderbar angenehm. Er hob den Kopf, und siehe da — der prachtvolle Geruch

von heißen Pfannkuchen, die die Bäuerin im Ofen briet, kitzelte seine Nase. Ein kindliches Lächeln auf den Lippen erhob er sich und trat vorsichtig zum Weibe.

„Was ist denn das? Das sind doch Pfannkuchen, nicht wahr?" fragte er sie. „Mais c'est charmant!"

„Wollen der Herr welche haben?" bot das Weib sofort höflich an.

„Natürlich will ich, selbstverständlich will ich, und .. ich möchte Sie auch noch um etwas Tee bitten."

„Ach, das Samowarchen aufsetzen? Sehr gern, gnädiger Herr!"

Auf einem großen Teller mit dickem blauem Muster erschienen alsdann die bekannten Pfännkuchen, so wie nur die Bauern allein sie zu bereiten verstehen, halb aus Weizenmehl, ganz dünn und mit heißer, frischer Butter übergossen — die herrlichsten Pfannkuchen der Welt! Stepan Trophimowitsch kostete mit Hochgenuß.

„Wie sie schön sind, die Pfannkuchen, und wie viel Butter! Und wenn man noch un doigt d'eau de vie ..."

„Will der Herr nich vielleicht ein Schnäpschen dazu?"

„Das ist's ja gerade, ein wenig nur, un tout petit rien."

„Für fünf Kopeken?"

„Für fünf — für fünf — für fünf, un tout petit rien," bestätigte Stepan Trophimowitsch mit seligem Lächeln.

Bittet man einen einfachen Russen, etwas für einen zu tun, so wird er gern zu allem bereit sein, was in seinen Kräften steht: bittet man ihn aber, ein Schnäps-

chen zu bringen, so verwandelt sich die freundliche Bereitwilligkeit sofort in eine geschäftige, freudige Diensteifrigkeit, ja fast in verwandtschaftliche Bemühung um einen, und derjenige, der nach dem Schnäpschen geht, wenn er auch ganz genau weiß, daß man den Schnaps allein trinken wird und er nicht einen Tropfen davon abbekommt — einerlei: er empfindet doch einen Teil des Genusses, den man beim Trinken haben wird.

Nach kaum drei Minuten — die Schenke war nur ein paar Schritte vom Hause entfernt — stand vor Stepan Trophimowitsch eine Flasche und ein großes grünliches Schnapsglas.

„Ist das alles für mich?" fragte er nicht wenig verwundert. „Ich habe immer Schnaps in meinem Weinschrank gehabt, aber ich habe nie gewußt, daß so viel nur fünf Kopeken kostet.

Er goß das Glas bis zum Rande voll, erhob sich dann und schritt mit einer gewissen Feierlichkeit durch das Zimmer in die andere Ecke, wo sich seine Reisegefährtin, das nette Weibchen, das ihm unterwegs mit den Fragen so überdrüssig geworden war, auf eine Bank niedergelassen hatte. Sie wurde zuerst verlegen und sträubte sich zu trinken, doch nachdem sie der nötigen Ziererei Genüge getan, erhob sie sich und trank ehrerbietig in drei Schlückchen, so wie Weiber zu trinken pflegen, den Schnaps aus, worauf sie mit ungewöhnlichem Leiden im Gesicht Stepan Trophimowitsch das Glas mit einer höflichen Verbeugung zurückreichte. Er verneigte sich gleichfalls würdevoll und kehrte stolz an seinen Tisch zurück.

Zu dieser Tat war er ganz plötzlich inspiriert wor-

den: noch eine Sekunde vorher hätte er es nicht für möglich gehalten, daß er sich in dieser Weise mit dem Weibe anfreunden würde.

„Ich verstehe es tadellos, tadellos mit dem Volk umzugehen, und ich habe es ihnen immer gesagt," dachte er selbstzufrieden, als er sich den nachgebliebenen Schnaps eingoß, der, wenn auch jetzt kein volles Glas nachgeblieben war, ihn doch belebend erwärmte und ihm sogar ein wenig zu Kopf stieg.

„Je suis malade tout à fait, mais ce n'est pas trop mauvais d'être malade."

„Wollen Sie vielleicht nicht kaufen?" ertönte plötzlich neben ihm eine leise Frauenstimme.

Er sah auf und erblickte zu seiner Verwunderung eine Dame vor sich — une dame et elle en avait l'air — von mehr als dreißig Jahren, die sehr bescheiden aussah, städtisch gekleidet war und ein großes graues Tuch um die Schultern hatte. In ihrem Gesicht lag etwas sehr Angenehmes, das Stepan Trophimowitsch sofort ungemein gefiel. Sie war vor ein paar Minuten wieder ins Haus zurückgekommen, ihre Sachen hatten inzwischen auf der Bank neben Stepan Trophimowitsch gelegen; unter anderem eine mächtige Ledertasche, die Stepan Trophimowitsch, — dessen erinnerte er sich plötzlich — bei seinem Eintritt neugierig betrachtet hatte, und ein sehr großer Sack aus Wachstuch. Aus eben diesem Sack hatte sie zwei hübsch gebundene kleine Bücher genommen und präsentierte sie jetzt Stepan Trophimowitsch.

„Eh ... mais je crois que c'est l'Evangile; mit dem größten Vergnügen ... Ah, mir fällt es eben

ein ... Vous êtes ce qu'on appelle une Bibelverkäuferin; ich habe, glaub ich, vor nicht allzu langer Zeit so was gelesen ... Fünfzig Kopeken?"

„Fünfunddreißig Kopeken," antwortete die Bücherfrau.

„Mit dem größten Vergnügen. Je n'ai rien contre l'Evangile, et ... Ich habe schon längst nachlesen wollen ..."

In diesem Augenblick fiel es ihm ein, daß er wohl seit dreißig Jahren keine Bibel mehr in den Händen gehabt und sich nur noch einiger Sachen erinnerte, die er vor vielen Jahren in Renan's „Vie de Jésus" gelesen. Da er kein Kleingeld hatte, zog er seine vier Zehnrubelscheine hervor — alles, was er besaß. Die Wirtin erbot sich, ihm einen Schein auszuwechseln, und da erst bemerkte er, daß sich inzwischen ziemlich viel Volk im Zimmer versammelt hatte, das ihn wahrscheinlich schon lange beobachtete, jedenfalls aber über ihn sprach. Diskutiert wurde in dem Zimmer gleichfalls viel über den Brand, wobei am gesprächigsten der Besitzer des Wagens und der roten Kuh war, da er doch in der Stadt gewesen und mehr wußte, als die anderen. Man sprach auch über die Spigulinschen und darüber, daß man „absichtlich angezündet" hätte.

„Mit mir hat er nichts über den Brand gesprochen, als er mich herfuhr, sondern über alles mögliche andere," dachte Stepan Trophimowitsch flüchtig.

„Väterchen, Stepan Trophimowitsch, gnädiger Herr, sind Sie es denn wirklich, den ich sehe? Das hätte ich schon gar nicht erwarten können! ... Haben mich wohl nicht erkannt!" rief plötzlich ein ältlicher Mann, der

mit seinem glattrasierten Gesicht wie ein gutmütiger Kammerdiener aussah und einen langen Mantel mit zurückgeschlagenem Kragen trug. Stepan Trophimowitsch erschrak, als er seinen Namen rufen hörte.

„Verzeihen Sie," murmelte er, „aber ich kann mich Ihrer nicht mehr ganz deutlich erinnern."

„Habens vergessen, ach ja! Ich bin doch Anissim, Anissim Iwanowitsch. Ich diente beim seligen Herrn Gaganoff, und habe Sie, gnädiger Herr, mehr wie hundertmal mit Warwara Petrowna bei der seligen Awdotja Ssergejewna gesehen. Sie hat mich mit Bücherchen zu Ihnen geschickt, ja, und zweimal habe ich Ihnen auch von ihr Petersburger Bonbons, oder wie sie da heißen, die Konfektchen, gebracht..."

„Ach doch, ich erinnere mich, Anissim," sagte Stepan Trophimowitsch lächelnd. „Und du lebst jetzt hier?"

„Ich lebe bei Spassoff, im W—schen Kloster, in der Ansiedlung, bei Marfa Ssergejewna, der Schwester von Awdotja Ssergejewna, vielleicht erinnert sich der gnädige Herr noch, die sich das Bein brach, als sie unterwegs aus dem Wagen sprang — fuhr zum Ball. Jetzt lebt sie beim Kloster und ich bei ihr: heute gehe ich ins Gouvernement, wie Sie sehen, um die Meinigen zu besuchen..."

„Nun ja, nun ja."

„Hab mich was gefreut, als ich Sie sah, waren immer so gnädig zu mir, der gnädigste Herr," sagte Anissim mit entzücktem Lächeln. „Aber wohin fährt denn der gnädige Herr, und noch so ganz allein... Glaub ich, sind wohl nie so allein ausgefahren?"

Stepan Trophimowitsch sah ihn erschrocken an.

„Fahren Sie nicht vielleicht gerade zu uns, nach Spassoff?"

„Ja, ich fahre nach Spassoff. Il me semble que tout le monde va à Spassoff ..."

„Ach, und vielleicht gar zu Fedor Matwejewitsch? Ach, wird der sich aber freuen! Hat Sie doch immer so geliebt und spricht auch jetzt oft vom gnädigen Herrn ..."

„Ja, ja, auch zu Fedor Matwejewitsch."

„Das muß wohl sein. Das muß wohl sein. Hier die Männer wundern sich, sagen, daß sie den gnädigen Herrn zu Fuß unterwegs getroffen haben. Dummes Volk bleibt doch immer dummes Volk!"

„Ich ... Ich ... Weißt du, Anissim, ich habe gewettet, wie die Engländer das machen, daß ich zu Fuß gehen würde, und ich ..."

Schweiß trat ihm an den Schläfen und auf der Stirn hervor.

„Muß wohl sein, muß wohl sein ..." meinte Anissim und hörte mit unbarmherziger Neugier zu. Aber Stepan Trophimowitsch konnte es nicht mehr aushalten. Er verwirrte sich so, daß er schon aufstehen wollte, um aus dem Hause zu laufen. Da wurde aber der Samowar gebracht und im selben Augenblick kam auch die Bücherfrau wieder zurück. Wie ein Mensch, der sich an seinen Retter wendet, bat Stepan Trophimowitsch die Bücherfrau, mit ihm Tee zu trinken. Anissim dagegen trat zurück und verließ bald darauf das Zimmer.

Unter dem Volk hatte sich tatsächlich schon die Frage erhoben: Was ist das für ein Mensch? War zu Fuß auf der Landstraße, sagt, er sei ein Lehrer, Kleider hat

er wie ein Ausländer und sprechen tut er wie ein kleines Kind und antwortet ganz, als ob er fortgelaufen sei, und hat dabei noch Geld! Bald entstand denn auch der Gedanke, die Polizei zu benachrichtigen: „da es bei alledem in der Stadt auch nicht ganz ruhig ist.“ Aber da kam Anissim zur rechten Zeit in den Flur und beruhigte schnell die Gemüter. Er verkündete dem ganzen Publikum, daß Stepan Trophimowitsch nicht so was, wie ein Lehrer, sondern ein großer Gelehrter sei, der sich mit den Wissenschaften beschäftigt, und früher selbst hiesiger Gutsbesitzer gewesen wäre und nun schon zweiundzwanzig Jahre bei der Generalin Stawrogina an Stelle des seligen Herrn im Hause lebe und eine große Achtung von allen Menschen in der Stadt genieße. Im Adelsklub habe er an einem Abend tausend Rubel gelassen und mit dem Titel sei er Rat, was ebensoviel besagen wolle wie ein Oberstleutnant, also nur einen Rang niedriger wie ein voller Oberst. Und was von Geld, so könne man das, weil es doch die Generalin Stawrogin sei, gar nicht abzählen. u. s. w., u. s. w.

„Mais c'est une dame et très comme il faut,“ dachte Stepan Trophimowitsch und seufzte befreit nach dem Anissimschen Angriff auf. Mit angenehmer Neugier betrachtete er seine neue Nachbarin, die übrigens den Tee von der Untertasse trank und den Zucker dazu biß. „Ce petit morceau de sucre ce n'est rien ... Es ist etwas Edles und Unabhängiges in ihr ... und zu gleicher Zeit etwas Ruhiges. Le comme il faut tout pur, nur ein wenig in einer anderen Art.“

Bald erfuhr er von ihr, daß sie Sophja Matwejewna Ulitina hieß und eigentlich in K. wohnte, wo sie

eine verwitwete Schwester unter den Bäuerinnen hatte; selbst war sie gleichfalls Witwe, da ihr Mann in Sebastopol gefallen war.

„Aber Sie sind noch so jung, vous n'avez pas trente ans."

„Vierunddreißig," sagte Sophja Matwejewna lächelnd.

„Wie, Sie sprechen auch französisch?"

„Ein wenig nur: ich habe nachher in einem adligen Hause vier Jahre gelebt und da habe ich von den Kindern etwas gelernt."

Sie erzählte ferner, daß sie nach dem Tode ihres Mannes zuerst noch in Sebastopol als barmherzige Schwester geblieben war, darauf verschiedene Stellen gehabt habe und jetzt gehe und Bibeln verkaufe.

„Mais, mon Dieu, waren Sie es vielleicht, mit der eine sonderbare, sogar sehr sonderbare Geschichte bei uns passierte?"

Sie errötete: es erwies sich, daß sie es gewesen war.

„Ces vauriens, ces malheureux!" begann Stepan Trophimowitsch mit vor Unwillen zitternder Stimme: diese widerliche Erinnerung preßte ihm qualvoll das Herz zusammen und er verlor sich darob wieder in Gedanken.

„Ach, sie ist schon fortgegangen," dachte er erstaunt, als er plötzlich bemerkte, daß sie nicht mehr neben ihm saß. „Sie geht ziemlich oft fort und scheint ja mit irgend etwas sehr beschäftigt zu sein: ich glaube, sie ist sogar aufgeregt... Bah, je deviens égoiste!"

Nach einiger Zeit erhob er wieder die Augen und erblickte diesmal Anissim: und zwar in einer geradezu

gefährlichen Begleitung. Das halbe Zimmer war von Bauern eingenommen, die alle Stepan Trophimowitsch fahren wollten. Außer Anissim standen noch da: der Besitzer des Hauses, der Mann, der ihn hergebracht, sowie einige andere Männer — wie es sich erwies Fuhrleute — und ein kleiner halbbetrunkener Mensch, der am allermeisten sprach, wie ein Tagelöhner angekleidet war und doch mit seinem rasierten Gesicht wie ein heruntergekommener Kleinbürger aussah. Und alle die zankten sich seinetwegen, zankten sich um den armen Stepan Trophimowitsch! Der Besitzer der Kuh versicherte in einem fort, daß im Wagen längs dem Ufer mindestens „vierzig Werst Umweg“ zu machen seien, und daß man unbedingt mit dem Dampfer fahren müsse. Der halbbetrunkene Kleinbürger dagegen und der Hauswirt widersprachen eifrig: „Darum daß wenn du, mein Bruderherz, Seiner Hochwohlgeboren sagst, so is doch über'n See mal näher, das is wie's is, aber der Dampfer kommt doch nich ran.

„Wird kommen, er wird bestimmt kommen, noch 'ne ganze Woche wird er kommen,“ beteuerte Anissim aufgeregt.

„Schön, er kommt, das is wie's is, aber er kommt doch nie nich akkurat, und jetzt is doch die Zeit schon spät, und kommt vor, er schläft in Ustjewo auf runde drei Tage ein, wenn das Luder mal nich kraufen will,“ schimpfte der Halbbetrunkene.

„Morgen wird er da sein, morgen um zwei Uhr, und in Spassoff kommt der gnädige Herr gerade noch zum Abend an,“ rief Anissim.

„Mais qu'est-ce qu'il a cet homme?“ fragte

Stepan Trophimowitsch, der nicht wußte, um was es sich handelte, sich schon das Schlimmste dachte und zitternd sein Schicksal erwartete.

Da drängten sich schließlich die Fuhrleute immer näher und boten sich an: bis Ustjewo verlangte jeder von ihnen drei Rubel. Die anderen schrieen, drei Rubel seien wirklich nicht zu viel, da man den ganzen Sommer hindurch von hier bis Ustjewo für diesen Preis gefahren habe.

„Aber ... hier ist es auch gut ... Ich will gar nicht fort,“ stammelte Stepan Trophimowitsch abwehrend.

„Hier ist's gut, gnädiger Herr, das ist schon wahr, aber bei uns in Spassoff ist es noch weit besser, und Fedor Matwejewitsch wird sich so über Sie freuen.“

„Mon Dieu, mes amis, das alles ist für mich so unerwartet.“

Endlich kehrte zum Glück auch Sophja Matwejewna zurück. Sie setzte sich aber traurig und wie zerschlagen auf die Bank.

„So komme ich denn schon nicht mehr nach Spassoff!“ sagte sie niedergeschlagen zur Wirtin.

„Wie, auch Sie wollen nach Spassoff?“ fragte Stepan Trophimowitsch plötzlich belebt.

Es erwies sich, daß eine Gutsbesitzerin, Nadeschda Jegorowna Swetlizyna, der Bibelfrau gestern gesagt hatte, sie solle sie in Hatowo erwarten, da sie dort durchfahren und sie dann nach Spassoff mitnehmen würde. Nun aber kam die Nadeschda Jegorowna noch immer nicht an.

„Was soll ich jetzt machen?“ fragte Sophja Matwejewna ängstlich.

„Mais, ma chère et nouvelle amie, ich kann Sie doch gleichfalls, ganz wie diese Gutsbesitzerin, mitnehmen ... in dieses, wie heißt es doch, in dieses Dorf, wohin ich fahre und den Fuhrmann schon angenommen habe — nun, und morgen sind wir beide in Spassoff."

„Ja, fahren Sie denn auch nach Spassoff?"

„Mais que faire, et je suis enchanté! Sie werden mir viel Vergnügen bereiten, wenn Sie mir gestatten, Ihnen einen Platz im Wagen anzubieten; sehen Sie, die wollten doch alle so gern, und ich habe auch bereits engagiert ... Wen von euch habe ich denn eigentlich engagiert?" fragte Stepan Trophimowitsch, der plötzlich furchtbar gern nach Spassoff wollte.

Nach einer Viertelstunde setzten sie sich sodann in den verdeckten Wagen: er ungewöhnlich lebhaft und vollkommen zufrieden, sie mit ihrem Sack und einem dankbaren Lächeln neben ihm. Anissim lief rund um den Wagen und bemühte sich wie für Geld.

„Glückliche Reise, gnädiger Herr, habe mich so gefreut, Sie wiederzusehen!"

„Adieu, leb wohl, mein Freund, leb wohl, adieu."

„Der gnädige Herr wird auch Fedor Matwejewitsch wiedersehen ..."

„Ja, mein Freund, ja ... Fedor Pawlowitsch ... nur Adieu."

II

„Sehen Sie, mein Freund — Sie erlauben mir doch, mich Ihren Freund zu nennen, n'est-ce pas?" begann Stepan Trophimowitsch eilig, gleich nachdem

sich der Wagen in Bewegung gesetzt hatte. „Sehen Sie, ich ... J'aime le peuple, c'est indispensable mais il me semble que je ne l'avais jamais vu de près. Stasie ... cela va sans dire qu'elle est aussi du peuple ... mais le vrai peuple, das heißt, das wirkliche, das auf dem weiten Wege ist, das, glaube ich, bekümmert sich um weiter nichts in der Welt, als — wohin ich eigentlich fahre ... Aber, lassen wir die Kränkungen. Ich glaube, ich spreche etwas durcheinander heute, aber das kommt wohl nur, denke ich, von der Eile ..."

„Ich fürchte, Sie sind nicht ganz gesund," bemerkte Sophja Matwejewna, die ihn aufmerksam, doch ehrerbietig anblickte.

„Nein, nein, man muß sich nur etwas einwickeln, und überhaupt, der Wind ist etwas frisch, etwas zu frisch, aber ... vergessen wir das. Ich, die Hauptsache, ich wollte eigentlich gar nicht das sagen. Chère et incomparable amie, ich glaube, daß ich fast glücklich bin und schuld daran — sind Sie! Mir tut das Glück nicht gut, denn dann vergebe ich gewöhnlich sofort allen meinen Feinden ..."

„Das ist aber doch sehr gut."

„Nicht immer, chère innocente. L'Evangile .. Voyez vous, désormais nous le prêcherons ensemble und ich werde freudig Ihre netten Büchlein verkaufen. Ja, ich fühle, daß das sogar eine Idee ist, quelque chose de très nouveau dans ce genre. Das Volk ist religiös, c'est admis, aber es kennt noch nicht das Evangelium. Ich werde es ihm erklären ... In mündlicher Auslegung kann man leichter die Fehler

dieses bemerkenswerten Buches verbessern... dieses Buch... — ich bin bereit, mich mit außerordentlicher Hochachtung zu diesem Buch zu verhalten. Ich werde auch auf dem großen Wege nützlich sein können. Ich bin immer nützlich gewesen, ich habe i h n e n das immer gesagt et à cette chère ingrate aussi... Oh, vergeben wir, vergeben wir, vor allem vergeben wir allen und auf ewig. Wollen wir hoffen, daß man auch uns vergeben wird. Ja, denn jeder und alle sind voreinander schuldig. Alle haben ihre Schuld!..."

„Das haben Sie, glaub ich, sehr schön gesagt."

„Ja, ja, n'est-ce pas, ich fühle, daß ich sehr gut spreche. Ich werde sehr schön zu ihnen reden, aber, aber, was wollte ich denn eigentlich sagen? Ich komme immer ab und vergesse... Würden Sie es mir erlauben, mich nicht mehr von Ihnen zu trennen? Ich fühle, daß Ihr Blick und... ich wundere mich sogar über Ihre Art und Weise. Sie sind gutmütig, Sie sprechen nur nicht ganz comme il faut und gießen den Tee auf die Untertasse... mit diesem schrecklichen Stückchen... aber sonst... — in Ihnen ist etwas Wunderbares, und ich sehe in Ihren Zügen... Oh, erröten Sie nicht und fürchten Sie mich nicht als Mann! Chère et incomparable, pour moi une femme c'est tout! Ich kann nicht — nicht neben einer Frau leben, aber, nur neben... Das heißt, ich meine, ich wollte sagen... Ich glaube beinahe, ich habe mich da etwas unklar —... Ich kann mich gar nicht mehr dessen entsinnen, was ich eigentlich sagen wollte. Oh, selig ist der, dem Gott immer eine Frau schickt und... ich, ich glaube sogar, daß ich in einer gewissen Begeisterung

bin. Im weiten Wege aber liegt eine noch höhere Idee! Das — das war es ja, was ich von dem Gedanken sagen wollte, jetzt ist es mir wieder eingefallen, aber vorhin hatte ich es ganz vergessen. Warum hat man uns übrigens fortgeschickt, in diesen Wagen gedrängt? Dort war es so schön, hier aber — cela devient trop froid. A propos, j'ai en tout quarante roubles et voilà cet argent, nehmen Sie es, nehmen Sie es, ich verstehe nicht, ich verliere es, man wird es mir stehlen, und ... Ich glaube, daß ich sehr gern schlafen möchte ... es dreht sich bei mir etwas im Kopf. Ja, so, es dreht sich, dreht sich, dreht sich. Oh, wie Sie gut sind, womit decken Sie mich denn zu?"

„Sie haben bestimmt eine gehörige Erkältung weg! Ich habe Sie mit meiner Decke zugedeckt, aber nur das Geld würde ich ... —"

„Oh, um Gottes willen, n'en parlons plus, parce que cela me fait mal, oh, wie Sie gut sind!"

Er hörte plötzlich auf zu sprechen und verfiel ungewöhnlich schnell in fieberhaften Schlaf.

Diese Strecke von siebzehn Werst, die sie bis Ustjewo zurückzulegen hatten, war recht uneben und der Wagen auch nicht gerade sehr elastisch. Stepan Trophimowitsch wachte von den Stößen oft auf, erhob sich dann schnell von dem kleinen Kissen, das ihm Sophja Matwejewna unter den Kopf geschoben hatte, erfaßte erschrocken ihre Hand und fragte ängstlich: „Sind Sie da?" ganz, als ob er schon immer gefürchtet hätte, sie könne fortgehen und ihn allein lassen. Er erzählte ihr auch und wiederholte es des öfteren, daß er im Traum einen offenen Rachen mit scharfen Zähnen gesehen, und daß ihm das

sehr widerlich gewesen. Sophja Matwejewna machte sich nicht wenig Sorgen um ihn.

Der Fuhrmann brachte sie zu einem großen vierfenstrigen Bauernhause, das auf dem Hof noch größere Anbauten hatte. Stepan Trophimowitsch, der gerade in dem Augenblick der Ankunft aufgewacht war, stieg schnell aus und ging sofort ins zweite, das größte und beste Zimmer. Sein verschlafenes Gesicht nahm einen ungemein geschäftigen Ausdruck an. Er erklärte der Wirtin, einem großen, vierzigjährigen, sehr brünetten Weibe, das fast einen richtigen Schnurrbart hatte, er wünsche das ganze Zimmer für sich allein und, „daß Sie mir keinen Menschen hier herein lassen, schließen Sie die Türen zu, parce que nous avons à parler. Oui, j'ai beaucoup à vous dire, chère amie. Ich bezahle Ihnen alles, ich bezahle, bezahle!" rief er, der Wirtin erregt abwinkend.

Er sprach rasch, aber doch schwer.

Die Bäuerin hörte ihm unfreundlich zu, doch schwieg sie zum Zeichen des Einverständnisses, worin aber zugleich etwas Drohendes lag. Stepan Trophimowitsch bemerkte davon natürlich nichts und verlangte nur eilig — er beeilte sich furchtbar —, daß sie aus dem Zimmer ginge, und ihm sofort und so schnell wie möglich zu essen bringe — „und keine Zeit vertrödeln," fügte er hinzu.

Da aber hielt die Bäuerin mit dem Schnurrbart nicht mehr an sich.

„Herr, das ist hier kein Gasthaus, wir haben kein Essen für die Reisenden. Krebse kann ich Ihnen noch

kochen und einen Samowar aufstellen, aber weiter kriegen Sie nichts. Frischen Fisch wird's erst morgen geben."

Doch Stepan Trophimowitsch ertrug keinen Einwand und rief fuchtelnd in erregter Ungeduld: „Bezahle, bezahle alles, nur schneller, schneller!" Endlich aber kamen sie doch überein, daß eine Fischsuppe gekocht und ein Huhn gebraten werden sollte: die Bäuerin sagte zwar, daß ein Huhn im ganzen Dorf nicht zu haben sei, ging aber einstweilen dennoch eines suchen, wenn auch mit einem Ausdruck, als ob sie ihr Leben opferte.

Kaum war sie aus dem Zimmer, als Stepan Trophimowitsch sich auch schon schnell auf den Diwan setzte und Sophja Matwejewna den Platz neben sich anwies. Es war, für eine Bauernstube, ein recht eigentümlich möbliertes Zimmer. Außer einem gepolsterten Diwan standen noch zwei alte Lehnstühle darin und die Wände waren sogar mit gelben Tapeten bekleidet, von denen sich schauderhafte mythologische Oeldruckbilder abhoben. Nur eine Ecke war vollkommen Bauernstube: mit einer langen Reihe von Heiligenbildern, mit Holz- und Metallgeräten und dreiteiligen Schränkchen. In einer anderen Ecke stand dann hinter einem großgeblümten Vorhange ein Bett. Kurz, das Zimmer machte mit seiner halb städtischen, halb bäurischen Einrichtung einen ungemütlichen Eindruck. Stepan Trophimowitsch freilich merkte das nicht einmal, ja er warf nicht einmal einen Blick durch das Fenster auf den großen See, dessen Ufer etwa fünfzig Schritt vom Hause lag.

„Endlich sind wir allein! Wir werden niemanden

hereinlassen! Ich will Ihnen alles, alles, von Anfang an erzählen."

Sophja Matwejewna fiel ihm in nicht geringer Unruhe ins Wort:

„Wissen Sie auch, Stepan Trophimowitsch ..."

„Comment, vous savez déjà mon nom?" fragte er, freudig lächelnd.

„Ich hörte vorhin, wie Anissim Iwanowitsch Sie anredete, als Sie mit ihm sprachen. Aber ich möchte es wagen, Sie meinerseits auf etwas aufmerksam zu machen ..."

Und sie flüsterte ihm, ängstlich auf die Tür blickend, zu, daß es hier im Dorf ein wahrer Jammer sei: „Die Bauern, die eigentlich nur Fischer sind, leben mehr davon, daß sie im Sommer von den Reisenden, die hier den Dampfer erwarten, so viel Geld verlangen, wie es ihnen gerade einfällt. Das Dorf ist nicht an der großen Landstraße gelegen, sondern abseits, und man kommt nur deswegen hierher, weil der Dampfer hier anhält, wenn aber nur etwas schlechtes Wetter ist, so kommt er überhaupt nicht, und dann sammeln sich hier sehr viele Reisende an: jetzt ist zum Beispiel schon das ganze Dorf besetzt und die Hauswirte warten nur darauf, denn dann können sie für alles das Dreifache nehmen, der Mann aber dieser Bäuerin mit dem Schnurrbart ist sehr stolz und hochmütig, denn er soll der reichste im Dorf sein, seine Netze allein sind tausend Rubel wert."

Stepan Trophimowitsch blickte geradezu vorwurfsvoll in das ungewöhnlich belebte Gesicht Sophja Matwejewnas und machte mehrmals den Versuch, sie zu unterbrechen. Sie aber ließ sich nicht aufhalten und

bekräftigte das Gesagte noch mit der Erzählung ihrer Erfahrungen, die sie hier im letzten Sommer auf der Durchreise mit einer adligen Dame gemacht.

„Stepan Trophimowitsch, Sie haben nun dieses Zimmer für sich ganz allein verlangt ... Ich spreche ja nur, um zu warnen ... Dort im anderen Zimmer sind schon viele Reisende, ein älterer Mann und ein jüngerer Mann und noch eine Frau mit Kindern, und bis morgen zwei Uhr wird das ganze Haus bis zum Dach voll sein, da der Dampfer morgen bestimmt kommen wird, weil er jetzt schon zwei Tage nicht mehr gekommen ist. Und so werden sie dann für das besondere Zimmer und dafür, daß Sie das Essen verlangt haben, so viel von Ihnen verlangen, daß es selbst in den Hauptstädten unerhört wäre ...“

Er aber litt, litt aufrichtig unter dieser Prosa.

„Assez, mon enfant, ich flehe Sie an, nous avons notre argent et après — et après le bon Dieu. Es wundert mich nur, daß Sie mit Ihren hohen Auffassungen ... Assez, assez, vous me tourmentez,“ rief er nervös. „Vor uns liegt unsere ganze Zukunft, und Sie ... Sie wollen mir Angst machen vor meiner Zukunft ...“

Und er begann nun, ihr seine Lebensgeschichte zu erzählen, wobei er zu Anfang dermaßen schnell sprach, daß es zunächst ganz unmöglich war, irgend etwas zu verstehen. Die Geschichte war sehr lang. Man gab schon die Fischsuppe, gab das Huhn, gab endlich auch den Samowar, er aber sprach immer noch ... Es kam etwas parador, wie eine Fieberphantasie, heraus, aber — er war ja ersichtlich krank! Daher mußte diese

krampfhafte Anspannung seiner Verstandeskräfte denn auch — das sah Sophja Matwejewna schon bekümmert voraus — nach kurzer Zeit unfehlbar ins vollste Gegenteil umschlagen.

Er begann mit seiner Kindheit, als er noch „mit frischen Farben über grüne Wiesen lief". Erst nach einer Stunde hatte er sich bis zu seinen beiden Ehen durchgearbeitet und dann begann die Erzählung des Berliner Lebens. Es hatte das alles jedoch nichts Lächerliches. Es lag darin für ihn tatsächlich etwas „Höheres" — um einen Ausdruck unserer Zeit zu gebrauchen: eine Art seelischen Kampf ums Dasein für ihn. Vor sich sah er jetzt diejenige Frau, die er schon für sein zukünftiges Leben erwählt hatte, und er beeilte sich, sie in alle Vergangenheit einzuweihen. Seine Genialität sollte ihr kein Geheimnis mehr bleiben... Es ist gewiß wahrscheinlich, daß er Sophja Matwejewna in seinen Augen stark vergrößerte, aber das hatte weiter nichts auf sich, denn sie war nun schon einmal seine Erwählte. Er konnte nicht ohne Freundin auskommen auf der Welt... Was tat es da, da er die neue gefunden, wenn er an ihrem Gesicht sah, daß sie ihn kaum verstand!

„Ce n'est rien, nous attendrons, und währenddessen wird sie mit dem Vorgefühl begreifen können..." meinte er bei sich.

„Mein Freund, ich brauche ja einzig und allein nur Ihr Herz!" rief er ihr, seine Erzählung unterbrechend, begeistert zu, „und jetzt dieser liebe, berückende Blick, mit dem Sie mir in die Augen sehen! Oh, erröten Sie nicht! Ich habe Ihnen doch schon gesagt..."

Am schleierhaftesten aber wurde die Geschichte der armen Sophja Matwejewna, als er eine ordentliche Rede über das Thema hielt: „wie ihn niemand je hat verstehen können" und wie „bei uns in Rußland die Talente umkommen". „Das war alles viel zu klug für mich," sagte sie uns später melancholisch. Sie hörte ihm dabei mit augenscheinlichem Mitgefühl zu, wobei sie die Augen ein wenig größer machte als gewöhnlich. Als sich aber Stepan Trophimowitsch auf den Humor warf und die geistreichsten Witzchen über unsere „Führenden und Herrschenden" lossprühen ließ, da verließ sie alles und jedes Verständnis und nur aus Mitgefühl mit dem Kranken versuchte sie noch zuweilen ein Lächeln zu stande zu bringen, um so wenigstens in etwa auf sein Lachen zu antworten, doch gelang es ihr schlecht, so daß schließlich Stepan Trophimowitsch selber ganz verwirrt wurde und mit noch größerer Wut und Bitterkeit auf die „Nihilisten" und „neuen Menschen" überging. Da aber wurde es ihr angst und bange zu Mut, und sie atmete erst wieder auf — leider nur viel zu früh —, als der eigentliche Roman begann. Eine Frau bleibt immer Frau und wenn sie auch Nonne ist: so lächelte sie denn, schüttelte mißbilligend den Kopf und errötete mit gesenkten Augen, wodurch sie Stepan Trophimowitsch dermaßen in Ekstase brachte, daß der noch vieles hinzusetzte und erdichtete. Warwara Petrowna erschien in seiner Erzählung als wunderschöne Brünette — „die Petersburg und noch viele europäische Hauptstädte entzückt hat" — deren Mann „in Sebastopol gefallen" und zwar einzig nur darum, weil er sich ihrer Liebe nicht für würdig und sich

für verpflichtet gehalten, sie dem, den sie in Wirklichkeit liebte, das heißt also, Stepan Trophimowitsch, abzutreten ...

„Oh, werden Sie nicht verlegen, meine Stille, meine Christin!“ rief er Sophja Matwejewna zu, als er fast schon selbst daran glaubte, was er erzählte. „Das war etwas Höheres, etwas so Zartes, daß wir uns beide das ganze Leben lang nicht ausgesprochen haben!“

Als Grund solch einer Lage der Dinge erschien darauf im weiteren Verlaufe der Erzählung eine schöne Blondine — wenn man darunter nicht Darja Pawlowna verstehen soll, so weiß ich wirklich nicht, wen Stepan Trophimowitsch eigentlich meinte! Diese Blondine verdankte nun alles, was sie besaß, der Brünetten, die sie erzogen hatte und deren weitläufige Verwandte sie war. Die Brünette aber bemerkte bald die Liebe der Blonden zu Stepan Trophimowitsch und zog sich in sich selbst zurück. Die Blonde aber bemerkte gleichfalls die Liebe der Brünetten zu Stepan Trophimowitsch und zog sich auch in sich selbst zurück. Und alle drei schwiegen sie denn so, alle drei lebendiger Edelmut, zwanzig Jahre lang in sich selbst zurückgezogen.

„Oh, was das für eine Liebe war, was das doch für eine Liebe war!“ rief er aufschluchzend. „Ich sah die volle Blüte der Schönheit — der Brünetten — sah sie mit wundem Herzen täglich an mir vorübergehen, sie, die das stolze Haupt neigte, als schäme sie sich ihrer Schönheit!“ Endlich behauptet er, er sei jetzt erst aus diesem zwanzigjährigen Traume aufgewacht. — „Vingt ans! Und nun plötzlich auf dem weiten Wege ...“ Darauf folgte dann zum Schluß — wahrscheinlich in einem

Augenblick stärkerer Kopfschmerzen — was die heutige zufällige und doch so entscheidende Begegnung mit Sophja Matwejewna für ihn wie für sie bedeutete.

Sophja Matwejewna erhob sich in schrecklicher Verlegenheit vom Diwan. Und als er gar noch den Versuch machte, vor ihr auf die Kniee zu fallen, da begann sie vor Schreck zu weinen.

Die Dämmerstunde neigte sich schon dem Abend zu: beide hatten sie bereits etliche Stunden im verschlossenen Zimmer verbracht...

„Ach nein, lassen Sie mich jetzt schon lieber in das andere Zimmer," flüsterte sie erregt, „denn was werden sonst die Leute denken!"

Und so gelang es ihr endlich, sich los zu machen, während er ihr sein Versprechen geben mußte, sich sofort ins Bett zu legen. Beim Abschied klagte er, daß er starke Kopfschmerzen habe. Sophja Matwejewna hatte ihre Sachen im vorderen Zimmer gelassen, da sie mit den anderen zusammen zu nächtigen beabsichtigte: aber sie sollte leider nicht zur Ruhe kommen.

In der Nacht geschah es nämlich, daß Stepan Trophimowitsch die mir und all seinen Freunden so wohlbekannten leichten Magenkrämpfe bekam, wie ja gewöhnlich nach nervösen Aufregungen. Die arme Sophja Matwejewna konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Da sie bei der Wartung des Kranken häufig durch das vordere Familienzimmer aus dem Hause gehen mußte, so war es nur zu verständlich, daß die Schlafenden bald aufwachten und ungehalten wurden. Und als Sophja Matwejewna gar noch zum Morgen hin den Samowar

aufstellen wollte, da riß ihnen denn die Geduld und sie begannen zu schimpfen.

Stepan Trophimowitsch war, so lange er die Magenkrämpfe hatte, halb bewußtlos: zuweilen schien es ihm wie durch einen Nebel, daß man den Samowar aufstellte, daß man ihm etwas mit Himbeerensaft zu trinken gab, daß man ihm mit irgend etwas den Magen und die Brust wärmte. Dabei wußte er aber die ganze Zeit über, jeden Augenblick, daß sie bei ihm war und für ihn sorgte, daß sie es war, die da kam und ging, die ihn zudeckte und wärmte! Um drei Uhr morgens wurde es ihm etwas besser und leichter: er setzte sich auf, ließ die Beine über den Bettrand baumeln und plötzlich, ohne sich dabei etwas zu denken, warf er sich vor ihr auf die Kniee. Dieser zweite Kniefall war dabei schon nicht mehr ganz so harmlos wie der erste: er fiel ihr einfach zu Füßen und küßte „den Saum ihres Kleides“ ...

„Um — Gottes willen, — ich bin das doch gar nicht wert,“ stammelte die Arme erschrocken und bemühte sich vergeblich, ihn wieder auf das Bett zu heben.

„Meine Retterin,“ hauchte er andächtig und faltete wie im Gebet die Hände. „Vous êtes noble comme une marquise! Ich — ich bin ein Nichtswürdiger! Oh, ich bin mein ganzes Leben lang ehrlos gewesen ...“

„Beruhigen Sie sich doch, bitte,“ flehte Sophja Matwejewna.

„Ich habe Ihnen vorhin alles vorgelogen, — zum Ruhm, zur Verschönerung, aus Eitelkeit, — alles, alles, bis aufs letzte Wort! Ich Unwürdiger, ich Unwürdiger!“

So ging denn der Anfall der Magenkrämpfe in einen anderen Anfall hysterischer Selbstbeschuldigung über. Ich habe ja schon früher von diesen Anfällen, bei Gelegenheit der Reuebriefe an Warwara Petrowna, gesprochen. Plötzlich erinnerte er sich jetzt Lisas und der Begegnung mit ihr am Morgen.

„Das war so furchtbar," sagte er, „da war bestimmt ein Unglück geschehen, ich aber habe in meinem Egoismus nicht mal gefragt, und nun weiß ich auch nichts! Ich habe nur an mich gedacht! Aber was war denn mit ihr geschehen, wissen Sie es nicht, was da geschehen ist?" flehte er wieder Sophja Matwejewna an.

Gleich darauf schwur er, daß er nicht „untreu" werden könne und zu ihr — d. h. zu Warwara Petrowna — zurückkehren müsse.

„Wir werden jeden Tag zu ihrer Treppe gehen" — das heißt, nun wieder mit Sophja Matwejewna zusammen — „und wenn sie sich in ihre Equipage setzen wird, um ihre Morgenspazierfahrt zu machen, so werden wir still zusehen ... Oh, ich will, daß sie mich auch auf die andere Wange schlägt: mit Begeisterung will ich es! Ich werde ihr auch meine andere Wange hinhalten, comme dans votre livre! Jetzt habe ich, jetzt erst habe ich es verstanden, was das heißt, seine andere Wange ... hinhalten. Ich habe das früher niemals verstehen können!"

Das waren für Sophja Matwejewna die zwei furchtbarsten Tage ihres Lebens: auch jetzt noch denkt sie nicht anders als mit einem Schrecken an sie zurück. Stepan Trophimowitsch erkrankte so ernstlich, daß er am nächsten Tage unmöglich mit dem Dampfer, der dies-

mal pünktlich um zwei Uhr ankam, nach Spassoff weiter fahren konnte, sie aber wagte es nicht, ihn allein zu lassen, und so blieb sie denn in Ustjewo bei ihm. Nach ihren Worten soll er sich sogar sehr darüber gefreut haben, daß der Dampfer fortgefahren war:

„Nun und wunderschön so, sehr gut so," murmelte er aus dem Bett heraus, „sonst fürchtete ich die ganze Zeit, daß wir fortfahren. Hier ist es so schön, hier ist es am besten ... Sie werden mich doch nicht verlassen? Oh nein, Sie verlassen mich nie mehr!"

Einstweilen war es aber „hier" durchaus nicht so schön, er jedoch wollte nichts von ihren Unannehmlichkeiten wissen, denn in seinem Kopf war jetzt nur Platz für eine Menge Phantasien. An seine Krankheit dachte er überhaupt nicht, denn er hielt sie ja nur für eine schnell vorübergehende Erkältung, und sprach die ganze Zeit davon, wie sie beide, wenn er erst wieder gesund sei, „diese kleinen Bücher" verkaufen würden Und plötzlich bat er sie, ihm aus dem Evangelium vorzulesen.

„Ich habe es lange nicht mehr gelesen ... im Original. Aber, nicht wahr, es könnte mich doch jemand beim Kauf eines dieser kleinen Bücher fragen, und dann könnte ich mich doch vielleicht irren: man muß sich doch immerhin etwas vorbereiten."

Sie setzte sich an sein Bett und öffnete das Buch.

„Sie lesen vorzüglich," unterbrach er sie schon nach der ersten Zeile. „Ich sehe schon, ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe!" fügte er unklar, aber begeistert hinzu. Und überhaupt war er die ganze Zeit über fortwährend in Begeisterung.

Sie las ihm die Bergpredigt vor.

„Assez, assez, mon enfant, genug ... Glauben Sie wirklich, daß **das** noch immer nicht genug ist?"

Und kraftlos schloß er die Augen. Er war sehr schwach, doch verlor er noch nicht die Besinnung. Da erhob sich denn Sophja Matwejewna, da sie glaubte, daß er schlafen wolle. Aber siehe da — er war sofort wieder wach und hielt sie zurück.

„Mein Freund, ich habe mein ganzes Leben lang gelogen. Selbst wenn ich die Wahrheit gesagt habe. Ich habe nie um der Wahrheit willen gesprochen, sondern immer nur für mich: das habe ich auch früher schon gewußt, aber jetzt erst sehe ich es so recht ein ... O, wo sind diese Freunde, die ich mit meiner Freundschaft mein ganzes Leben lang beleidigt habe? Und alle, und alle! Savez-vous, ich glaube, ich lüge auch jetzt! Bestimmt lüge ich auch jetzt! Die Hauptsache ist, daß ich mir selbst glaube, wenn ich lüge! Am allerschwersten ist es im Leben, zu leben und nicht zu lügen ... und ... und den eigenen Lügen nicht zu glauben, ja, ja, das ist es gerade! Aber warten Sie, das kommt alles später. Wir werden zusammen, zusammen!" fügte er enthusiastisch hinzu.

„Stepan Trophimowitsch," bat Sophja Matwejewna schüchtern, „soll man nicht in die Stadt nach dem Doktor schicken?"

Er war furchtbar erstaunt.

„Warum? Est-ce que je suis si malade? Mais rien de sérieux. Und wozu brauchen wir fremde Menschen, sagen Sie doch selbst? Man wird es vielleicht noch erfahren und — was wird dann sein? Nein, nein, kein fremder Mensch, wir beide zusammen, zusammen!"

„Wissen Sie," sagte er nach kurzem Schweigen, lesen Sie mir noch etwas vor, so, schlagen Sie auf gut Glück auf und lesen Sie, worauf Ihr Blick zuerst fällt."

Sophja Matwejewna schlug das Buch auf und las.

„Wo es sich aufschlägt, wo es sich von selbst aufschlägt," wiederholte er.

„‚Und dem Engel ... —'"

„Was ist das? Woraus? Woraus ist das?"

„Das ist aus der Apokalypse."

„Oh, je m'en souviens, oui, l'Apocalipse. Lisez, lisez. Ich wollte über unsere Zukunft etwas hören, darum ließ ich Sie so eine Stelle auf gut Glück lesen, ich will wissen, was Sie da gefunden haben. Lesen Sie weiter, das vom Engel, vom Engel ..."

„Und sage dem Engel der Laodikischen Kirche: also spricht Amin, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Schöpfung Gottes. Ich kenne dich und deine Taten; du bist weder kalt noch heiß; oh, wenn du doch kalt oder heiß wärest! Dieweil du aber nur lau bist, und nicht heiß noch kalt, so verwerfe ich dich aus meinem Munde. Denn du sprichst also: ich bin reich und leide in nichts Not, und weißt doch nicht, daß du unglücklich bist, und elend, und arm, und blind, und nackt."

„Das ... und das steht in Ihrem Buch!" rief er erregt, mit leuchtenden Augen, und erhob sich vom Kissen, „diese wundervolle Stelle habe ich nie gekannt! Hören Sie: eher kalt, kalt, als lau, nur lau! Oh, ich werde beweisen! Nur lassen Sie mich nicht allein, lassen Sie mich nicht allein! Wir werden es beweisen, wir werden auslegen!"

„Aber ich werde Sie doch nicht verlassen, Stepan

Trophimowitsch, ich werde Sie nie verlassen!“ sagte sie und erfaßte seine Hand, die sie mit Tränen in den Augen an ihr Herz preßte. — „Er tat mir schon zu leid in diesem Augenblick,“ erzählte sie später.

Seine Lippen verzogen sich ein wenig wie im Krampf.

„Aber, Stepan Trophimowitsch, soll man nicht doch jemanden von den Ihrigen benachrichtigen lassen, oder vielleicht auch — Ihre Bekannten?“

Da aber erschrak er dermaßen, daß sie ganz unglücklich darüber war, ihn noch einmal daran erinnert zu haben. Zitternd und bebend flehte er sie an, „nur um Gottes willen niemanden zu benachrichtigen, noch sonst etwas vorzunehmen.“ Und er nahm ihr das Wort ab und überredete sie: „Niemand, niemand! Wir allein, nur wir beide allein, et nous partirons ensemble.“

Schlimm war es auch, daß sich die Hauswirte beunruhigten, ungehalten wurden und der armen Sophja Matwejewna auf den Hals rückten. Mit Geld beruhigte sie sie eine Zeitlang, aber der Wirt wollte die Legitimationspapiere Stepan Trophimowitschs sehen. Der Kranke wies mit hochmütigem Lächeln auf seinen kleinen Reisesack, in dem denn auch Sophja Matwejewna die gewünschten Beweisstücke fand. Bald aber verlangte der Bauer, daß man den Kranken fortschaffen solle, denn er könne schließlich sterben und das passe ihm als Hauswirt durchaus nicht. Sophja Matwejewna sprach auch mit ihm über den Doktor, doch erwies es sich, daß die Kosten unerschwinglich wären, wenn man ihn aus der Stadt holen wollte. Und so ging sie denn niedergeschlagen wieder zu ihrem Kranken zurück, der immer schwächer und schwächer wurde.

„Jetzt lesen Sie mir noch eine Stelle vor ... von den Schweinen," sagte er plötzlich.

„Wovon?" fragte Sophja Matwejewna entsetzt.

„Von den Schweinen ... das ist auch hier ... ces cochons ... ich erinnere mich, die Teufel fuhren in die Schweine und die Schweine bekamen einen Raptus und stürzten sich in den See und ertranken alle. Lesen Sie mir das unbedingt vor: ich werde Ihnen nachher sagen, wozu. Ich will es buchstäblich hören."

Sophja Matwejewna kannte die Bibel gut und fand sofort jene Stelle aus Lukas, Kapitel 8, 32—37, die ich der Erzählung all dieser Ereignisse vorgeschrieben habe. Ich bringe sie hier noch einmal:

„Es war aber daselbst eine große Herde Säue an der Weide auf dem Berge. Und sie baten ihn, daß er ihnen erlaubte, in dieselben zu fahren. Und er erlaubte es ihnen.

„Da fuhren die Teufel aus dem Menschen und fuhren in die Säue, und die ganze Herde stürzte sich vom Abhang in den See und ersoff.

„Da aber die Hirten sahen, was da geschah, flohen sie und verkündigten's in der Stadt und in den Dörfern. Da gingen sie hinaus zu sehen, was da geschehen war und kamen zu Jesu und fanden den Menschen, von welchem die Teufel hinausgefahren waren, sitzend zu den Füßen Jesu, bekleidet und vernünftig und sie erschraken.

„Und die es gesehen hatten, verkündigten ihnen, wie der Besessene gesund worden!"

„Mein Freund," sagte Stepan Trophimowitsch in großer Erregung, „savez-vous, das ist wunderbar ... diese Stelle ist mir mein ganzes Leben lang der Stein

des Anstoßes gewesen ... dans ce livre ... so daß ich diese Stelle noch aus der Kindheit behalten habe. Jetzt aber habe ich einen neuen Gedanken, une comparaison. Ich habe jetzt furchtbar viel Gedanken: Sehen Sie, das ist genau so wie unser Rußland. Diese Dämonen, die von dem Besessenen in die Schweine fahren — das sind alle schlechten Säfte, alle Miasmen, aller Schmutz, alle Satanasse und alle Beelzebuben, die sich in unserem lieben Kranken, in unserem Rußland angesammelt haben, schon seit vielen, vielen Jahrhunderten! Oui, cette Russie, que j'aimais toujours. Aber der große Gedanke und der mächtige Willen heilen es, ganz wie diesen wahnsinnigen Besessenen, und alle diese Unreinlichkeit, diese ganze Gemeinheit, die sich auf der Oberfläche angesammelt hat und langsam angefault ist ... sie werden noch selbst darum bitten, in die Schweine fahren zu dürfen! Ja, und sie sind vielleicht sogar schon hineingefahren, vielleicht!! Das sind wir, wir und diese anderen und Petruscha ... et les autres avec lui, und ich vielleicht der erste an der Spitze, und wir stürzen uns, wir Wahnsinnigen und Besessenen, vom Fels in das Meer und ertrinken alle, und dorthin gehören wir, dahin müssen wir, denn nur dazu allein taugen wir noch! Aber der Kranke selbst wird wieder gesunden und wird sich zu Füßen Jesu Christi setzen ... und alle werden ihn in großer Verwunderung schauen .... Liebe, vous comprendrez après, jetzt aber regt mich das sehr auf ... Vous comprendrez après ... Nous comprendrons ensemble."

Er verlor sich in Fieberphantasien und allmählich schwand das Bewußtsein. So verging der ganze fol-

gende Tag. Sophja Matwejewna saß an seinem Bett und weinte, schlief schon die dritte Nacht nicht mehr und vermied es, so viel wie sie nur konnte, den Wirtsleuten unter die Augen zu kommen, denn sie ahnte schon, daß die etwas „vorhatten". Am nächsten Morgen wachte Stepan Trophimowitsch auf, erkannte sie wieder und streckte ihr die Hand entgegen. Sie bekreuzte sich mit neuer Hoffnung. Er aber wollte plötzlich aus dem Fenster sehen.

„Tiens un lac," sagte er, „ach Gott, und ich habe ihn noch gar nicht gesehen . . ."

In diesem Augenblick rollte eine Equipage vor das Haus und in den Zimmern wurde es lebendig

III

Es war Warwara Petrowna in eigener Person, die mit einem Viererzug in ihrer größten Equipage mit zwei Dienern und Darja Pawlowna angefahren kam. Das Wunder erklärte sich sehr einfach: Anissim war in der Stadt gleich am anderen Tage in das Haus Warwara Petrownas gegangen und hatte dort den Dienstboten erzählt, daß er Stepan Trophimowitsch ganz allein in einem Dorf getroffen, der dann nach Ustjewo weiter gefahren sei, und zwar in Begleitung einer gewissen Sophja Matwejewna. Da nun Warwara Petrowna sich ihrerseits um ihren geflohenen Freund sehr aufgeregt und überall nach ihm nachzufragen und nachzuforschen befohlen hatte, so meldete ihr der Diener gleich, was Anissim gesagt hatte. Anissim wurde sofort zur Herrin geführt und, nachdem die ihm aufmerksam zu-

gehört hatte und ganz besonders über die Abfahrt in einem Wagen mit irgend einer Sophja Matwejewna sich alles hatte erzählen lassen, da ward denn noch im selben Augenblick die Equipage bestellt. Auf frischer Spur ging's dem Flüchtling nach. Von seiner Krankheit wußte sie natürlich noch nichts.

Ihre rauhe, befehlende Stimme machte selbst der Bäuerin mit dem Schnurrbart bange. Sie ließ hier nur anhalten, um sich zu erkundigen, wann Stepan Trophimowitsch nach Spassoff abgefahren sei. Als sie nun aber erfuhr, daß er noch da war und krank zu Bett lag, da stieg sie sofort aus und trat erregt in das Haus.

„Nun, wo ist er denn? Ah, das bist du!" rief sie, als sie plötzlich Sophja Matwejewna, die gerade in diesem Augenblick aus dem Krankenzimmer trat, auf der Türschwelle erblickte. „Ich sehe es schon an deinem unverschämten Gesicht, daß du es bist. Fort, sag ich dir! Daß hier keine Spur von der im Hause bleibt! Treibt sie hinaus! Marsch! Ich könnte dich bis zu deinem Grabe ins Gefängnis sperren! Bewacht sie mir so lange in einem anderen Hause. Sie hat ja schon einmal in der Stadt im Gefängnis gesessen, kann also vielleicht noch einmal hinein! Und du," sagte sie befehlend zum Hauswirt, „daß du es mir nicht wagst, jemanden hereinzulassen, solange ich hier bin! Ich bin die Generalin Stawrogina und nehme das ganze Haus ein. Du aber, mein Täubchen, du wirst mir noch Rede stehen!"

Als Stepan Trophimowitsch die bekannte Stimme vernahm, erzitterte er vor Schreck. Aber da trat sie

auch schon durch den Vorhang an sein Bett und blickte ihn mit funkelnden Augen an. Sie schob mit dem Fuß einen Stuhl heran, auf dem sie dann zurückgelehnt Platz nahm und Dascha zurief:

„Geh bitte auf einen Augenblick hinaus! Kannst bei den Wirtsleuten bleiben! Was ist das plötzlich für eine Neugier? Und die Tür schließ bitte etwas fester!"

Eine Zeitlang saß sie schweigend zurückgelehnt und bohrte ihren Blick, der in diesem Augenblick grausam, fast raubgierig war, in sein erschrockenes, krankes Gesicht.

„Nun, wie geht es Ihnen, Stepan Trophimowitsch? Wie war denn der Spaziergang?" fragte sie plötzlich mit beißender Ironie.

„Chère," stotterte Stepan Trophimowitsch lispelnd, „ich habe die russische Wirklichkeit kennen gelernt... Et je prêcherai l'Evangile..."

„Oh, Sie schamloser, undankbarer Mensch!" rief sie zornig aus. „Ist es Ihnen noch nicht genug, daß Sie mich so bloßstellen und mit irgend einer... Oh, Sie alter, schamloser Wüstling!"

„Chère..."

Seine Stimme brach ab und er konnte nichts mehr sagen, sondern starrte sie nur mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen an.

„Was ist *sie* für eine Person?"

„C'est un ange... C'était plus qu'un ange pour moi, sie hat die ganze Nacht... Oh, schreien Sie nicht, erschrecken Sie sie nicht, chère, chère..."

Er sank schwach, beinahe ohnmächtig, in die Kissen zurück.

Warwara Petrowna sprang vom Stuhl auf und ihr angstvoller Ruf: „Wasser, Wasser!" schallte bis ins andere Zimmer.

Stepan Trophimowitsch kam jedoch gleich wieder zu sich, sie aber zitterte immer noch vor Angst und blickte mit totenbleichem Gesicht in seine entstellten Züge: da erst erriet sie, wie schwer er krank war.

„Darja," flüsterte sie schnell dem jungen Mädchen zu, das hereingestürzt war, „sofort nach dem Arzt, nach Doktor Salzfisch! Schicke gleich Jegorytsch, er kann hier Pferde mieten und in der Stadt einen anderen Wagen, einen leichteren, nehmen. Daß er noch vor der Nacht hier ist!"

Dascha ging schnell fort, um dem Befehl nachzukommen. Stepan Trophimowitsch sah Warwara Petrowna immer noch mit ängstlichem Blick an. Seine bleichen Lippen bebten.

„Liebling, Stepan Trophimowitsch, Liebling, wart nur noch einen Augenblick," beredete sie ihn wie ein kleines Kind. „Nun wart doch, wart doch, Liebling! sieh, Darja wird gleich zurückkommen und ... Ach, mein Gott, Wirtin, Wirtin, so kommen Sie doch wenigstens her!"

Und in ihrer Ungeduld lief sie zur Bäuerin.

„Sofort, sofort diese wieder zurückbringen! Bring sie mir zurück, sofort, zurück!"

Zum Glück war Sophja Matwejewna kaum mit ihren Sachen aus dem Hause gegangen, so daß man sie nach ein paar Schritten schon einholte. Sie wurde zurückgebracht, war aber so erschrocken, daß ihre Hände und Füße zitterten. Warwara Petrowna ergriff

ihre Hand wie der Adler seine Beute und zog sie eilig zu Stepan Trophimowitsch.

„Nun, da haben Sie sie! Ich habe sie doch nicht verschlungen! Sie dachten wohl schon, daß ich sie so untergeschluckt hätte?"

Stepan Trophimowitsch ergriff Warwara Petrownas Hand und zog sie an die Lippen und plötzlich schluchzte er auf und weinte, weinte herzbrechend.

„Nun, nun, beruhige dich doch, mein Liebling, beruhige dich doch, mein Herzenskind, nun ... Ach, mein Gott, aber so beru—h—igen Sie sich doch!" rief sie angstvoll. „Oh, Sie mein Peiniger, Sie mein ewiger, ewiger Peiniger!"

„Meine Gute," brachte Stepan Trophimowitsch endlich, zu Sophja Matwejewna gewandt, hervor, „bleiben Sie noch ein wenig — dort — im anderen ... Zimmer, ich ... ich will hier noch etwas sagen ..."

Sophja Matwejewna beeilte sich sofort, hinauszugehen.

„Chérie ... chérie ..." flüsterte er atemlos.

„Sprechen Sie noch nicht, Stepan Trophimowitsch. Erholen Sie sich erst ein wenig! sprechen Sie noch nicht! Hier ist Wasser. Aber so sprechen Sie doch noch nicht!"

Sie setzte sich wieder auf ihren Stuhl. Stepan Trophimowitsch hielt krampfhaft ihre Hand fest. Lange noch verbot sie ihm das Sprechen. Da zog er denn ihre Hand an seine Lippen und bedeckte sie immer wieder mit Küssen. Sie biß die Zähne zusammen und blickte irgend wohin in die Ecke.

„Je vous aimais!" sagte er endlich. Nie noch

hatte sie von ihm solche Worte gehört, nie hatte er mit solcher Stimme zu ihr gesprochen.

„Hm!" machte sie zur Antwort.

„Je vous aimais toute ma vie ... vingt ans!"

Sie schwieg — zwei, drei Minuten lang.

„Aber als Sie sich zur Hochzeit mit Dascha vorbereiteten, da wurde Parfüm verspritzt ..." sagte sie plötzlich in furchtbarem Flüsterton. Stepan Trophimowitsch sah sie mit weit aufgerissenen Augen groß an.

„Banden sich eine neue Krawatte um ..."

Wieder schwiegen sie lange Zeit.

„Und die Zigarre, wissen Sie noch?"

„Mein Freund," stotterte er vor Schreck.

„Die Zigarre, am Abend, beim Fenster ... der Mond schien ... nach der Laube ... in Skworeschniki? Weißt du noch, ach, weißt du noch!" und sie sprang auf, ergriff sein Kissen an beiden Seiten und schüttelte es mit samt seinem Kopf. „Weißt du noch, du tölpelhafter, kleinmütiger, ewig, ewig leerer Mensch!" flüsterte sie immer noch, um nicht aufzuschreien, fast zischend in ihrer plötzlichen Wut. Dann ließ sie endlich das Kissen wieder fallen, sank selbst auf ihren Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Lassen wir das!" sagte sie schließlich und richtete sich gerade auf. „Zwanzig Jahre sind vergangen und nichts kann sie einem zurückbringen — dumm war auch ich!"

„Je vous aimais," flüsterte er wieder und legte flehend die Hände zusammen.

„Ach, was hab ich von deinem aimais und aimais! Laß das jetzt!" rief sie auffahrend. „Und wenn Sie nicht

sofort einschlafen, so werde ich ... Sie brauchen Ruhe! Schlafen Sie, schlafen Sie sofort! Machen Sie die Augen zu! Ach, mein Gott, vielleicht will er frühstücken? Was essen Sie? Was ißt er denn? Ach Gott, wo ist denn die? wo ist diese geblieben?“

Warwara Petrowna setzte gleich das ganze Haus in Bewegung. Aber Stepan Trophimowitsch sagte, daß er jetzt lieber schlafen wolle, une heure, und dann — un bouillon, un thé ... enfin il est si heureux. Er legte sich wieder hin und schloß die Augen, ganz als ob er schlafe — in Wirklichkeit aber verstellte er sich nur, um Frieden zu haben. Warwara Petrowna blieb noch ein wenig bei ihm und ging dann vorsichtig auf den Fußspitzen in das andere Zimmer. Dort setzte sie sich auf einen großen Bauernstuhl, schickte die Hauswirte einfach hinaus und befahl Dascha, die zu ihr zu bringen.

Dann begann folgendes Verhör.

„Jetzt erzähl mal, meine Liebe, alle Einzelheiten! Setz dich hierher, so! Nun?“

„Ich traf Stepan Trophimowitsch ...“

„Still, schweig! Ich sage dir im voraus, daß ich dich, falls es dir einfallen sollte, mir etwas vorzulügen oder etwas zu verheimlichen, noch aus deinem Grabe wieder herausholen werde! Nun?“

„Ich traf Stepan Trophimowitsch ... wie ich gerade in Hatowo war ...“ begann Sophja Matwejewna, atemlos vor Angst.

„Wart, still! wozu trommelst du denn gleich los? Zuerst sag mir mal, was du selbst für ein Vogel bist?“

Die andere erzählte dann, so gut wie sie konnte,

übrigens in kurzen Worten, von sich und ihrem Leben, wobei sie mit Sebastopol anfing. Warwara Petrowna hörte schweigend zu, saß steif auf ihrem großen Stuhl und sah unverwandt und streng in die Augen der Erzählerin.

„Warum bist du denn so erschrocken? Warum siehst du zu Boden? Ich liebe Menschen, die einem offen in die Augen sehen. Fahre fort!“

Sie erzählte von der Begegnung, von den Büchern, erzählte, wie Stepan Trophimowitsch der Bäuerin den Schnaps angeboten ...

„So ist's gut, vergiß nichts, erzähle alles,“ sagte Warwara Petrowna. Endlich kam sie auch dazu, wie sie mit Stepan Trophimowitsch weiter gefahren und wie er „schon ganz krankes Zeug“ gesprochen und hier dann sein ganzes Leben von Anfang an und während mehrerer Stunden erzählt hatte.

„Was hat er von seinem Leben erzählt?“

Sophja Matwejewna verstummte plötzlich und wurde verlegen.

„Hier verstehe ich schon nichts mehr, zu erzählen,“ murmelte sie weinerlich. „Ich habe auch fast nichts verstanden.“

„Das lügst du! kannst ja gar nicht nichts verstehen.“

„Von einer braunhaarigen vornehmen Dame sprach er lange,“ sagte darauf Sophja Matwejewna zögernd und errötete gleichzeitig, da sie bemerkte, daß Warwara Petrowna der „Brünetten“ durchaus nicht glich.

„Eine Brünette also? Was für eine? Nun, so sprich doch!“

„Er ... er erzählte, wie diese vornehme Dame schon

ganz furchtbar in ihn verliebt gewesen war, zwanzig Jahre lang, und wie sie immer nicht gewagt hätte, es ihm zu sagen und sich vor ihm geschämt hat, denn sie war schon zu verliebt ..."

„Solch ein Esel!" unterbrach sie Warwara Petrowna nachdenklich und überzeugt.

Sophja Matwejewna weinte.

„Ich kann hier wirklich gar nichts mehr erzählen, denn ich war selbst in großer Angst um ihn und habe auch nur wenig verstehen können, da er doch ein solch kluger Mensch ist ..."

„Ueber seinen Verstand kann ein Vogel wie du nicht urteilen. Hat er bei dir angesprochen?"

Sophja Matwejewna erzitterte.

„Er hat sich in dich verliebt? So sprich doch! Hat er bei dir angesprochen?" rief Warwara Petrowna ungeduldig.

„Beinah muß es wohl so gewesen sein," flüsterte die andere weinend. „Aber ich habe das gar nicht gehört, er war doch krank," fügte sie fester hinzu und erhob schuldlos die Augen.

„Wie heißt du?"

„Sophja Matwejewna heiße ich."

„Nun, dann wisse, Sophja Matwejewna, daß das der allerleerste, nutzloseste Mensch ist ... Herrgott, mein Gott! Du hältst mich wohl für eine Nichtswürdige?"

Die riß die Augen auf.

„Für eine Nichtswürdige? für eine Despotin? die sein Leben zerstört hat?"

„Wie kann denn das sein, wenn Sie selbst weinen?"

Tatsächlich standen Warwara Petrowna Tränen in den Augen.

„Nun, setz dich, setz dich! Brauchst nicht zu erschrecken! Sieh mir noch einmal in die Augen, ganz offen! Warum wirst du rot? Dascha, komm her, sieh sie dir an: was glaubst du, hat sie ein reines Herz ..."

Und zu Sophja Matwejewnas größter Verwunderung, und vielleicht noch mehr zu ihrem Schreck, streichelte ihr Warwara Petrowna plötzlich die Wange.

„Schade nur, daß du dumm bist. Das paßt nicht mehr zu deinen Jahren. Gut, meine Liebe, ich werde mich deiner annehmen. Sehe schon, daß alles Unsinn ist. Lebe so lange hier in der Nähe! Ich werde dir eine Wohnung mieten, und Kost und sonst alles bekommst du von mir ... werde dich rufen lassen."

Sophja Matwejewna wollte in ihrem Schreck bemerken, daß sie fort müsse.

„Wohin denn? Deine Bücher kaufe ich dir alle ab, und du sitzst hier. Du hättest ihn doch, wenn ich nicht gekommen wäre, auch nicht verlassen?"

„Für keinen Preis hätte ich ihn allein gelassen," sagte Sophja Matwejewna leise, aber fest und wischte sich die Augen.

Doktor Salzfisch kam erst spät in der Nacht an. Es war ein ehrwürdiger alter Herr und ein guter Arzt. Er untersuchte Stepan Trophimowitsch aufmerksam und gründlich und berichtete dann Warwara Petrowna, daß der Zustand des Kranken „sehr bedenklich" sei, und daß man sich „auf alles gefaßt" machen müsse.

Warwara Petrowna erbleichte.

„Haben Sie denn gar keine Hoffnung?"

„Es ist niemals jede Hoffnung ausgeschlossen, aber ... —“

Warwara Petrowna wachte die ganze Nacht über bei dem Kranken und konnte kaum den Morgen erwarten. Als Stepan Trophimowitsch die Augen aufschlug und zu sich kam — er war die ganze Zeit über bei Besinnung, wurde nur von Stunde zu Stunde schwächer — trat sie entschlossen zu ihm.

„Stepan Trophimowitsch, man muß auf alles vorbereitet sein. Ich habe den Popen rufen lassen. Sie müssen Ihre Pflicht tun ...“

Da sie seine religiösen Ueberzeugungen kannte, so fürchtete sie eine Absage. Er aber sah sie nur erstaunt an.

„Unsinn, alles Unsinn!“ rief sie erregt, denn sie glaubte schon, er wolle sich widersetzen. „Jetzt handelt es sich nicht mehr um Kindereien. Haben doch genug Dummheiten gemacht!“

„Aber ... bin ich denn wirklich schon so krank?“

Nachdenklich willigte er ein. Und überhaupt erfuhr ich später von Warwara Petrowna zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß er gar keine Angst vor dem Tode gehabt habe. Möglich, daß er einfach nicht an seinen Tod glaubte und die Krankheit nur für eine leichte vorübergehende Erkältung hielt!

Er beichtete und nahm auch das Abendmahl — wie es schien sehr gern. Alle, auch Sophja Matwejewna, die Wirtsleute und selbst die Dienstboten kamen, um sich von ihm nach dem Empfang der heiligen Sakramente zu verabschieden. Alle, bis auf den letzten, weinten sie, als sie sein eingefallenes, müdes Gesicht sahen, und die bleichen, zuckenden Lippen.

„Oui, mes amis, und es wundert mich nur, daß ihr euch alle so ... bemüht. Morgen werde ich wahrscheinlich aufstehen, und wir ... fahren zurück ... Toute cette cérémonie ... der ich natürlich das ihre gebe ... war ..."

„Ich bitte Sie, Väterchen, nicht fortzugehen," hielt Warwara Petrowna den Popen auf, der schon nach seinem Mantel greifen wollte. „Sobald wir den Tee getrunken haben, möchte ich Sie bitten, mit ihm noch einiges zu sprechen, und seinen Glauben zu stärken."

Der Pope war gern dazu bereit, setzte sich sofort ans Bett und begann „vom Göttlichen" mit Stepan Trophimowitsch zu reden.

„In unserer sündigen Zeit," führte er aus, die Teetasse in der Hand und in singendem Ton, „ist der Glaube an den Allmächtigen die einzige Zuflucht des Menschengeschlechts, in allen Leiden und Nöten des Lebens, ganz wie die Zuversicht auf die ewige Seligkeit, die uns also durch die heilige Schrift verkündet worden ..."

Stepan Trophimowitsch belebte sich plötzlich wieder: ein gutes Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Mon père, je vous remercie, et vous êtes bien bon, mais ..."

„Was da noch für ein mais, durchaus kein mais!" rief Warwara Petrowna erregt aufspringend. „Väterchen," wandte sie sich wieder an den Popen, „das, das ist solch ein Mensch, das ist solch ein Mensch ... nach einer Stunde wird man ihn noch einmal das Abendmahl nehmen lassen müssen! Ja, solch ein Mensch ist das!"

Stepan Trophimowitsch lächelte zurückhaltend.

„Meine Freunde," sagte er, „Gott ist mir schon allein

deswegen unentbehrlich, weil er das einzige Wesen ist, das man ewig lieben kann ..."

Ob er nun in der Tat gläubig geworden war, oder ob ihn die mächtige Zeremonie des letzten Abendmahls nur angeregt hatte, — wer kann das sagen? Jedenfalls hat er jedoch mit fester Stimme und, wie man sagt, auch mit echtem Gefühl einige Worte, die deutlich seine Stellung zu seinen eigenen früheren Worten kennzeichnen, ausgesprochen.

„Meine Unsterblichkeit ist schon allein deswegen notwendig, weil Gott doch nicht eine Ungerechtigkeit wird begehen wollen: das Licht der Liebe, das in meinem Herzen zu ihm entbrannt ist, ganz auszulöschen. Und was geht über die Liebe? Die Liebe geht über das Sein, die Liebe ist das Höchste des Seins, wie ist es da möglich, daß das Sein ihr untertan werden sollte? Wenn ich ihn jetzt lieben gelernt habe und mich über diese meine Liebe freue — ist es dann möglich, daß Er mich und meine Freude wieder auslöscht und mich selber vergehen läßt? Wenn es einen Gott gibt, so bin auch ich unsterblich! Voilà ma profession de foi."

„Es gibt einen Gott, Stepan Trophimowitsch, ich versichere Ihnen, es gibt einen Gott," flehte Warwara Petrowna, „lassen Sie doch endlich alle Ihre Dummheiten, lassen Sie sie doch wenigstens einmal im Leben!" Sie hatte wohl seine profession de foi nicht recht verstanden.

„Mein Freund," sagte er immer begeisterter, wenn auch seine Stimme mehr und mehr versagte, „mein Freund, als ich begriff ... diese andere hingehaltene Wange, da ... habe ich im selben Augenblick — noch

einiges begriffen. J'ai menti toute ma vie, mein ganzes, ganzes Leben lang! Ich würde gern ... aber übrigens, morgen ... Morgen fahren wir alle zurück."

Warwara Petrowna weinte. Er suchte jemanden mit den Augen.

„Hier ist sie, hier ist sie!" rief Warwara Petrowna schnell und zog Sophja Matwejewna an der Hand zu ihm. Ein rührendes Lächeln verklärte sein Gesicht.

„Oh, ich würde sehr gern wieder leben wollen!" rief er mit einem Zustrom von letzter Kraft. „Jede Minute, jeder Augenblick des Lebens müssen eine Seligkeit dem Menschen sein ... müssen, müssen es unbedingt! Das ist die Pflicht des Menschen, es selbst so zu machen; das ist sein Gesetz, — ein unsichtbares Gesetz, aber das es trotzdem wirklich gibt ... Oh, ich würde gern Petruscha sehen wollen ... und sie alle ... und Schatoff!"

Ich bemerke hier, daß sie noch nichts von Schatoff wußten, weder seine Schwester Dascha, noch Warwara Petrowna, noch Salzfisch, der als letzter aus der Stadt gekommen war.

Stepan Trophimowitsch regte sich, statt ruhig zu sein, weit über seine Kräfte auf.

„Allein schon der immerwährende Gedanke, daß es etwas unendlich Gerechteres und Glücklicheres gibt als mich, erfüllt mich mit unaussprechlicher Rührung. Oh, und wer ich auch gewesen sein mag, und was ich auch getan habe! Viel mehr als das eigene Glück braucht der Mensch den immerwährenden Glauben daran, daß es dort irgendwo ein volles und ruhiges Glück für alle und für jeden gibt ... Das ganze Gesetz des menschlichen Seins besteht nur darin, daß der Mensch sich stets

vor etwas unermeßlich Hohem beugen kann. Wollte man aber den Menschen das unermeßlich Hohe nehmen, so würden sie das Leben lassen und in Verzweiflung den Tod suchen. Das Unermeßliche und Unendliche ist dem Menschen ebenso notwendig, wie die Erde, auf der er lebt... Ach, ihr, meine Freunde, alle, alle: es lebe der große Gedanke! Der ewige unermeßliche Gedanke! Jeder Mensch, wer er auch sei, muß sich nur vor einem beugen — und das ist der große Gedanke! Sogar der allerdümmste Mensch braucht unbedingt wenigstens irgend etwas Hohes. Petruscha... Oh, wie gern ich sie alle wiedersehen würde! Sie wissen nicht, sie wissen es ja nicht, daß auch in ihnen immer ganz derselbe ewige große Gedanke enthalten ist!"

Doktor Salzfisch war bei der Zeremonie nicht zugegen gewesen, und als er nun plötzlich eintrat, war er ganz entsetzt: sofort trieb er die ganze Versammlung auseinander, denn der Kranke mußte „unbedingt Ruhe haben".

Stepan Trophimowitsch starb nach drei Tagen, nachdem er die letzte Zeit in voller Bewußtlosigkeit gelegen hatte. Er erlosch gleichsam wie ein zu Ende gebranntes Licht allmählich aus. Warwara Petrowna ließ noch in Ustjewo das Totenamt für den Verstorbenen halten und brachte dann die Leiche ihres armen Freundes nach Skworeschniki. Sein Grab auf dem Kirchhofe ist heute bereits mit einer Marmorplatte bedeckt, doch die Aufschrift und das eiserne Gitter sollen erst im Frühling gemacht werden.

Die Abwesenheit Warwara Petrownas aus der Stadt dauerte ganze acht Tage. Mit ihr zusammen, in

derselben Equipage, kam auch Sophja Matwejewna, die sich nun, wie's scheint, endgültig in Skworeschniki niedergelassen hat. Bemerkenswert ist noch, daß Warwara Petrowna Sophja Matwejewna, sofort nachdem Stepan Trophimowitsch die Besinnung verloren — also am selben Morgen noch — aus dem Hause schickte und ganz allein den Kranken bis zum Tode pflegte. Kaum aber war er verschieden, so ließ sie auch „die“ wieder zu sich rufen. Auf deren Einwendungen, die sie im ersten Schreck über das Anerbieten, oder richtiger, den Befehl Warwara Petrownas, nach Skworeschniki zu ziehen, machen wollte, hörte die letztere überhaupt nicht.

„Unsinn, alles Unsinn! Ich werde selbst für dich die Bibeln verkaufen gehen. Habe ich doch jetzt niemanden mehr auf der Welt.“

„Sie haben noch Ihren Sohn, gnädige Frau,“ bemerkte Doktor Salzfisch, der zugegen war.

„Ich habe keinen Sohn,“ sagte Warwara Petrowna dunkel und ahnungsvoll in die Zukunft hinein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Schluß.

I

Alle Verbrechen, die begangen waren, wurden schnell bekannt, weit schneller, als Pjotr Stepanowitsch angenommen hatte. Es begann damit, daß die unglückliche Marja Schatowa in der Nacht, in der ihr Mann erschlagen wurde, vor Sonnenaufgang aus tiefem Schlaf erwachte, und zu ihrem Schreck und zu ihrer Angst Schatoff nicht bei sich, nicht an ihrem Bett, noch im Zimmer sah. Bei ihr befand sich nur die von Arina Prochorowna besorgte Aufwärterin. Als diese nun aber die Kranke nicht beruhigen konnte, da wußte sie nichts anderes zu tun, als schnell zu Arina Prochorowna zu laufen, nachdem sie ihrer Pflegebefohlenen noch versichert hatte, daß Wirginskis bestimmt wissen würden, wo Schatoff geblieben, und wann er zurückkommen würde.

Währenddessen war auch Arina Prochorowna in nicht geringer Aufregung: sie wußte schon durch ihren Mann, was im Park zu Skworeschniki geschehen war. Wirginski war erst um elf Uhr nachts in furchtbarem Zustande nach Haus gekommen: er hatte die Hände gerungen und sich auf das Bett geworfen, um das Gesicht in den Kissen zu vergraben und immer nur unter Zucken

und Beben schluchzend zu rufen: „Das ist doch nicht das, das ist ja ganz etwas anderes!“ Natürlich hatte das dann schließlich damit geendet, daß er seiner Frau alles beichtete — doch nur ihr allein. Arina Prochorowna befahl ihm streng, im Bett zu bleiben, und, falls er wieder weinen wolle, so solle er den Kopf unters Kissen stecken, damit es die anderen nicht hörten: er sei ein Esel, wenn er am nächsten Tage sich etwas anmerken lasse. Trotzdem aber regte sie sich selbst nicht wenig auf und machte sich sofort daran, alle Papiere und Bücher und vielleicht auch Proklamationen, die der Polizei nicht gerade gefallen könnten, zu verbrennen. Darauf dachte sie lange nach und sagte sich schließlich, daß sie, ihre Schwester, die Tante und die Studentin weiter nichts zu fürchten hätten, ja, und vielleicht nicht mal ihr Bruder Schigaleff. Als dann zum Morgen hin die Aufwartefrau kam und sie zu Marja Schatowa rief, verlor sie weiter keinen Augenblick und ging zu ihrer Kranken. Uebrigens wollte sie sich auch selbst überzeugen, ob es wirklich wahr gewesen, was ihr Mann in der Nacht, nicht ganz zurechnungsfähig, von den Versicherungen Pjotr Stepanowitschs erzählt hatte: daß Kirilloff alles auf sich nehmen und sich erschießen würde.

Aber sie kam schon zu spät zu Marja Schatowa. Die hatte, nachdem sie die Aufwartefrau zu Arina Prochorowna geschickt, es nicht länger ausgehalten, war aufgestanden, hatte sich irgendwie halb angezogen, und war dann selbst zu Kirilloff in den Flügel gelaufen, da er, wie sie meinte, ihr am ehesten sagen könnte, wo ihr Mann geblieben. Man kann sich denken, wie das, was sie dort sah, auf die Wöchnerin wirkte. Den Brief, der

auf dem Tisch lag, hat sie dabei in ihrem Schreck und Entsetzen gar nicht bemerkt. Sie lief wie eine Wahnsinnige in die Dachstube zurück, ergriff ihr kleines Kind und verließ das Haus.

Der Morgen war feucht, kalt und neblig. Keinen Menschen traf sie in dieser abgelegenen Straße an. Sie lief aber immer weiter und schließlich begann sie, an die Häuser zu klopfen. Im ersten Hause wurde nicht aufgemacht, im zweiten hörte sie endlich Stimmen. Doch sie verlor die Geduld, zu warten, und lief zum dritten Hause, das dem Kaufmann Titoff gehörte. Hier wurde sie endlich hereingelassen: Man habe alle erschlagen! man habe Schatoff erschlagen! Schatoff, ihren Mann, habe man ermordet! Klagend, schrecklich, unselig tönten ihre Schreie durch das Haus. Titoffs wußten, wer Schatoff war, und kannten auch ein wenig sein Leben. Sie erschraken nicht wenig, als sie von dieser fremden Frau hörten, daß sie vor noch nicht vierundzwanzig Stunden geboren habe und nun kaum bekleidet in solch einer Kälte mit dem fast nackten Kindchen herumlief. Zuerst glaubte man, sie habe den Verstand verloren, um so mehr noch, da man aus ihren Worten nicht recht klug werden konnte, wer nun eigentlich erschlagen war: Kirilloff oder ihr Mann? Marja Ignatjewna bemerkte trotz ihrer jagenden, sinnlosen Erregung, daß man ihr nicht ganz zu glauben schien und wollte schon wieder aus dem Hause laufen: da aber hielt man sie mit Gewalt zurück, obgleich sie furchtbar schrie und um sich schlug. Jedenfalls aber ging man sofort zu Kirilloff, um zu sehen, was mit ihm geschehen war — und so wußte denn die ganze Stadt schon nach zwei Stunden

von dem Selbstmord Kirilloffs und seinem letzten Brief.

Die Polizei erschien darauf zum Verhör bei Marja Ignatjewna: und eben hierbei stellte sich heraus, daß sie Kirilloffs Schreiben gar nicht gesehen hatte, sondern selbst auf die Idee gekommen war, daß, wenn einer erschlagen sei, so auch der andere erschlagen sein müsse — denn „sie waren zusammen!“

Gegend Abend verlor sie dann die Besinnung. Sie kam nicht wieder zu sich. Nach zweieinhalb Tagen war sie tot. Das erkältete Kindchen starb noch vor ihr.

Arina Prochorowna, die inzwischen bei Schatoffs weder die junge Mutter noch das Kind vorgefunden, sagte sich sofort, daß hier etwas Schlimmes geschehen sein müsse, und wollte schon wieder nach Haus zu ihrem Mann laufen, doch besann sie sich noch an der Pforte und schickte die Aufwartefrau in den Flügel zu Kirilloff, um sich bei dem zu erkundigen, oder zu sehen, ob die Kranke nicht vielleicht bei ihm war. Die Frau kam mit entsetztem Geschrei zurückgelaufen. Arina Prochorowna hielt ihr sofort den Mund zu und brachte sie mit dem bekannten Argument: „Wenn du was sagst, so wird man dich für die Schuldige halten,“ zum Schweigen und lief dann selbst, so schnell sie konnte, nach Haus.

Doch die Polizei beunruhigte sie noch am selben Morgen, da sie ja Marja Schatowa entbunden hatte. Es war aber nicht viel, was man von ihr erfuhr: kaltblütig und sehr sachlich erzählte sie, was sie bei Schatoffs gesehen und gehört hatte, doch von den letzten Vorfällen behauptete sie nichts zu wissen oder begreifen zu können.

Man kann sich vorstellen, wie groß die Aufregung in

der Stadt war. Wieder „eine Geschichte“, wieder ein Totschlag! Dazu kam noch etwas anderes: es war nun klar, daß es also doch eine geheime Mörderbande gab: revolutionäre Brandstifter, Aufrührer und Mörder. Der furchtbare Tod Lisas, der Mord der Frau Nicolai Stawrogins, Stawrogins Verhalten, der Brand, die Soiree für die Gouvernanten, die Ungebundenheit in der Umgebung Julija Michailownas: das alles kam zusammen! Sogar in dem plötzlichen Verschwinden Stepan Trophimowitschs wollte man unbedingt etwas Bedeutsames sehen. Ja, es gingen schon sehr, sehr schlimme Urteile und Vermutungen über Stawrogin um. Am Abend dieses Tages erfuhr man auch die Abreise Pjotr Stepanowitschs, doch sonderbarerweise wurde darüber am allerwenigsten gesprochen — am meisten dagegen über den „Senator“. Vor dem Filippoffschen Hause stand den ganzen Vormittag über eine ansehnliche Volksmenge. Die Polizei wurde durch Kirilloffs „Brief an die ganze Welt“ tatsächlich ein wenig irre gemacht. Man glaubte an die Ermordung Schatoffs durch Kirilloff und den Selbstmord des Mörders. Die Polizei begab sich sofort nach Skworeschniki, und zwar nicht nur, weil dort ein Park war, wie es sonst hier in der Stadt und näheren Umgegend keinen weiter gab, sondern gewissermaßen schon aus bloßem Instinkt, da alle Schrecken der letzten Tage doch mehr oder weniger mit Skworeschniki verbunden waren. Warwara Petrowna war schon am Morgen früh aus dem Stadthause auf die Suche nach Stepan Trophimowitsch ausgefahren. Die Leiche Schatoffs fand man am Abend desselben Tages im Teich: neben der Grotte hatten die Mörder in unglaublichem Leichtsinn

Schatoffs Rock liegen lassen, und von dort aus ließen sich dann deutliche Spuren bis zur Fundstelle verfolgen. Dieser Umstand und noch einige ärztliche Untersuchungen ließen dann aber sofort die Vermutung aufkommen, daß Kirilloff Helfershelfer gehabt haben müsse. Man verfiel zunächst auf eine „Schatoff-Kirilloffsche geheime Gesellschaft", die mit den Proklamationen irgendwie in Zusammenhang stehen mußte. Wer aber waren diese Leute? Von den „Unsrigen" ahnte man an diesem Tage noch nichts. Aus dem Briefe wußte man nur, daß Fedjka, den man überall vergeblich gesucht, all die Tage unbemerkt bei Kirilloff hatte leben können!.. Der Hauptkummer aller blieb, daß man aus dem ganzen Wirrwarr der Fakta nichts Allgemeines und Zusammenhängendes finden konnte. Und ganz unmöglich ist es abzusehen, zu welchen abenteuerlichen Folgerungen man noch gekommen wäre, wenn man nicht plötzlich, das heißt am anderen Tage schon, den ganzen Sachverhalt erfahren hätte — dank Lämschin.

Der hielt es einfach nicht mehr aus. Es geschah mit ihm das, was auch Pjotr Stepanowitsch zum Schluß schon selbst gefürchtet hatte. Zuerst Tolkatschenko und dann Erkel anvertraut, verbrachte er den ganzen folgenden Tag im Bett: scheinbar vollkommen artig, mit dem Gesicht zur Wand gekehrt, antwortete er selbst auf die Fragen kaum, die man an ihn richtete. So erfuhr er denn nichts davon, was in der Stadt geschehen war. Tolkatschenko aber, der genau von allem unterrichtet war, fiel es zum Abend hin ein, den ihm von Pjotr Stepanowitsch so ausdrücklich gegebenen Auftrag, Lämschin zu bewachen, einfach abzuschütteln und — loszuziehen.

Wahrlich, Erkel hatte recht, als er sagte, daß sie alle die Vernunft verloren hätten und auf keinen ein Verlaß sei! Hierbei muß ich gleich bemerken, daß auch Liputin am Vormittag desselben Tages aus der Stadt verschwand, was die Obrigkeit jedoch erst am Abend des nächsten Tages erfuhr, als die Polizei sich direkt zu Liputin begab und dort nur dessen vor Angst über die Abwesenheit des Gatten und Vaters zitternde Familie vorfand.

Aber ich fahre fort, von Lämschin zu erzählen. Kaum war der Kleine also allein geblieben — Erkel war noch vor Tolkatschenko, da er sich auf letzteren verlassen hatte, fortgegangen — als er sofort aus dem Hause lief und natürlich die ganze Lage der Dinge alsbald erfuhr. Ohne nach Haus zurückzukehren, wollte er weiter und immer weiter laufen. Aber die Nacht war so dunkel und sein Vorhaben dermaßen furchtbar und schwer, daß er schon nach ein paar Straßen umkehrte und doch nach Hause ging, wo er sich dann sofort einschloß. So saß er denn im verschlossenen Zimmer bis zum Mittag des nächsten Tages und da — plötzlich — lief er geraden Weges auf die Polizei. Man sagt, er sei auf den Knieen herumgekrochen, habe geschluchzt und gekreischt und die Diele geküßt, habe in einem fort geschrieen, er sei nicht mal wert, die Stiefel der vor ihm stehenden Beamten zu küssen. Man beruhigte ihn allmählich und das Verhör zog sich dann durch ganze drei Stunden hin. Er gestand alles, alles, erzählte die letzten Einzelheiten, griff vor, überhastete sich mit seinen Geständnissen und mischte, ohne darnach gefragt zu sein, alles mögliche Unnötige hinein. Im allgemeinen aber wußte er die Sache doch ganz anschaulich darzustellen: die Tragödie mit Schatoff

und Kirilloff, die Feuersbrunst, der Tod der Lebädkins u. s. w. traten mehr zurück, dafür traten aber um so mehr hervor Pjotr Stepanowitsch, der geheime Verband, seine Organisation, das Netz und die Fünf. Auf die Frage, warum man denn so viel Menschen ermordet, so viel Verbrechen begangen habe, antwortete er eifrig und ergeben: „Zur systematischen Erschütterung der Grundfesten, zur systematischen Zersetzung der ganzen Gesellschaft: um alle zu entmutigen, aus allem einen Brei zu machen und das auf diese Weise zerrüttete, kranke, ungläubige Volk, das sich dabei im stillen Innersten unendlich nach einem führenden Gedanken zur Selbsterhaltung sehnt — um das plötzlich in die Hand zu nehmen und die Fahne des Bundes zu erheben, wobei man sich auf das weitverzweigte Netz der „Fünfgruppen" verläßt, die ihrerseits wieder überall Jünger geworben haben!" Er schloß mit dem Bekenntnis, daß hier in unserer Stadt von Pjotr Stepanowitsch nur die erste Vorprobe solch eines systematischen Aufruhrs angestellt, sozusagen — das Programm für die fernere Tätigkeit nicht nur dieser, sondern auch aller übrigen „Fünf"-Gruppen praktisch festgelegt worden sei. Letzteres sei aber seine — d. h. Lämschins — eigene Vermutung und er bäte nur, „daß man das alles nicht vergessen solle, vielmehr in Betracht ziehe, bis zu welchem Grade er aufrichtig gewesen und wie gut er die Sache erklärt habe, somit noch sehr nützlich werden könnte, wenn sich die Polizei seiner annehmen wollte." Auf die direkte Frage: wie viel solcher „Fünfgruppen" gibt es denn in Rußland? antwortete er, daß ihrer unzählige seien, daß ganz Rußland von einem Netz bedeckt wäre, und ich

glaube, er hat das, wenn er auch keine Beweise anführen konnte, vollkommen aufrichtig selbst geglaubt. Vorzeigen konnte er nur ein im Auslande gedrucktes Programm der Gesellschaft und ein Projekt einer „systematischen Entwickelung aller weiteren Handlungen“, das von Pjotr Stepanowitsch selbst geschrieben war. Es erwies sich, daß Lämschin das von der „Erschütterung der Grundfesten“ wörtlich, buchstäblich nach diesem Blatt zitiert hatte, trotzdem er beteuert, es sei seine eigene Auffassung. Ueber Julija Michailowna äußerte er sich wunderlich scherzhaft und sogar ohne gefragt zu sein, meinte, daß sie „ganz unschuldig“ sei und man sie „nur zum Narren gehabt habe“. Bemerkenswert ist noch, daß er Nicolai Stawrogin von jeder Teilnahme am Bunde ausschloß, sowie von jedem Einverständnis mit Pjotr Stepanowitsch freisprach. Von den seltsamen Hoffnungen Pjotr Stepanowitschs auf Stawrogin ahnte Lämschin natürlich nicht das Geringste. Auch die Ermordung der Lebädkins war nach seinen Worten ganz allein von Pjotr Stepanowitsch den Mördern befohlen worden, ohne jeden Anteil Stawrogins, und nur in der schlauen Absicht, diesen in ein Verbrechen hereinzuziehen, um dann über ihn Macht zu bekommen — anstatt der Dankbarkeit aber, auf die er zweifellos gerechnet, habe Pjotr Stepanowitsch nur heftigen Unwillen und sogar Verzweiflung im „edlen“ Nicolai Wssewolodowitsch hervorgerufen. Ueber Stawrogin selbst sagte er noch, gleichfalls ohne ausdrücklich gefragt zu sein, augenscheinlich in der Absicht, einen Wink zu geben, daß der eine äußerst wichtige Persönlichkeit sei, daß er bei uns gewissermaßen inkognito gewesen, verschiedene

geheime Regierungsaufträge gehabt habe und es sehr leicht möglich sei, daß er bald wieder aus Petersburg zurückkommen würde, — Lämschin war überzeugt, daß Stawrogin sich in Petersburg aufhielt — diesmal schon in ganz anderer Stellung und in der Begleitung von so hohen Leuten, wie wir sie hier noch nie gesehen hätten. Das alles habe ihm Pjotr Stepanowitsch, der „geheime Feind Stawrogins", unterm Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt.

Ich füge hinzu, daß Lämschin zwei Monate nach dieser Denunziation gestand, er habe Stawrogin absichtlich so „herausgestrichen", da er auf dessen Protektion gehofft: er habe geglaubt, er werde ihm aus Dankbarkeit in Petersburg eine bedeutende Erleichterung seiner Strafe auswirken können, und vielleicht auch für ihn nach Sibirien Geld und Empfehlungen schicken — doch sieht man aus diesem zweiten Geständnis erst recht, wie hoch Stawrogin auch von einem Lämschin eingeschätzt wurde.

Am selben Tage wurde natürlich auch Wirginski verhaftet, und zwar mit seiner ganzen „Familie". Heute sind Arina Prochorowna, ihre Schwester und Tante sowie die Studentin schon längst wieder frei und es heißt sogar, auch Schigaleff würde in allerkürzester Zeit entlassen werden, da er in keine Kategorie der Angeklagten hineinpasse.

Wirginski bekannte sich sofort in allen Dingen schuldig: er war krank und hatte starkes Fieber, als man ihn arretierte. Man erzählt, er habe sich fast gefreut: „Man erleichtert mir die Seele," soll er gesagt haben. Jetzt heißt es von ihm, daß er seine Aussagen aufrichtig

und sogar mit einer gewissen Würde machen solle, doch von seinen „hellen Hoffnungen" noch immer nicht lasse und nur den politischen Weg, auf den er so unverhofft und unschuldig gelockt worden war — im Gegensatz zum sozialen — verwünsche. Sein Verhalten während des Verbrechens im Park soll, glaub ich, zur Milderung seiner Strafe in Betracht gezogen werden: jedenfalls behauptet man, daß er Aussicht habe, noch ziemlich gut davon zu kommen.

Anders steht es mit dem Schicksal des armen kleinen Erkel. Der schweigt seit seiner Verhaftung hartnäckig, oder er entstellt die Wahrheit so viel er nur kann. Noch kein einziges Wort der Reue hat man aus ihm herausholen können. Und doch hat er selbst in den strengsten Richtern Sympathie für sich erweckt: durch seine Jugend, sowie die klaren Beweise dafür, daß er nur das fanatische Opfer eines politischen Verführers gewesen, vor allen Dingen aber durch sein jetzt bekannt gewordenes Verhältnis zu seiner armen Mutter, der er monatlich fast die Hälfte seines kleinen Gehaltes zugeschickt hatte. Seine Mutter ist jetzt hier: es ist eine schwache, kranke Frau, die vorzeitig alt geworden. Sie weint ununterbrochen und küßt — es ist wortwörtlich zu nehmen — die Füße der Richter, um für ihren Sohn Gnade zu erbitten.

Liputin wurde in Petersburg, wo er zwei volle Wochen sich aufgehalten, endlich festgenommen. Mit ihm war etwas ganz Unwahrscheinliches geschehen, etwas, das man sich überhaupt nicht erklären kann. Er hatte einen Paß auf einen fremden Namen, und bei bedeutenden Geldmitteln durchaus die Möglichkeit, ins Ausland zu fahren. Trotzdem aber war er in Peters-

burg geblieben: eine Zeitlang hatte er Stawrogin und Pjotr Stepanowitsch gesucht, dann aber plötzlich zu trinken begonnen und ein über alle Maßen ausschweifendes Leben geführt, ganz wie ein Mensch, der jeden Begriff seiner Lage verloren hat. Verhaftet wurde er denn auch in einem Bordell: gegen Morgen und viehisch betrunken. Jetzt soll er aber wieder zur Vernunft gekommen sein, durchaus nicht den Mut verloren haben, in seinen Aussagen lügen und zu der Gerichtsverhandlung mit einer gewissen Feierlichkeit und Hoffnungsfreudigkeit eine Rede vorbereiten.

Tolkatschenko dagegen, der irgendwo im Nachbarkreise zehn Tage nach seiner Flucht gefunden wurde, verhält sich weit bescheidener, lügt nicht und verstellt sich nicht, sondern sagt alles, was er weiß, ohne sich dabei freisprechen zu wollen, ist aber gleichfalls ein wenig zum „Reden" geneigt — besonders wenn man auf das Volk und seine revolutionären Elemente zu sprechen kommt.

Unsere Gesellschaft jedoch hat sich jetzt, nach drei Monaten, schon wieder einigermaßen erholt und sich sogar eine eigene Meinung gebildet — dermaßen eigen, daß viele bei uns Pjotr Stepanowitsch für ein Genie halten, oder doch wenigstens für einen Menschen zum mindesten mit „hoch genialen Anlagen".

„Organisation ist alles!" sagt man im Klub und hebt dabei bedeutsam den Finger.

Andere sprechen freilich auch weniger gut, und wenn sie ihm auch eine große Begabung nicht absprechen, so tadeln sie doch seine allzu starke Neigung zum Abstrakten.

Das moralische Urteil ist natürlich bei allen das gleiche.

II

Ich wüßte nicht, wen ich der Vollständigkeit halber noch zu erwähnen hätte. Mawrikij Nicolajewitsch ist irgend wohin auf immer fortgefahren, Lisas Mutter aber wurde bald nach deren unglückseligem Ende kindisch. Nur eine düstere Geschichte bleibt mir noch zu erzählen übrig.

Ich werde mich mit den Tatsachen begnügen.

Warwara Petrowna war, nachdem sie aus Ustjewo mit der Leiche Stepan Trophimowitschs zurückgekehrt, wieder in ihr Stadthaus gezogen. Die Neuigkeiten, die sich angesammelt hatten und die sie nun alle mit einem Schlage erfuhr, machten einen erschütternden Eindruck auf sie. Es war schon Abend, als sie ankam. Sie schloß sich in ihre Zimmer ein und verbrachte dort lange Stunden ganz allein mit sich.

Am folgenden Morgen übergab die Kammerzofe Darja Pawlowna mit geheimnisvoller Miene einen Brief. Sie sagte, sie hätte ihn erst am Abend spät, als alle schon schliefen, erhalten, und nicht gewagt, Darja Pawlowna aufzuwecken. Der Brief war nicht mit der Post gekommen, sondern von einem unbekannten Menschen in Skworeschniki Alexei Jegorowitsch eingehändigt worden. Letzterer aber habe nun selbst gestern Abend den Brief ihr — der Kammerzofe — überbracht und sei darauf sofort nach Skworeschniki zurückgefahren.

Darja Pawlowna betrachtete lange mit klopfendem Herzen diesen Brief, den sie noch nicht zu öffnen wagte. Sie wußte, von wem er war — so schrieb nur Nicolai

Stawrogin. Sie las die Aufschrift auf dem Kuvert: „An Alexei Jegorytsch zur Uebergabe an Darja Pawlowna, heimlich."

Wort für Wort teile ich hier den Brief mit, ohne auch nur einen Fehler in diesem Schreiben eines russischen Edelmannes zu ändern, der trotz all seiner europäischen Bildung doch seine Muttersprache steif zu schreiben pflegte:

„Liebe Darja Pawlowna!

„Sie wollten einmal zu mir als Krankenwärterin kommen und nahmen mir das Wort ab, Sie zu rufen, wenn es nötig sein wird. Ich werde nun nach zwei Tagen fortfahren und nie mehr wiederkehren. Wollen Sie mit mir gehen?

„Im vorigen Jahr habe ich mich wie Herzen seinerzeit als Bürger des Kantons Uri einschreiben lassen, und bis jetzt weiß das niemand. Ich habe mir dort schon ein kleines Haus gekauft. Ich habe noch zwölftausend Rubel, wir fahren dann fort und werden dort ewig leben. Ich werde sonst niemals nirgend wohin mehr fahren.

„Die Stelle ist sehr öde, eine Schlucht, die Berge beengen den Blick und den Gedanken. Es ist sehr dunkel dort. Ich tat es, weil gerade ein kleines Haus verkauft wurde. Wenn es Ihnen nicht gefällt, so verkaufe ich es und kaufe ein anderes an einem anderen Ort.

„Ich bin nicht gesund, aber ich hoffe, mich in der dortigen Luft von den Halluzinationen zu befreien.

Das ist physisch; moralisch aber wissen Sie alles; nur, ist es auch wirklich alles?

„Ich habe Ihnen vieles aus meinem Leben erzählt. Aber nicht alles. Sogar Ihnen nicht alles! Uebrigens, ich bestätige, daß ich mit dem Gewissen an dem Tode meiner Frau schuld bin. Ich habe Sie nach dem nicht mehr gesehen und darum sage ich es hier. Schuld bin ich auch vor Lisaweta Nicolajewna; aber hier wissen Sie; hier haben Sie fast alles vorausgesagt.

„Kommen Sie lieber nicht. Daß ich Sie zu mir rufe, ist eine Schändlichkeit. Ja und warum sollten Sie auch mit mir Ihr Leben begraben? Mir sind Sie lieb und im Leid war es mir gut bei Ihnen: nur zu Ihnen allein habe ich von mir sprechen können. Daraus folgt jedoch noch nichts. Sie haben sich selbst zur ‚Krankenwärterin' bestimmt — das ist Ihr Ausdruck. Wozu so viel opfern? Begreifen Sie auch, daß ich Sie nicht bemitleide, wenn ich Sie rufe, und nicht hochachte, wenn ich Sie erwarte. Und währenddessen rufe und erwarte ich Sie doch. Jedenfalls brauche ich Ihre Antwort, denn man muß schnell fahren. In solchem Falle fahre ich allein fort.

„Ich hoffe nichts von Uri: ich fahre einfach. Ich habe nicht absichtlich diesen finsteren Ort gewählt. In Rußland bin ich mit nichts gebunden, — hier ist mir alles ebenso fremd wie überall. Es ist wahr, daß ich in Rußland am allerwenigsten zu leben liebte, aber sogar in Rußland habe ich nichts hassen können!

„Ich habe überall meine Kraft versucht. Sie rieten mir einmal dazu, ‚um sich selbst zu erkennen'. In den Versuchen für mich selbst und in den Versuchen nach außen, um mit dieser Kraft zu prahlen, wie auch früher in meinem ganzen Leben, erwies sie sich immer grenzenlos. Vor Ihren Augen ertrug ich die Ohrfeige Ihres Bruders. Ich bekannte öffentlich meine Ehe. Aber an was diese Kraft anlegen — das ist es, was ich nie gesehen habe, und auch jetzt nicht sehe, trotz Ihres Beifalls in der Schweiz. Ich glaubte Ihnen damals. Ich kann auch jetzt noch ganz so wie früher immer eine gute Tat zu begehen wünschen und fühle Vergnügen an ihr. Nebenher aber will ich auch Böses und fühle gleichfalls Vergnügen. Aber dieses wie jenes Gefühl ist wie immer zu klein und sehr stark habe ich es noch nie gefühlt. Meine Wünsche sind viel zu wenig stark: sie können nicht leiten. Auf einem Balken kann man über einen Fluß schwimmen, aber auf einem Holzspan kann man nicht. Ich schreibe das nur, damit Sie nicht denken, daß ich mit irgendwelchen Hoffnungen nach Uri fahre.

„Ich beschuldige niemanden. Ich habe ein grenzenlos ausschweifendes Leben versucht und meine Kräfte in ihm verschwendet. Aber weder liebe ich Ausschweifungen, noch wollte ich ein Wüstling sein. Sie haben mich in der letzten Zeit beobachtet. Wissen Sie auch, daß ich sogar auf unsere Nihilisten mit Haß geblickt habe, aus Neid auf ihre — Hoffnungen? Aber Sie haben sich umsonst gefürchtet: ich konnte denen nicht Freund sein, denn

ich hatte nichts mit ihnen gemein. Auch selbst zum Spott, oder aus Bosheit, habe ich es nicht mal gekonnt und nicht weil ich den Spott fürchte, — der kann mich nicht schrecken, — sondern weil ich immerhin die Angewohnheiten eines anständigen Menschen habe und es mich anekelte. Doch wenn ich mehr Bosheit und Neid für sie hätte, so würde ich vielleicht mit ihnen gegangen sein. Urteilen Sie nun selbst, wie leicht es mir zu Mute war und wie ich mich hin und her winden mußte!

„Du, mein liebster Freund, Du zartes, gutes Geschöpf, das ich nun endlich erraten habe! Vielleicht wollen Sie mir so viel Liebe geben und mich mit so viel Schönem aus Ihrer Wunderseele überschütten, daß Sie schon hoffen, damit allein endlich auch ein Ziel vor mir aufbauen zu können? Nein, Sie sollten lieber vorsichtiger sein: meine Liebe wird ebenso flach sein, wie ich selbst flach bin, Sie aber werden unglücklich sein. Ihr Bruder sagte mir einmal, daß derjenige, der die Verbindung mit seiner Erde verliert, sofort auch seine Götter verliert, das heißt also alle seine Ziele. Ueber alles kann man endlos streiten, aber aus mir ist nur Verneinung gekommen, ohne jede Großmut und ohne jede Kraft. Doch selbst nicht mal Verneinung! Alles ist immer flach und schlaff. Der großmütige Kirilloff ertrug die Idee nicht und — hat sich erschossen: aber ich weiß doch, daß er großmütig sein konnte, bloß weil er nicht bei gesunder Vernunft war. Ich werde nie meine Vernunft verlieren, und werde nie in dem Maße an eine Idee glauben können, wie er. Ich

kann mich nicht mal in dem Maße mit einer Idee beschäftigen. Nie, nie werde ich mich töten können!

„Ich weiß, daß ich mich töten müßte, mich wie ein scheußliches Gewürm von der Erde fortschaffen, aber ich fürchte den Selbstmord, denn ich fürchte mich, Großmut zu zeigen. Ich weiß, daß das noch ein Betrug sein würde — der letzte Betrug in der endlosen Reihe der Betrüge. Wozu sich selbst betrügen, nur um sich einmal Großmut vorzuspielen? Unwillen und Scham kann niemals in mir sein; folglich auch keine Verzweiflung.

„Verzeihen Sie, daß ich so viel schreibe. Ich bin wieder zur Besinnung gekommen. Ich habe das in Versehen getan. So sind hundert Seiten zu wenig und zehn Zeilen genug. Genug sind zehn Zeilen, wenn man eine ‚Krankenwärterin' ruft.

„Seit der Zeit, da ich fortgefahren bin, lebe ich auf der sechsten Station beim Stationschef. Seine Bekanntschaft habe ich vor fünf Jahren in Petersburg in unserer wüsten Zeit gemacht. Niemand weiß es, daß ich bei ihm bin. Schreiben Sie unter seinem Namen. Die Adresse füge ich hinzu.

Nicolai Stawrogin."

Darja Pawlowna ging sofort zu Warwara Petrowna und zeigte ihr den Brief. Diese las ihn durch und bat darauf Dascha, sie allein zu lassen, da sie den Brief noch einmal lesen wolle. Aber schon sehr bald rief sie sie wieder zurück.

„Wirst du fahren?" fragte sie fast schüchtern.

„Ja, ich werde fahren," antwortete Dascha.

„Dann pack deine Sachen ein! Wir fahren zusammen!"

Dascha blickte sie fragend an.

„Was soll ich denn jetzt hier noch tun? Ist es nicht einerlei, wo ich weiterlebe? Ich werde mich auch in Uri anschreiben lassen und in der Schlucht leben ... Beunruhige dich nicht, werde euch nicht stören."

Sie ließ auch tatsächlich sofort einpacken, um noch mit dem Mittagszuge abfahren zu können. Es verging aber noch keine halbe Stunde, als Alexei Jegorytsch aus Skworeschniki erschien und meldete, daß Nicolai Wszewolodowitsch plötzlich am Morgen angekommen sei und sich in Skworeschniki befinde, aber „in solch einem Zustande, daß der Herr auf die Fragen nicht zu antworten geruhten, durch alle Zimmer gingen und sich dann in seiner Hälfte eingeschlossen haben ..."

„Ich bin von mir aus, ohne Befehl des Herrn, hergefahren, um zu melden," fügte Alexei Jegorytsch noch hinzu.

Warwara Petrowna sah ihn durchdringend an und fragte ihn nicht weiter. Im Augenblick war der Wagen bereit. Sie fuhr mit Dascha nach Skworeschniki. Während der Fahrt soll sie sich mehrmals bekreuzt haben.

In „seiner Hälfte" waren alle Türen unverschlossen, doch nirgendwo konnte man Nicolai Wszewolodowitsch entdecken.

„Sollte er nicht vielleicht im oberen Stock sein?" fragte Fomuschka vorsichtig.

Es war sonderbar, daß diesmal einige Dienstboten Warwara Petrowna in „die Hälfte des Herrn" folgten,

während die anderen im großen Saal warteten. Niemals früher hätten sie es gewagt, so die Etikette zu überschreiten. Warwara Petrowna bemerkte es wohl, aber sie schwieg.

Man stieg in den oberen Stock. Dort waren nur drei Zimmer, doch in keinem einzigen fand man ihn.

„Ja, sollte der Herr nicht vielleicht dahin gegangen sein?" fragte jemand und wies auf die Tür zur Dachkammertreppe.

Tatsächlich stand diese sonst verschlossene kleine Tür zur Dachkammer diesmal weit offen. Eine schmale, lange und sehr steile Treppe führte hinauf.

„Nein, dorthin gehe ich nicht! Aus welchem Grunde sollte er dorthin gegangen sein?" fragte Warwara Petrowna die Dienerschaft und wurde totenblaß. Die sahen sie an und schwiegen. Dascha zitterte.

Dann stürzte Warwara Petrowna die Treppe hinauf. Dascha folgte ihr. Doch kaum hatte Warwara Petrowna in die Dachkammer hineingesehen, als sie aufschrie und bewußtlos zusammensank.

Der Bürger des Kanton Uri hing hier gleich neben der Tür. Auf dem kleinen Tisch lag ein Stück Papier, auf dem mit Blei gekritzelt die Worte standen:

„Niemanden beschuldigen. Ich selbst."

Auf demselben Tischchen lag ferner ein Hammer, ein Stück Seife und ein großer Nagel. Die starke seidene Schnur, an der sich Nicolai Stawrogin erhängt hatte, war gut eingeseift. Alles wies auf volle Absicht hin und auf klares Bewußtsein bis zum letzten Augenblick.

Ende des zweiten Teiles.

Erster Anhang.

Material zum Roman „Die Dämonen".

Mitgeteilt aus den Notizbüchern F. M. Dostojewskis.

1. Januar 1870.

Stawrogin (der Fürst).

Der vollkommen entgegengesetzte Typ jenes Sprosses aus gräflichem Hause, den Graf Tolstoi in „Kindheit und Jugend" dargestellt hat. Der Typ eines echten Russen; er ist ein Mensch, der unbewußt von seiner eigenen typischen Kraft beunruhigt wird, einer Kraft, die ganz unmittelbar ist und nicht weiß, was sie anfangen soll. Solche autochthone Typen sind häufig entweder Stenjka Rasins*) oder Danila Philippowitschs**), oder sie gehen bis zum Aeußersten des Geißler- oder Skopzentums. Es ist eine ganz ungewöhnliche, sie selbst bedrückende unmittelbare Kraft, die etwas sucht, auf das sie sich stützen kann, und die unerbittlich nach einem Ziel ver-

---

*) Kühner Anführer der Kosakenaufstände von 1667 und 1670. Machte das Land von Kasan bis Persien unsicher, wollte dann gegen die unbeliebten moskauschen Bojaren ziehen, wurde jedoch geschlagen und hingerichtet.

**) Führer der Altgläubigen. Mitte des XVII. Jahrhunderts.
E. K. R.

langt. Die bis zur Qual Ruhe sucht und doch unmöglich nicht stürmen kann. Schließlich langt er bei Christus an, doch sein ganzes Leben ist Sturm und Unordnung. (Die Masse des Volkes lebt unmittelbar, autochthon, ruhig und harmonisch, doch kaum daß sich in ihr eine Bewegung zeigt, so gebiert sie immer diese Typen.)

Das ist die unermeßliche unmittelbare Kraft, die sich nach Ruhe sehnt, die sich bis zu Qualen aufregt, und die sich während der Zeit des Suchens und Umherirrens freudig selbst den scheußlichsten Ausschweifungen und Experimenten ergibt, bis sie endlich eine so große Idee findet, die ihr, dieser unmittelbaren tierischen Kraft, vollkommen proportional ist, — eine Idee, die dermaßen stark ist, daß sie diese Kraft bis zu heiliger Ruhe abklären kann.

Der Fürst überzeugt sich, daß ehrlich und besonders ein n e u e r Mensch zu sein, nicht so leicht ist, daß dazu nicht Enthusiasmus allein genügt, was er auch ihr, dem Zögling seiner Mutter, erklärt: „Ich werde kein n e u e r Mensch sein, ich bin viel zu unoriginell dazu," sagte er, „aber ich habe endlich einige wertvolle Ideen gefunden, an die ich mich jetzt halten will." Doch vor jeder Wiedergeburt oder Auferstehung — Selbstüberwindung. Er sagt: „Früher verurteilte ich den Nihilismus und war sein erbittertster Feind; jetzt jedoch sehe ich ein, daß die Schuldigsten und Schlechtesten wir, die Herren, sind, wir vom Erdboden Losgerissenen, und darum müssen zuerst wir uns umgestalten. Wir sind die größte Fäulnis, auf uns ruht der größte Fluch, und wir allein tragen die Schuld an allem."

7. März 1870.

Stawrogin (Fürst).

Der Fürst war der ausschweifendste Mensch und ein hochmütiger Aristokrat. Er hielt sich selbst für einen Erzfeind der Aufhebung der Leibeigenschaft und für einen Unterdrücker der Bauern.

Er ist Ideenmensch. Die Idee, die ihn einmal ergreift, beherrscht ihn ganz; herrscht aber dann nicht so sehr in seinen Gedanken, als wie sie sich in ihm verkörpert, in seine Natur übergeht (immer mit Leiden und Unruhe), und dann, einmal in seiner Natur inkarniert, verlangt sie ihre sofortige Umsetzung in die Tat.

Während seiner Abwesenheit aus unserer Stadt hat er seine Ueberzeugungen geändert. Seine Ueberzeugungen ändern heißt für ihn sofort, auch sein ganzes Leben verändern, sodaß er schon mit der heimlichen Absicht zurückkehrt, sich von der Erbschaft loszusagen und mit allem zu brechen. Er ist plötzlich furchtbarer Skeptiker geworden, ist maßlos mißtrauisch und vermutet immer das Schlimmste, — eine Erscheinung, die bei solch einem Menschen, für den sich entscheiden, die Schiffe verbrennen und handeln heißt, sehr verständlich ist. Dieser Mensch kann noch vor dem Entschluß zweifeln, wenn er noch nicht ganz überzeugt ist; zweifelt er aber, so wird er infolge der Leidenschaftlichkeit seiner Natur zum Skeptiker, wenn nicht Zyniker.

Die Ideen Goluboffs sind: Ergebung und Selbstüberwindung und daß Gott und das Himmelreich in

uns liegen, in der Selbstüberwindung, desgleichen die Freiheit.

11. März 1870.

Der letzte Entwurf zum Fürsten Stawrogin.

Als der Fürst ankam, hatte er bereits alle Zweifel überwunden. Er ist — ein neuer Mensch. Er bricht mit zwei Mädchen, beabsichtigt auch mit der Mutter zu brechen. In der wahnsinnigen, innerlich eingewurzelten Energie, die er in sich gefunden hat, spricht er sich wenig aus, blickt spöttisch und skeptisch um sich — eben wie ein Mensch, der schon die endgültige Lösung und die große Idee gefunden hat. Er hört immer nur zu, widerspricht wenig. Er sagt, es sei seine Ueberzeugung, daß Rußland und der russische Gedanke die Menschheit retten wird. Er betet wieder vor Heiligenbildern usw., usw. Während der ganzen Zeit, die er in der Stadt verlebt, zeichnet er sich durch die wildeste Energie in der neuen Ueberzeugung aus und setzt sogar seine Mutter in Erstaunen. Dem Zögling sagt er, er habe sich überzeugt, daß er sie liebe und mit ihr zusammen bestimmt auferstehen würde, wenn sie dieselben Anschauungen hätte. Und darauf, plötzlich — erschießt er sich.

Stawrogin (der Fürst) und Schatoff.

Der Hauptgedanke, an dem der Fürst krankt und den er mit sich herumträgt, ist folgender: wir haben die Rechtgläubigkeit, unser Volk ist groß und schön, weil es glaubt und weil es die Rechtgläubigkeit hat;

wir Russen sind stark und stärker als alle, weil wir eine millionenköpfige rechtgläubige Volksmasse haben. Würde im Volk der Glaube an die Rechtgläubigkeit zu wanken anfangen, so würde es sofort auseinanderfallen, wie die Völker des Westens schon begonnen haben, denn im Westen hat man den Glauben (Katholizismus, Protestantismus, Sekten, Verunstaltung des Christentums) schon eingebüßt, und man hat ihn dort einbüßen müssen. (Und so ist es ja ganz natürlich, daß bei uns die obere Volksschicht, die sogenannte höhere Gesellschaft, alluvisch, von ihnen entlehnt ist — folglich hier nur Stroh im Feuer sein kann und nichts zu bedeuten hat.)

Jetzt aber fragt es sich: wer kann denn glauben? Glaubt denn überhaupt jemand (von den Panslaven oder Slavophilen)? und überhaupt immer fragt es sich zuguterletzt: kann man überhaupt glauben? Wenn man es aber nicht kann, wozu dann so viel von der Kraft des russischen Volkes, die in der Rechtgläubigkeit liegen soll, reden? Folglich ist diese Kraft nur eine Frage der Zeit. Dort hat die Zersetzung, der Atheismus, früher begonnen, bei uns — wird sie eben später beginnen, beginnen aber wird sie unbedingt mit der Ausbreitung des Atheismus. Wenn das aber unvermeidlich ist, so muß man doch wünschen, daß es noch schneller geschehe — je schneller desto besser?

(Der Fürst bemerkt plötzlich, daß er mit den Anschauungen W—s übereinstimmt: daß alles verbrennen am besten wäre.)

Es ergibt sich also folgendes:

1. Daß die geschäftigen Leute, die diese Frage für leer und überflüssig halten und glauben, daß man auch

ohne sie auskommen könne, Pöbel und Insekten sind, Stroh im Feuer;

2. daß es sich um die unabweisbare Frage handelt: kann man, wenn man zivilisiert, d. h. Europäer ist, überhaupt glauben? Ich meine: einwandlos an die Göttlichkeit Jesu Christi glauben? (Denn nur darin besteht doch der ganze Glaube, daß man an seine Göttlichkeit glaubt.)

NB. Auf diese Frage antwortet die Zivilisation durch Tatsachen mit einem Nein (Renan) und durch den Beweis, daß die Menschheit das reine Verständnis Christi nicht hat erhalten können (der Katholizismus lehrt den Antichrist und der lutherische Protestantismus ist Molokanentum*)).

3. Wenn das so ist (d. h. wenn man also nicht daran glauben kann), kann dann die Menschheit überhaupt ohne Glauben leben (mit der Wissenschaft z. B., Alexander Herzen**))? Die moralischen Grundlagen werden durch die Offenbarung gegeben. Vernichtet man im Glauben bloß irgend etwas, so stürzt die ganze moralische Grundlage des Christentums ein, denn (alles ist unter einander verbunden) das eine zieht das andere nach sich.

Ist nun also eine andere wissenschaftliche Moral überhaupt möglich?

---

*) Molokanen (wörtlich: Milchesser), russische Sekte an der Wolga seit dem Anfang des XIX. Jahrhunderts, so genannt, da sie auch in der Fastenzeit Milch genießen. Protestantisch insofern, als sie die Bibel sehr hoch halten. Im übrigen glauben sie das Urchristentum zu besitzen.

**) Schriftsteller, schon als Student aus Rußland verbannt, radikaler Politiker, Atheist, bekämpfte das russische Regierungssystem. † 1870. E. K. R.

Wenn sie unmöglich ist, so wird sich folglich die Moral nur im russischen Volke erhalten, denn nur das russische Volk allein ist rechtgläubig.

Wenn aber die Rechtgläubigkeit für den Zivilisierten unmöglich ist (und nach hundert Jahren wird halb Rußland zivilisiert sein), so ist folglich alles nur ein Naturspiel, und die ganze Kraft Rußlands nur eine zeitweilige. Auf daß sie jedoch ewig sei, ist voller Glaube an alles unbedingt erforderlich... Aber kann man denn glauben?

Zuerst, vor allen anderen Dingen, gilt es, diese Frage zu lösen: Kann man überhaupt ernstlich und wahrhaft glauben?

Hierin liegt a l l e s, der ganze Lebensknoten des russischen Volkes, seine ganze Bestimmung in Zukunft und sein ganzes zukünftiges Sein.

Ist es aber unmöglich, wenn es auch nicht sofort verlangt wird, so ist es doch durchaus nicht so unverzeihlich, wenn jemand verlangt, daß man alles verbrennen soll. Beide Forderungen sind vollkommen gleich menschenfreundlich. (Langes Leiden und dann Tod oder kurzes Leiden und Tod. Das Letztere ist selbstverständlich noch menschenfreundlicher.)

Das also wäre das Rätsel?

NB. Man kann natürlich gegen die Richtigkeit der logischen Folgerung obiger Thesen vieles einwenden, kann streiten, nicht zustimmen, z. B. von der gelehrten rechten Seite behaupten, daß das Christentum nicht in der Art des lutherischen Protestantismus fallen würde, d. h. indem man Christus nur als gewöhnlichen Menschen auffaßt, als edlen segensreichen Philosophen (denn das ist

doch der Ausgang des lutherischen Protestantismus), oder von der linken Seite, die doch behauptet, daß das Christentum keineswegs eine Notwendigkeit der Menschheit sei und durchaus nicht die Quelle des lebendigen Lebens (die Hitzköpfe schreien ja schon, daß es sogar schädlich sei), daß z. B. die Wissenschaft der Menschheit das lebendige Leben sowie das vollendetste moralische Ideal geben könne. Diese Widersprüche sind natürlich zu erwarten, ist doch die Welt voll von ihnen und wird es ja noch lange sein. Aber Sie, Schatoff, und ich, wir beide wissen doch, daß das alles Unsinn ist, daß Christus-Mensch im Gegensatz zum Christus-Gottessohn weder Erlöser noch Quelle des Lebens sein kann, daß die Wissenschaft allein jedoch nie das ganze menschliche Ideal erfüllen wird, und daß die Lebensquelle, die Beruhigung des Menschen und die Rettung aller Menschen vor der Verzweiflung und die Bedingung sine qua non des Seins der ganzen Welt in diesen Worten enthalten ist: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen die Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit" — und im Glauben an diese Worte. Früher oder später werden doch alle darin übereinstimmen und somit ist denn wieder die ganze Frage nur: Kann man an all das glauben, woran zu glauben die Rechtgläubigkeit gebietet? Wenn nicht, so ist es viel besser und humaner — alles zu verbrennen und sich Werchowenski anzuschließen.

Stawrogin (der Fürst) und Schatoff.

Der Fürst: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, und ich hebe es noch ganz besonders hervor, daß diese Fragen unvergleichlich wichtiger sind, als sie zu sein scheinen, wenn auch das sehr alte Neue an ihnen nur das ist, daß wir beide ihre unermeßliche Bedeutung und die unbedingte Notwendigkeit ihrer Lösung anerkannt haben."

„Ach! Wozu auf ganze tausend Jahre vorauslösen!" rief Schatoff (d. h. also die langsame Zersetzung). „Besser ist, wir leben in der Gegenwart und erfüllen das Gegenwärtige, ohne daran zu zweifeln, daß weiterhin Gott helfen wird."

„Versuchen Sie es, so zu leben!" sagte der Fürst lachend und ging.

Stawrogin (der Fürst) und Schatoff.

„Darum ist W. auch so ruhig," sagt der Fürst, „weil er überzeugt ist, daß das Christentum für das lebendige Leben der Menschheit nicht nur nicht unbedingt nötig, sondern sogar positiv schädlich sei, und daß die Menschheit, wenn man das Christentum vollkommen ausrottete, sofort zu neuem, wirklichem Leben aufleben würde. Darin besteht seine furchtbare Kraft. Sie werden sehen: der Westen wird mit ihnen nicht fertig werden, alles wird dort durch sie untergehen."

„Und was wird dann sein?"

„Eine tote Maschine, die natürlich nicht verwirklichbar ist, aber ... vielleicht ist sie doch verwirklichbar, denn in ein paar Jahrhunderten wird man die Welt schon

so weit ertöten können, daß sie vor Verzweiflung wirklich lieber wird tot sein wollen. ‚Berge fallt über uns und deckt uns zu.‘ Und so wird es auch sein (wenn z. B. die Mittel der Wissenschaft sich für die Ernährung als unzureichend erweisen und es eng sein wird, auf der Welt zu leben, so wird man die Neugeborenen in ... werfen oder aufessen. Mich soll es nicht wundern, wenn dieses wie jenes geschieht. Es wird so sein müssen, besonders wenn es die Wissenschaft so für richtig finden wird)."

„Wie meinen Sie das?" fragt Schatoff.

„Wenn die Nahrungsmittel sich verringern und man mit keiner Wissenschaft weder Nahrung noch Holz zum Heizen erlangen kann, die Menschheit sich aber immer noch vermehrt, so wird man die Vermehrung aufhalten müssen. Die Wissenschaft sagt: ‚Du bist nicht schuld daran, daß die Natur es so eingerichtet hat‘, und allem voran geht der Selbsterhaltungstrieb, folglich heißt es, die Neugeborenen verbrennen. Das ist die Moral der Wissenschaft. Malthus hat durchaus nicht so unrecht mit seiner Theorie, es ist nur noch zu wenig Zeit vergangen zur praktischen Erfahrung. Blicken Sie etwas weiter, fragen Sie sich, was dann sein wird; und wird denn Europa eine Bevölkerung ohne Nahrung und Heizmaterial erhalten können? Und wird dann die Wissenschaft zur rechten Zeit helfen, selbst wenn sie helfen könnte? Das Verbrennen der Kinder wird zur Angewohnheit werden, denn alle moralischen Grundsätze des Menschen, der einzig auf seine eigenen Kräfte angewiesen ist, — sind bedingt. Der Wilde Nord-Amerikas skalpiert seinen Feind, wir aber finden das vorläu-

fig noch schändlich (wenn wir auch selbst eine Unzahl von vielleicht noch schlimmeren Gemeinheiten begehen, Gemeinheiten, die wir nicht einmal bemerken oder womöglich noch für Tugenden halten). Jetzt sehen Sie mal: wenn Sie glauben, daß das Christentum eine Notwendigkeit ist und (ein Geschenk) eine Gnade Gottes für die Menschheit, die der Mensch allein nicht würde erlangt haben, — wenn Sie glauben, daß der Mensch von seiner Wiege an in unmittelbarer Verbindung mit Gott steht, zuerst durch die Offenbarung und dann durch das Wunder der Erscheinung Christi, und schließlich, wenn Sie glauben, daß der Mensch unfehlbar untergegangen sein würde, wenn er nur auf seine eigenen Kräfte angewiesen gewesen wäre, und man folglich glauben muß, daß Gott mit dem Menschen in unmittelbarer Verbindung steht, — so würden Sie sich, wenn Sie sich dem Christentum ergeben haben, niemals mit dem Kinder-Verbrennen aussöhnen. Da haben Sie jetzt eine vollkommen andere Moral. Folglich enthält nur das Christentum allein das lebendige Wasser in sich, kann nur das Christentum allein den Menschen zu den Quellen des lebendigen Wassers bringen und ihn vor der Zersetzung und Auflösung bewahren. Ohne Christentum aber würde sich die Menschheit auflösen und verkommen.

Also kann man sowohl an dieses wie an jenes glauben. Somit besteht denn die Frage bloß darin, was denn eigentlich richtiger ist und wo die lebendigen Quellen der Wasser sind. Meiner Meinung nach wird die Menschheit mit der Wissenschaft allein, wenn diese es bis zu Gleichgültigkeit zur Neugeburt gebracht haben

wird, verwildern und aussterben, darum aber ist es besser, sie zu verbrennen. Andrerseits aber glaube ich fest, daß das Christentum die Menschheit retten würde."

Schatoff: „Wie, was?"

Der Fürst: „Es enthält in sich alle Bedingungen zur Rettung wie der Sklaven so auch der Herren. Wenn man sich vorstellt, daß alle wie Christus wären, würde dann der Pauperismus überhaupt möglich sein? Im Christentum wäre sogar der Mangel an Nahrung und Heizmaterial erträglich (z. B. die Neugeborenen nicht umbringen, sondern selbst für seinen Nächsten sterben).

Schatoff: „Wenn das so ist, worin besteht dann das Problem?"

Der Fürst: „Immer in dem einen: kann denn ein zivilisierter Mensch überhaupt glauben?

Nur aus Leichtsinn macht sich der Mensch die Lösung dieser Frage nicht zur ersten Aufgabe. Uebrigens, viele mühen sich darum, schreiben und reden darüber. Wir sorgen uns aus Leichtsinn und aus Aerger nur um das Gegenwärtige und glauben, das sei alles, was nötig ist. Andere wiederum denken sich verschiedene Verdauungsphilosophien aus, in dem Sinne, daß das Christentum sogar mit der unendlichen Entwickelung der Zivilisation, nicht nur mit der gegenwärtigen allein, vereinbar sei. Aber wir beide wissen doch, daß das alles Unsinn ist und daß es nur zwei Initiativen gibt: entweder der Glaube oder — verbrennen. W. hat sich für das zweite entschieden und ist stark und ruhig. Ich beobachte ihn jetzt; ich will wissen, was von seiner Kraft Ueberzeugung ist und was einfach nur Natur."

Stawrogin (der Fürst) und Schatoff.

Schatoff: „Wenn der Mensch sich verändern wird — wie wird er dann mit seinem Verstande leben können? Der Besitz des Verstandes entspricht nur dem gegenwärtigen Organismus."

Der Fürst: „Woher wissen Sie, ob der jetzige Verstand überhaupt nötig sein wird?"

Schatoff: „Was denn sonst, wohl etwas Höheres?"

Der Fürst: „Zweifellos! Etwas viel Höheres."

Schatoff: „Ja, kann es denn überhaupt etwas Höheres als den Verstand geben?"

Der Fürst: „Das glaubt die Wissenschaft, aber — sehen Sie, dort an der Wand kriecht eine Wanze. Die Wissenschaft weiß, daß sie ein Organismus ist, daß sie irgend ein Leben lebt und Eindrücke hat, sogar ihre eigene Vorstellung und Gott weiß was noch alles. Kann aber die Wissenschaft auch das Wesen des Lebens, der Vorstellungen und Empfindungen der Wanze erfahren und sie mir mitteilen? Nun, sie kann es natürlich nicht und wird es auch niemals können. Um das erfahren zu können, muß man wenigstens auf eine Minute selbst zur Wanze werden. Wenn der Wissenschaft das unmöglich ist, so kann ich annehmen, daß sie mir auch das Wesen eines anderen höheren Organismus oder Seins nicht mitteilen kann, und folglich auch nicht den Zustand des Menschen nach seiner Ausartung im Millennium, wenn es dann auch meinetwegen keinen Verstand mehr geben sollte."

„Warten Sie, noch ist mir nicht alles klar, was Sie sagen,“ ruft Schatoff, „aber ich werde von Ihnen nicht ablassen.“

Der Fürst: „Ich verstehe nicht, warum Sie den Besitz des Verstandes, d. h. der Erkenntnis, für das höchste Sein, das es überhaupt geben kann, halten? Meiner Meinung nach ist das nicht die Erfahrung (Wissenschaft), sondern der Glaube, und schließlich kann man sagen, daß es hier wiederum ein Spiel der Natur ist, und zwar: sich selbst schätzen (im All, ich meine, als einzelner Mensch in der Menschheit), ist zur Erhaltung des Menschen unbedingt nötig. Ein jedes Wesen muß sich für das Allerhöchste halten; die Wanze hält sich bestimmt für höher als Sie, und sie würde bestimmt nicht Mensch werden wollen, abgesehen davon, daß sie es nicht kann, sondern würde unbedingt gerade Wanze bleiben wollen. Die Wanze ist ein Geheimnis und schließlich ist alles Geheimnis. Warum verneinen Sie andere Geheimnisse? Und merken Sie sich noch, daß der Unglaube dem Menschen vielleicht gerade deswegen angeboren ist, weil er den Verstand über alles stellt, da aber der Verstand nur dem menschlichen Organismus eigen ist, so kann und will er auch nicht das Leben in einer anderen Gestalt verstehen, d. h. ein Leben nach dem Tode, und darum glaubt er nicht, daß es höher sei. Andererseits ist dem Menschen schon von Natur das Gefühl der Verzweiflung und des Fluches eigen, denn der menschliche Verstand ist so eingerichtet, daß er beständig an sich nicht glaubt, sich selbst nicht befriedigt und darum ist er geneigt, seine Existenz für ungenügend zu halten. Daraus ergibt sich der Drang zum Glauben an das Leben jenseits des Gra-

des. Wir sind augenscheinlich Uebergangswesen und unsere Existenz auf der Erde ist augenscheinlich der Vorgang oder das ununterbrochene Dasein einer Puppe, die sich in einen Schmetterling verwandelt. Erinnern Sie sich des Ausspruchs: der Engel fällt niemals, der Teufel ist so gefallen, daß er immer liegt, der Mensch fällt und steht auf. Ich glaube, die Menschen werden entweder Teufel oder Engel. Man sagt, ewige Strafe sei ungerecht, und die französische Verdauungsphilosophie hat sich ausgedacht, daß allen verziehen wird. Aber das Erdenleben ist doch ein Prozeß der Wiedergeburt (Umgestaltung). Wer ist schuld daran, daß man sich in einen Teufel umwandelt? Natürlich wägt sich alles auf. Aber das ist doch eine Tatsache, ein Resultat — ganz genau so, wie sich auf der Erde alles immer eines aus dem anderen ergibt. Und vergessen Sie auch nicht, daß ‚die Zeit nicht mehr sein wird', wie es der Engel in der Apokalypse schwört. Und vergessen Sie gleichfalls noch das eine nicht, daß die Teufel — wissen! Folglich haben auch die Naturen des Jenseits Erkenntnis und Gedächtnis, und nicht nur der Mensch allein, allerdings — vielleicht keine menschliche. Sterben kann man überhaupt nicht. Sein ist, aber Nichtsein ist überhaupt nicht."

Schatoff: „Solcher Gespräche, wie das unsrige, gibt es in Rußland unendlich viel. Aber ... wie, wenn Sie sich über mich nur lustig machen?"

„Und was wäre denn dabei so schlimm?" fragte der Fürst lachend.

Schatoff: „Ich glaube es nicht. Ein Mensch, der die Rechtgläubigkeit als das Wesen Rußlands be-

griffen hat, und das noch so begriffen hat wie Sie, kann nicht damit spotten."

Der Fürst: „Das tue ich ja auch gar nicht."

Schatoff: Wirklich nicht? Ich bin ein Büchermensch. Ich würde gern kein Büchermensch sein. Was muß ich dazu tun?"

Der Fürst: Glauben Sie."

Schatoff: „An die Rechtgläubigkiet und Rußland?"

Der Fürst: „Ja."

Schatoff: „Ja, natürlich, dann ist man erlöst. Ich ... vielleicht glaube ich. Warum schweigen Sie?"

Der Fürst: „Sie glauben also nicht."

Schatoff: „Und Sie?"

Der Fürst: „Aber was habe ich damit zu tun?"

Schatoff: „Sollten wir uns beide wirklich auch ohne Worte verstehen?"

Der Fürst: „Leben Sie wohl. Ich werde nie mehr zu Ihnen kommen. Und erlauben Sie, Schatoff, Sie noch auf etwas aufmerksam zu machen: Sie sagten vorhin: ‚ich werde nicht von Ihnen ablassen'! Das wünsche ich durchaus nicht, im Gegenteil, ich wünsche, daß Sie mich vollkommen in Ruhe lassen. Ich meine das im Ernst. Ich habe meine Gründe. Ich werde nie mehr wiederkommen."

Stepan Trophimowitsch Werchowenski und Schatoff.

Stepan Trophimowitsch sagt:

„Zur Feder von den Karten, von ihr zurück zum Wein,
‚Und zur bestimmten Stunde soll Flut und Ebbe sein'."

Schatoff greift sofort auf: „Tschatzki*) konnte als beschränkter Dummkopf selbst nicht einmal begreifen, bis zu welch einem Grade er dumm war, als er dieses, was Sie soeben zitierten, sagte. Er ruft im stärksten Unwillen: ‚Den Wagen mir, den Wagen!‘ weil er nicht einmal fähig ist zu erraten, daß man die Zeit auch anders als ‚zur Feder von den Karten, von ihr zurück zum Wein‘ verbringen kann — sogar in dem damaligen Moskau. Er war adlig und war Gutsbesitzer und für ihn existierte außer seinem Kreise überhaupt nichts — das ist der Grund, warum er über das Leben der höheren Moskauer Gesellschaft in solche Verzweiflung gerät, ganz als ob es außer diesem Leben in Rußland ein anderes nicht gegeben hätte. Das russische Volk übersah er einfach, ganz so wie alle unsere Koryphären, übersah es um so mehr, je mehr er zu den Ersten gehörte. Je mehr Herr und je „fortgeschrittener“ er war, um so mehr empfand er Haß — nicht auf die russischen Einrichtungen, sondern gegen das russische Volk. Ueber das russische Volk, über seinen Glauben, seine Geschichte, seine Sitten, seine Bedeutung und seine große Millionenmasse dachte er nur wie über einen Zinsparagraphen. Und genau so dachten auch die Dekabristen**) und Professoren und Dichter und Liberalen, und überhaupt alle Reformatoren bis zum Zar-Befreier.

*) Die Hauptperson in Gribojedoffs satyrischen Lustspiel „Verstand schafft Leid“. Tschatzki kehrt darin von seinen Reisen als Ausländer in die Heimat zurück, findet aber das russische Leben (von 1825) dermaßen stumpfsinnig, daß er sofort nach seinem Wagen ruft, um wieder ins Ausland zu fahren.

**) Verschwörer gegen Nikolai I., planten einen Militäraufstand zu Gunsten Konstantins, doch wurde die Verschwörung am 14. Dezember 1825 vom Zaren unterdrückt. E. K. R.

Tschatzki ließ sich von seinen Bauern Pacht und Steuern zahlen, um mit diesem Gelde in Paris leben zu können, Cousin zu hören und womöglich wie Tschaadajeff oder Fürst Gagarin zum Katholizismus überzutreten oder, wenn er Freidenker ist, sich in einen Haß auf Rußland zu verbohren, wie etwa Belinski*) und tutti quanti. Er konnte es sich nicht einmal vorstellen, daß es in Rußland noch eine andere Welt als die der Moskauer höheren Gesellschaft geben könnte, das aber war das Schlimmste. Und das tat er, weil er selbst ein Moskauer Adliger und Gutsbesitzer war. Und um wieviel doch diese stumpfsinnigen, kartenspielenden Moskowiter klüger sind als er! Aber mag er dumm sein, dafür hat er ein gutes Herz. Mag er auch nicht von weitem her sein, dafür ist sein Gedanke doch immerhin originell — denn damals waren doch diese Tiraden gegen Moskau immerhin originell! Aber Sie, Sie, was sind Sie, wenn Sie das jetzt wiederholen? Oh, wenn Sie wissen würden, wie weit Sie sogar hinter den damaligen Moskowitern zurückgeblieben sind! Und Sie und ihresgleichen halten sich immer noch für die ersten! Wer auf den staatlichen Formen des Liberalismus reitet, der ist schon zurückgeblieben. Die Form des Liberalismus muß immer persönlich sein, jede Generation muß eine neue haben. Ich spreche nicht vom Wesen des Liberalismus, sondern von seiner Form. Liberalismus, der mit Antinationalismus und persönlichem Haß auf Rußland endet, ist Rückstand und Blödsinn, Sie aber sehen das

---

*) Kritiker, ermöglichte das Verständnis der neuen russischen Literatur (Puschkins, Lermontoffs). Radikaler Politiker, Atheist, † 1848. E. K. R.

nicht ein und halten es noch für das Fortgeschrittenste und Höchste, das es nur gibt.

Und bitte auch nicht zu vergessen, daß der Zar das Volk befreit hat, nicht Sie und ihresgleichen. Herrgott, Sie haben es ja nicht einmal begriffen, daß die Zaren unvergleichlich liberaler und fortgeschrittener sind, als Sie, denn die Zaren sind immer Hand in Hand mit dem Volke gegangen und das sogar zu Birons*) Zeiten. Der Gedanke, das Volk zu befreien, war dem Zaren schon längst gekommen, dem Dekabristen Tschatzki aber kam er kein einziges Mal in den Sinn. Ja, diese Tschatzkis wurden sogar wegen grausamer Behandlung ihrer Bauern unter Kuratel gestellt, — und warum nur? Waren sie etwa so schlechte Menschen? Taten sie es etwa aus Bosheit? Keineswegs. Sie taten es, weil sie einfach nicht origineller auf Rußland zu sehen verstanden, weil sie ihre Moskauer höhere Gesellschaft für ganz Rußland hielten. Ich könnte wetten, daß die Dekabristen das Volk sofort befreit hätten, bestimmt aber ohne ihm Land zu geben — wofür ihnen das Volk unbedingt sofort die Köpfe abgedreht und ihnen damit zu ihrer größten Verwunderung bewiesen hätte, daß nicht die Moskauer Gesellschaft allein ganz Rußland ausmachte. Aber, schließlich — auch ohne Köpfe hätten sie nichts verstanden, obgleich es gerade ihre Köpfe waren, die sie am meisten am Verstehen hinderten."

---

*) Günstling Anna Jwanownas, nach deren Tode (1770) Regent für Jwan V. 1791 von Anna Leopoldowna nach Sibirien verbannt. Zeichnete sich durch Grausamkeit in der Regierung aus; ließ vom Volk Abgaben für frühere Jahre eintreiben, verfolgte den russischen Adel und die Geistlichkeit. E. K. R.

Stepan Trophimowitsch und Schatoff.

„Sie, meine Herren, Sie Verneiner Gottes und Christi haben nicht einmal daran gedacht, wie ohne Christus alles sofort schmutzig und sündig wird. Sie verurteilen Christus und lachen über Gott, aber was für Beispiele geben Sie denn der Menschheit? Wie kleinlich sind Sie, wie verderbt, wie neidisch, wie ruhmsüchtig! Indem Sie Christus beseitigen — vernichten Sie das unerreichbare Ideal der Schönheit und Güte in der Menschheit. Und was schlagen Sie zum Ersatz Gleichwertiges vor?"

Stepan Trophimowitsch: „Ich glaube, hierüber ließe sich noch ein wenig streiten — aber wer hindert einen denn, wenn man an Christus nicht als Gott glauben will — ihn als Ideal der Vollkommenheit und moralischen Schönheit zu verehren?"

Schatoff: „Und zu gleicher Zeit doch nicht an ‚das Wort ward Fleisch' zu glauben, d. h. daß das Ideal leibhaftig gegenwärtig war, folglich nicht unmöglich und der ganzen Menschheit erreichbar ist? Ja, kann denn die Menschheit ohne diesen Trost auskommen? Aber Christus ist ja doch nur deswegen gekommen, damit die Menschheit es erfahre, daß auch die irdische Natur, der menschliche Geist, wirklich, d. h. gegenwärtig, körperhaft in einem so himmlischen Glanze erscheinen kann und nicht nur geistig, als Ideal, daß das ebenso möglich wie natürlich ist. Die Jünger Christi, die dieses durchleuchtete Fleisch vergötterten, bewiesen es unter den grausamsten Martern, welch ein Glück es ist, diese Leibhaftigkeit in sich zu tragen, der Vollkommenheit die-

ser Gestalt nachzuahmen und an ihre Leibhaftigkeit zu glauben. Die anderen aber, die da sahen, welch ein Glück diese Leibhaftigkeit gab, kaum daß der Mensch anfängt, ihrer teilhaftig zu werden und sich in Wirklichkeit ihrer Schönheit zu nähern, — wunderten sich, staunten, und wollten schließlich selbst diese Seligkeit genießen: sie wurden Christen und freuten sich schon im voraus der Qualen. Das Ganze liegt hier eben darin, daß das Wort wirklich ‚Fleisch ward'. Darin liegt der ganze Glaube und der ganze Trost der Menschheit, der Trost, auf den sie niemals verzichten wird. Das aber ist es ja gerade, was Sie und ihresgleichen der Menschheit nehmen wollen. Uebrigens, Sie würden es ihr nehmen können, wenn Sie der Welt etwas besseres als Christus bieten könnten. Nun fragt es sich: haben Sie so etwas?"

Stepan Trophimowitsch sagt: „Immerhin muß man sich doch über das übermäßige Quantum Dummheit, das in Rußland enthalten ist, wundern."

Der Fürst: „Aber das sind doch alles nur unreife Knaben, die weder von der Gesellschaft noch vom Volk etwas verstehen."

Stepan Trophimowitsch: „Die aber doch so Fuß gefaßt haben und noch immer mehr Fuß fassen, und zu denen alles hinkriecht, wenn auch meinetwegen nur Knaben und Mädchen, so sind es doch immerhin nicht zehnjährige, sondern zwanzig- und über zwanzigjährige. In solch einem Alter aber ist es nicht mehr erlaubt, so dumm zu sein."

Schatoff: „Hören Sie, sind denn bei uns nicht alle so dumm, die sechzigjährigen der gebildeten Gesellschaft nicht ausgenommen? Treten doch ganze Zei-

tungen, Bücher, ernste Menschen, sogar Professoren und Direktoren und alle möglichen Autoritäten für die Idee der Teilung Rußlands und die Entfremdung unserer Grenzprovinzen ein! Ist das aber etwa nicht ebenso dumm?

Waren Sie es nicht selbst, Stepan Trophimowitsch, der uns noch vor kurzem erzählte, wie die Herren Literaten oder die literarischen Herren darüber diskutiert haben, wie dieses oder jenes in der Zukunftsgesellschaft sein würde? Alles ist doch von Ihnen gekommen und aus Ihrer Zeit. Waren Sie denn etwa klüger? Ist denn die Idee, daß alle Völker des Westens national sein sollen und wir sie deswegen achten und die Sonderheit der ganzen nationalen Entwickelung eines jeden Volkes andächtig anerkennen müssen, die Russen aber unter keinen Umständen sie selbst sein dürfen, und ihnen nicht einmal in Gedanken etwas Besonderes, Eigenes zugestanden werden darf — etwa nicht dümmer, als was diese Knaben in ihren Proklamationen von den Genossenschaften reden? Ja, genau genommen stützen sich diese Knaben gerade auf die Anschauungen Ihrer Generation, denn Ihre Generation hat durch die Unkenntnis Rußlands und die Verleugnung seiner Selbständigkeit die ganze Sache eingebrockt. Was aber diese Knaben anbetrifft, so stellen sie sich durch ihr Programm selbst in Kriegsverhältnis zu jeder Gesellschaft, so dürfen sie sich denn auch nicht wundern oder sich beklagen, wenn die Gesellschaft sie vernichtet. Sie sagen, daß sie vor moralischen Pedanterien nicht zurückschrecken, sondern morden und brennen würden, folglich kann man auch mit ihnen so verfahren. Nachdem sie die Regierung ge-

schlachtet haben werden, wollen sie nur ein paar Tage Zeit geben, damit alle ihr Hab und Gut ihnen übergeben, sich von allem Besitz auf ewig lossagen und sich in die Genossenschaften als Schuster einschreiben können. Folglich können alle, die das nicht wollen, auch mit ihnen ebenso zeremonielos umgehen."

Schatoff.

Schatoff spricht während der Sitzung:

„Ich schäme mich, solch ein Programm mit meinem Namen zu unterschreiben (nach wenigen Tagen sind dann alle Schuster). Zehnjährige Knaben würden klüger sein. Nach dem Ton des Programms zu urteilen, sind Sie, meine Herren, vollkommen überzeugt, daß alle, hingerissen von Ihrer Kühnheit, Weib, Kind, Besitz und Kirchen verlassen werden, um mit Ihnen zu stehlen, zu morden und zu brennen. Aus Ihren Worten sieht man, wie fest Sie glauben, daß das Volk den Zaren hasse und nur darauf warte, endlich alles von sich werfen und sich Ihnen anschließen zu können. Sie sind ja sogar dermaßen davon überzeugt, daß Sie mit ruhigem Gewissen schon angefangen haben, zu stehlen, zu brennen und zu morden. Sie sind dermaßen unreife Knaben, daß Sie nicht einmal die gewöhnliche Eigenliebe der Menschen in Betracht ziehen — ganz abgesehen von all dem anderen —, indem Sie glauben, die Menschen würden zu Ihnen gelaufen kommen, zu Ihnen, den grünen Jungen! Sie sind dermaßen flach und dumm, daß Sie überzeugt sind, Sie hätten eine große Entdeckung gemacht, ohne auch nur ein einziges Mal auf den Gedanken zu kommen, daß die Menschheit das alles schon längst selbst getan hätte, wenn das die Wahrheit wäre, nicht aber tausend Jahre

lang gelitten haben würde, einzig um Sie zu erwarten. Sie schämen sich nicht, so zu lügen, wie Sie es in Ihren Proklamationen tun, wenn Sie die Tatsachen entstellen und übernaiv versichern, das wäre jesuitisch und die Jesuiten wären gewandte Leute, und daß Sie gleichfalls genau so wie sie handeln würden, und lassen es sich nicht einmal träumen, daß jede Lüge und jede Entstellung der Tatsachen in ungewöhnlich kurzer Zeit an den Tag kommt, und daß dann die Menschen offen sehen werden, daß Sie absichtliche Lügner sind, und Ihnen nie und nimmer folgen werden. Sie sind wie dumme Jungen fest überzeugt, daß das weiter nichts zu sagen hätte, daß es, im Gegenteil, allen gefallen würde, und die Menschen sich über Ihre geschickten Lügen nur freuen könnten; und alles, was sie bis dahin heilig gehalten, was sie geliebt, Gott, Weib und Kinder, Ordnung, Wohlstand, im Stich lassen und zu Ihnen überlaufen würden, einzig weil Sie morden und brennen — ohne dabei selbst zu wissen, warum und wozu eigentlich. Sie schämen sich nicht, zu schreiben, daß Sie dem achtzigmillionenköpfigen Volke nur ein paar Tage geben werden, um sein Hab und Gut Ihnen auszuliefern, die Kinder zu verlassen und die Kirchen zu beschimpfen und sich in die Genossenschaften als Schuster einzuschreiben. Sie sind überzeugt, daß alle die Kirchen hassen und die Ehe als Last empfinden und sich nur nach den Aluminiumpalästen sehnen, in denen man nach Herzenslust tanzen und in abgeteilte Zimmer die gemeinsamen Frauen und Männer führen kann. Ja, Sie können es nicht einmal einsehen, wie solch eine kinderspielartige Auffassung der Sache nur beweist, daß Sie kleine Kna-

ben sind, dumme Jungen, die man übers Knie legen muß. Und die Gesellschaft achten Sie so gering, daß Sie sich nicht einmal bemühen, die Proklamationen etwas sorgfältiger zu redigieren. Wenn das Publikum liest, wie Sie mit Rußland umzugehen gedenken — wie Kinder mit einem Spielzeug —, so wird es sich über Ihre Dummheit bloß wundern; wenn es aber sehen wird, daß Sie außerdem noch Mörder und Räuber sind, wird es Sie wie schädliche Irrsinnige beseitigen, und streng gegen Sie vorgehen. Aber leider ist auch die Masse nicht klüger als Sie, und das ist sie nur aus dem einen Grunde, weil sie sich vom Boden losgerissen und nicht ihr eigenes, sondern ein fremdes Leben gelebt hat, und immer nur unter fremder Vormundschaft.

„Man hat zu wenig lieb gewonnen in diesem unter Vormundschaft verlebten Leben, um für dasselbe einzustehen. Es hat sich viel Unzucht und Leichtsinn angesammelt. Wenn man sich um des Lebens willen mühen würde, wenn man es sich durch Arbeit erwerben müßte, selbständig, mit Leid und mit Kampf und mit Mühen und Plagen und allen Freuden des Erfolges nach dem Kampf, doch vor allen Dingen mit Arbeit — die Mühe ist ja die Hauptsache —, nicht aber nur unter administrativer Vormundschaft, so würde man Tatsachen erwerben, würde man viel durchleben, es würden sich lebendige Erinnerungen an den Kampf und die Arbeit erhalten, und dieses Durchlebte würde allen teuer sein; teuer würde dann auch das Andenken der verstorbenen Tatmenschen sein und hoch würde man die lebenden Tatmenschen schätzen, und sie würden dann einen ganz anderen Einfluß auf die Menschen haben, und nicht so

leichtsinnig würde dann die Gesellschaft auf jede Dummheit verderbter, geistloser, grüner Jungen antworten. Wahrlich, sie ist uns eine gute Lehre, diese deutsche Vormundschaft! Oh Gott, welch eine Lehre das ist! Es gibt kein einziges Volk und keine einzige Nation in Europa, die sich nicht selbst in der flammendsten Revolution, sogar noch auf den Barrikaden, aus eigenen Kräften retten könnte — als erstes wird eine neue Ordnung aufgestellt und werden die Diebe, Plünderer und Brandstifter erschossen. Sie aber, Sie wollen bei uns in der achtzigmillionenköpfigen Nation durch Brandstiftung, Totschlag und Zarenmord die Menschen anlocken und für sich Sympathie erwecken! So glauben Sie, daß diese Gesellschaft überhaupt nichts aus ihrem durchlebten Leben achte und daß dieses Leben unter der administrativen Vormundschaft so schön gewesen sei! Zu was sind Sie entartet? Und Sie, Sie glauben noch immer nicht, daß das Volk sich schon vollständig, aber vollständig von Ihnen losgesagt hat! Versuchen Sie es doch noch einmal, das Volk unter Vormundschaft zu nehmen, versuchen Sie es doch! Wahrlich, Sie haben doch schon viel zu holsteinisch auf das Volk gesehen!"

Und dann: Also sprach Sch. in heller Begeisterung und vielleicht war auch wirklich in seinen Worten etwas Wahres. In der Tat: Vormundschaft und die Entfremdung vom Volke haben es ja gerade dazu gebracht, daß die Gesellschaft erstens nichts mehr hat, was ihr teuer ist und wofür sie einstehen würde, und zweitens, da sie sehr gut einsieht, daß das Volk dagegen wohl etwas hat, was ihm teuer ist und wofür es einsteht und daß es dabei ein so volles Leben lebt — hat die Gesell-

schaft wirklich Grund, das Volk zu hassen, nämlich wegen seines vollen Lebens. Ich verstehe jetzt, was Schatoff von diesem Haß der Belinskis und unserer sämtlichen Westler auf das Volk sagen wollte, und wenn sie es auch selbst leugnen, so ist es doch klar, daß sie es selbst nicht einsehen. So war es doch: sie glaubten, daß sie hassend liebten, und so sagten sie es auch von sich. Sie schämten sich nicht einmal ihres Widerwillens, ihres Ekels vor dem Volke, wenn sie einmal praktisch mit ihm in Berührung kamen. (In der Theorie allerdings liebten sie es.)

Stepan Trophimowitsch sagt: „Ja, aber das Volk wurde doch ebenso bevormundet, wie die anderen, und Sie geben noch selbst zu, daß es russisches Volk geblieben und nicht unter der Vormundschaft entartet ist und nicht Rußland haßt!"

Schatoff: „Das Volk wurde mit der deutschen Reform verschont und von Anfang an als hoffnungslos aufgegeben. Man erlaubte ihm auch sofort wieder, den Bart zu tragen. Damals hielt man das Volk für etwas Unwichtiges, man sah auf dasselbe wie auf Rohmaterial oder abgabenzahlende Nummern herab. Zwar bevormundete man es streng, das ist wahr, aber sein inneres, eigenes Leben ließ man ihm ganz, und wenn es auch viel erdulden und viel leiden mußte, so gewann es doch schließlich seine Leiden lieb. Dagegen wurden alle Russen der oberen Gesellschaftsschicht zu Deutschen und diese vom Erdboden Losgerissenen hatten dann bald nur für Deutschland noch Liebe übrig, für ihr Vaterland aber und für ihr eigenes Volk nur Verachtung. So

geht es ja überall zu. So mißachteten auch in Litauen die Stammrussen ihr eigenes Volk."

Fragen und Antworten.

„Sie bieten das Glück an. Selbst angenommen, daß Sie vollkommen recht haben im Endziel des Strebens (was natürlich Unsinn ist, doch worüber ich vorläufig nicht streiten will), so sieht man doch schon aus Ihrer Proklamation allein, bis zu welch einem Grade Sie unreif, nichtig und leichsinnig sind und somit — wie wenig Sie selbst zum Erreichen Ihres eigenen Zieles taugen. Sollten Sie denn wirklich nicht begreifen, daß sich solch eine Umwandlung, wie die, die Sie vorschlagen, des einzelnen Menschen wie des ganzen Volkes, doch nicht so schnell und so leicht vollziehen kann, wie Sie es glauben!? Denn Sie sagen doch, daß alles mit dem Beil gemacht werden würde. Auf daß sich aber der Mensch von Gott, von der Liebe zu Christus, von der Liebe zu seinen Kindern und seinen Pflichten ihnen gegenüber lossage — sind Jahrhunderte zu wenig. In Jahrtausenden hat sich z. B. die juridische Sicherstellung im Staate herausgearbeitet, und doch — bis zu welch einem Grade ist sie noch überall unzureichend! Sie sehen also, wie langsam sich in der Praxis selbst ein so alltägliches Bedürfnis eines jeden Menschen herausarbeitet! Darum aber, wenn auch das, was bereits ist, was sich bereits herausgearbeitet hat, meinetwegen auch unzureichend ist, so wird der Mensch doch nicht so leicht darauf verzichten und Ihnen nachlaufen: denn wenn es auch nicht gut und wenn es auch nur wenig ist,

so ist doch immerhin etwas, bei Ihnen aber ist nichts, denn Sie sagen es ja selbst ganz offen, daß alles auf dem liebevollen Konvent entstehen würde, wobei aber niemandem irgend eine Garantie geleistet werden solle, wenn es nicht gerade die Genossenschaft anbeträfe. Um Fragen zu umgehen, behaupten Sie, daß es in der neuen Gesellschaft auch keine Vergewaltigungen mehr geben würde und somit Garantien ganz überflüssig wären. Aber so etwas kann doch nur ein Verrückter behaupten, einer, der überhaupt keine Erfahrung hat, einer wie Sie, ohne Begründungen, ohne Beweise. Wenn aber der Mensch selbst darauf nicht leicht verzichtet, wie soll er dann auf seine Kinder, auf seine Liebe zu ihnen, auf Gott und schließlich auf seine ganze Freiheit verzichten? Sie antworten auf keine einzige dieser Fragen, die doch die ganze Menschheit erregen, sie schalten sie einfach aus. Doch wenn Sie auf diese Fragen nicht einmal antworten, wie werden Sie sie dann lösen? Darum aber — wie sollen dann alle Menschen Ihnen folgen und sich sofort zu einer neuen Gemeinschaft verbinden? Ihnen wird nur ein Häufchen leichtsinniger und nichtsnutziger Menschen folgen, die Sie mit der Aussicht auf Plünderung heranlocken. Wenn das aber nur in Jahrhunderten entstehen kann, wie können Sie es dann auf sich nehmen, dasselbe in wenigen Tagen zu schaffen (wie Sie es buchstäblich versichern)? Nun, sagen Sie doch selbst, sind Sie nach alledem nicht leichtsinnig, und welch eine Verantwortung nehmen Sie auf sich für die Ströme von Menschenblut, die Sie vergießen wollen? Aufzubauen ist schwer; darum reißen Sie auch nur nieder, weil das am leichtesten ist."

„Ueberhaupt keine Verantwortung, wir bringen einfach unsere Köpfe. Die zukünftige Gesellschaft wird vom Volke geschaffen werden — nach der Zerstörung — und daher ist es desto besser, je schneller die Zerstörung beginnt."

„Aber erstens, das Volk wird nicht anfangen zu kämpfen, wenn es nicht weiß, wofür; morden, stehlen, brennen wird nur ein Haufe gemeiner Verbrecher. Denn das Volk kann doch nicht Ihr Programm annehmen: Vernichtung der Persönlichkeit, des Eigentums, Gottes und der Familie. Ich sage Ihnen nochmals: selbst wenn Ihr Programm gerecht wäre, könnte es doch nur in Jahrhunderten verwirklicht werden, in Jahrhunderten friedlicher, praktischer Erlernung und Entwicklung. Selbst angenommen, daß das Volk sich zuerst durch das Plündern verführen läßt, so wird es sich doch sofort wieder beruhigen und irgend etwas anderes errichten, jedenfalls aber auf seine Art, und es ist nicht gesagt, ob das dann nicht vielleicht etwas noch Schlechteres sein wird."

„Meinetwegen; aber auch das ist schon gut, daß dann wenigstens eine Welt untergeht. Dann wird eine andere, eine vom Volk errichtete Welt beginnen, die natürlich besser sein wird — wenn auch vielleicht nicht viel besser, so doch immerhin etwas besser. Wenn man dann wiederum ihre Fehler eingesehen haben wird, so wird diese Welt wieder gestürzt werden, von uns oder von unseren Nachfolgern, usw., bis schließlich unser ganzes Programm durchgesetzt ist. Doch auch beim ersten Experiment werden wir das Ziel schon allein damit erreichen, daß das Prinzip des Beiles und der Revolution angenommen wird."

„Aber warum sind Sie so überzeugt, daß Ihr Programm so unfehlbar ist? Wie aber, wenn das nur Unsinn ist und die vollkommen blödsinnigste Unkenntnis der menschlichen Natur im allgemeinen und des russischen Volkes im besonderen? Sie können es doch mit nichts anderem beweisen, außer dem einen, daß es Ihnen so scheint. Aber es ist doch möglich, daß Sie alle vielleicht sehr dumm sind, und es Ihnen nur deswegen so scheint; so können Sie doch nicht verlangen, daß alle übrigen Menschen ausschließlich zu diesem Zweck gleichfalls dumm werden, nur um Ihnen folgen zu können? Aber siehe da, Sie weigern sich ja sogar, darüber auch nur einmal nachzudenken. Sie sagen: wer nicht für uns ist, der ist wider uns, und weihen alle, die entgegengesetzter Meinung oder Ueberzeugung sind, einfach dem Tode, wobei Sie ganz zu vergessen scheinen, daß Streit jedenfalls Entwickelung der Sache ist. Und mit welch einer Bosheit und Wut erkennen Sie die nicht einmal an, die gegen Sie sogar handeln werden, da sie mit Ihren Ueberzeugungen nicht übereinstimmen können."

„Ach was!"

„Wenn Sie aber nicht bestimmt wissen, daß Ihr Programm richtig ist, wie können Sie dann das Verbrechen der Zerstörung auf Ihr Gewissen nehmen?"

„Wir glauben daran, daß unser Programm richtig ist, und daß ein jeder, der es annimmt, glücklich wird. Das ist auch der Grund, warum wir uns fürs Blut entschließen, denn nur mit Blut kauft man das Glück."

„Wenn man es aber nicht damit kauft, was dann? Glauben kann man nur an Gott, im Leben aber sind Tatsachen erforderlich."

„Wir aber glauben, daß man es damit kaufen kann, und das genügt uns."

„Oh, Ihr Unglücklichen! Wirklich, mich freut nur eines: daß es Ihnen nicht gelingen wird, denn Sie kennen das Volk nicht. Nehmen wir an, Ihnen gelingen einige Morde, Brandstiftungen, Diebstähle, nehmen wir selbst an, daß Sie es bis zu einem Aufstand bringen, das *Volk* aber, das *ganze* Volk wird Sie dafür doch aufknüpfen, nicht aber Ihr Programm annehmen, denn es ist widernatürlich und außerdem auf der größten Unkenntnis des russischen Volkes aufgebaut. Niemals wird der Mensch Ihnen seinen Glauben, seine Familie ausliefern und in diese Kasernen, die Sie ihm in Ihrem Programm ausmalen, einziehen, und niemals wird er seine persönliche Freiheit für solch eine Kabale verkaufen ... Das Volk aber wird Ihnen niemals seinen Zar-Befreier geben.

— — — — — — — — — —

Sie wollen morden und plündern, weil das am leichtesten ist. Diese Lehre tauchte in Frankreich gerade damals auf, als die Kommunisten überall durchfielen und sich als nichtswürdige Bengel erwiesen."

Stepan Trophimowitsch und Pjotr Stepanowitsch Werchowenski.

„Ich tue es, weil man es tun muß. Damit (mit der Zerstörung) muß natürlicher Weise jede Sache beginnen; das ist es, was ich weiß, und darum beginne ich auch. Das Ende geht mich weiter nichts an, ich weiß nur, daß man damit beginnen muß, das übrige ist alles

nur zeitraubendes Geschwätz. Alle diese Reformen, Verbesserungen, und so weiter, sind nichts als Blödsinn. Je mehr man reformiert und verbessert, um so schlimmer ist's, denn auf diese Weise erhält man künstlich das Leben eines Dinges, das doch unbedingt sterben und einstürzen muß. Je schneller desto besser, je früher damit begonnen wird, um so besser. (Zuerst natürlich Gott, Verwandtschaft, Familie usw.) Man muß alles zerstören, um ein neues Gebäude aufzubauen, und daher ist mit Renovierungen ein altes ausbessern nichts als — Schweinerei."

„Nun schön, Du weißt z. B., daß Du früher oder später doch einmal sterben mußt, warum erschießt Du Dich dann nicht jetzt — je schneller desto besser?"

„Weil ich noch nicht sterben will, und weil die Sache noch gemacht werden muß."

— — — — — — — — — —

„Ich bin kein Genie, und ich will es auch gar nicht sein, aber ich weiß, daß man es jetzt machen muß, und so mache ich es denn. Auch Du und Deine Generation wußte das, doch Ihr weintet nur. Wir aber weinen nicht, sondern handeln."

— — — — — — — — — —

„Der verstorbene Belinski beschimpfte Christus, hätte dabei aber kein Huhn beleidigen können."

„Oh, im Begreifen der Wirklichkeit war Belinski sehr schwach. Du lachst, als ob Du sagen wolltest: wieviel haben sie denn alle verstanden! Mein Freund, ich habe keine Pretention auf das Begreifen der Einzelheiten des wirklichen Lebens."

„Ihr habt wirklich alle viel von ihm verstanden."

„Mein Freund, ich habe mich von dem tätigen Leben zurückgezogen … Jetzt will und kann ich auch nichts mehr im tätigen Leben leisten …“

„Ich wüßte auch nicht, wozu Du jetzt noch taugen könntest!“

Charakteristik Pjotr Stepanowitsch Werchowenskis.

„Eigentlich geht mich ja weder das Volk noch die Kenntnis desselben irgend etwas an. Ich weiß nur, daß man jetzt einen Aufstand im Volk machen kann, und das genügt mir vollkommen.“

Wenn er vom Volk spricht, bekundet er plötzlich in dieser einen Beziehung eine himmelschreiende und sonderbare Unwissenheit (eine unbedingt so sonderbare Borniertheit, daß die Unglaublichkeit sofort in die Augen springt). Unter Gelächter wird er überführt, wird ihm widerlegt; aber bemerkenswert ist, daß ihn das nicht im geringsten verwirrt, weder wankt er, noch ist er pikiert, noch fühlt er sich in seiner Eigenliebe gekränkt. Unglaublich kaltblütig und nachlässig hört er zu, und:

„Vielleicht ist es auch so,“ sagt er, „das ist doch wirklich einerlei, ob nun so oder so, nicht daran liegt's, sondern daran, daß man jetzt den Aufstand machen kann, und so will ich ihn denn jetzt machen.“

Man antwortet ihm, daß ihm der Aufruhr bestimmt nicht gelingen wird, wenn er nicht das Volk kennt, daß die Proklamationen Unsinn sind.

„Das fehlt noch,“ antwortet er, „laßt mich nur

eine Viertelstunde ohne Zensur mit dem Volke sprechen, und es wird mir sofort folgen."

Man versichert ihm, daß das Volk weit fester sitze, er aber sagt: „Blödsinn!" und weist auf die Tatsachen hin (Räuberhorden, Brandstifter). „Und Ihr seht es ja selbst ein, daß das eine ungelöste Sache ist und daß Ihr selbst verstummt."

Ist mitunter ganz entsetzlich unwissend. Den ernsten Einwendungen seines Vaters (z. B., daß nicht die ganze Natur des Menschen bekannt ist und der Verstand nur $^1/_{20}$ des ganzen Menschen ausmacht) schenkt er überhaupt keine Beachtung und will und versucht auch nicht einmal, ihm zu entgegnen, gibt sogar offen zu, daß er das nicht weiß und: „nicht darum handelt es sich".

Ist in seiner Unwissenheit vollkommen ruhig.

Die Rede seines Vaters bei der Fürstin hat er nicht einmal gehört.

Und dabei schlägt er den Vater doch vollkommen. („Mit ihm kann man nicht streiten," sagt der Vater.)

Die Streitfragen der Slavophilen und Westler sind ihm fast unbekannt, er hat nur gehört, daß es so etwas wie Slavophilen und Westler gäbe, aber: „das ist alles Unsinn" und „nicht darum handelt es sich".

Schreibt sogar ungrammatisch.

Charakteristik Stepan Trophimowitschs.

Ebenbild eines reinen und idealen Westlers mit dem ganzen Charme desselben.

Lebt vielleicht (in Moskau) in einer Gouvernementshauptstadt.

Die charakteristischen Züge. — Die Ziellosigkeit seines Lebens und die geringe Festigkeit in den Anschauungen und Gefühlen, die ihn früher leiden gemacht, dann aber zu seiner zweiten Natur geworden ist. (Der Sohn lacht darüber.)

Ist zum dritten Mal verheiratet. (Das ist der charakteristischste Zug.)

Wünscht sehnsüchtig verfolgt zu werden, und liebt es, von den früher (wie er fest glaubt) erlebten oder „erduldeten" Verfolgungen zu sprechen

Ein Mensch der vierziger Jahre. Denkt gern an diese Zeit und die Ueberlebenden zurück („ich und Timofei Granowski").

Früher ein bekannter Name (zwei oder drei Essays, ein Artikel, Reise durch Spanien, handschriftliche Aufzeichnungen über den Krimkrieg, die unter seinen Bekannten von Hand zu Hand gingen und ihm die Verfolgungen eingetragen haben sollen). Stellt sich unbewußt auf ein Piedestal, wie etwa eine Reliquie, die man anzubeten kommt — liebt das sehr. Spricht häufig ohne Fürwörter.

Ist wirklich ehrlich, rein und hält sich für die tiefste Allwissenheit. Unbeständigkeit in den Anschauungen.

Großer Poet, jedoch nicht ohne Phrasen.

Das russische Leben hat er ganz übersehen.

Fürchtet den Nihilismus und begreift ihn nicht.

55 Jahre alt. Literarische Erinnerungen: Belinski, Granowski, Herzen, Turgenjeff usw.

Liebt Champagner.

Liebt es, Klagebriefe zu schreiben. Vergießt viel Tränen.

„Laßt mir Gott und die Kunst. Trete Euch Christus ab."

George Sand und seine sonstigen Götzen blicken fortwährend durch den Ernst durch.

Echter Dichter. Dies irae, das Goldene Jahrhundert, griechische Götter! Begeisterung. Hat das Pekuniäre gut geordnet. Bilder, Erinnerungen (usw. in dieser Art).

Sein Sohn wird im Auslande erzogen.

Noch eine Gestalt: junge Frau (seit vier Monaten schwanger). NB. Beweint alle seine Frauen und heiratet immer wieder.)

„Kann mich nicht zufrieden geben, ewige Sehnsucht."

Ist klug und geistreich.

Zweiter Anhang.

Bruchstück aus einem bisher unveröffentlichten Kapitel des Romans „Die Dämonen".

I

... Ungefähr um halb Elf erreichte Stawrogin die hohe Pforte unseres Spasso-Jefimjeffschen Bogorodskischen Klosters, das etwas außerhalb der Stadt am Fluß lag. Erst hier schien er wieder zu sich zu kommen und sich plötzlich einer Sache zu erinnern: er blieb stehen, befühlte hastig und erregt seine Seitentasche, und — ein Lächeln glitt über sein Gesicht. Nachdem er eingetreten war, erkundigte er sich bei einem kleinen Klosterdiener, den er hier erblickte, wie er zu dem im Kloster lebenden Bischof Tichon gelangen könnte. Der Kleine verneigte sich mehrmals untertänigst vor ihm und bat ihn höflich, ihm zu folgen; doch an der Treppe, die an dem einen Ende des langen zweistöckigen Klostergebäudes lag, machte ihm ein dicker, grauhaariger Mönch den Gast geschickt und wie mit vollstem Recht einfach abspenstig. Er führte Stawrogin durch einen langen, schmalen Korridor, verneigte sich gleichfalls fortwährend vor ihm oder eigentlich nickte er nur immer wieder mit dem Kopf, da ihm das Verbeugen bei seiner Korpu-

lenz augenscheinlich schwer fiel, und forderte ihn ununterbrochen auf, ihm zu folgen, obgleich Stawrogin das sowieso schon tat. Der Mönch stellte auch noch verschiedene Fragen an ihn und sprach vom Archimandriten, da er aber keine Antwort erhielt, verstummte er ehrerbietig. Stawrogin fiel es auf, daß man ihn im Kloster zu kennen schien, obgleich er doch, soweit er sich erinnern konnte, nur in der Kindheit hier gewesen war. Als sie die letzte Tür des Korridors erreicht hatten, blieb der Mönch stehen und öffnete sie mit einer Miene, als ob er der Bischof selbst gewesen wäre, erkundigte sich familiär bei dem flink herbeigelaufenen Zellendiener, ob man eintreten könnte, stieß aber dann, ohne die Antwort abzuwarten, die Tür weit auf und ließ mit einer Verbeugung den „teuren" Gast an sich vorüber; nachdem er aber den „Dank" empfangen hatte, verschwand er mit einer Geschwindigkeit, die man ihm gar nicht zugetraut haben würde.

Stawrogin trat in das kleine Zimmer, und fast im selben Augenblick erschien in der Tür des Nebenzimmers eine hohe, magere Gestalt: es war ein Mann von ungefähr fünfundfünfzig Jahren, in einem einfachen Leibrock, wie er unter dem Meßgewand getragen wird, ein Mensch, der dem Aussehen nach leidend war, ein sonderbar unbestimmtes Lächeln hatte und einen sonderbaren, gleichsam schüchternen Blick. Das war jener Tichon, von dem Stawrogin zum ersten Mal von Schatoff gehört, und über den er in der Zwischenzeit noch einiges erfahren hatte.

Das, was er über ihn auf seine Erkundigungen hin erfahren hatte, war sehr verschieden und sogar eines

dem anderen entgegengesetzt gewesen, trotzdem aber hatten alle Aussagen doch etwas Gemeinsames gehabt, nämlich, daß die Anhänger sowohl wie die Gegner Tichons (und solche gab es), daß alle irgend etwas von ihm verschwiegen hatten — die einen wahrscheinlich aus Geringschätzung oder Verachtung, die anderen, die Anhänger und sogar die leidenschaftlichsten, aus einer gewissen Scheu, als ob sie etwas von ihm hätten verheimlichen wollen, irgend eine seiner Schwächen, vielleicht sogar — eine Geistesschwäche. Stawrogin hatte erfahren, daß er schon seit sechs Jahren in unserem Kloster wohnte, und daß zu ihm sowohl das einfachste Volk als auch die angesehensten Persönlichkeiten gingen, daß er sogar im fernen Petersburg leidenschaftliche Anhänger und vornehmlich Anhängerinnnen hatte. Andererseits aber hatte er von einem würdevollen alten „Klubherrn", und zwar einem gottesfürchtigen, gehört, daß „dieser Tichon" so gut wie total verrückt wäre, oder wenigstens ein total unbegabter Mensch sei und „ganz zweifellos mitunter trinke". Ich füge aber von mir aus hinzu, obgleich ich damit vorausgreife, daß letzteres entschieden nicht wahr ist; er hatte nur kranke Füße — irgend ein hartnäckiges rheumatisches Leiden, und von Zeit zu Zeit war er irgend welchen nervösen Krämpfen oder Anfällen unterworfen. Desgleichen hatte Stawrogin noch erfahren, daß der zurückgezogene Bischof entweder aus Charakterschwäche oder aus „bei seinem Rang unverzeihlicher Nachlässigkeit" es nicht verstanden hätte, für sich im Kloster besondere Ehrfurcht zu erwecken. Es hieß sogar, daß der Archimandrit, ein in seinen Amtspflichten sehr strenger Mann, der außerdem noch wegen

seiner Gelehrsamkeit berühmt war, zu Tichon sogar ein gewissermaßen feindliches Gefühl nährte und ihm — natürlich nicht offen, sondern nur indirekt — nachlässiges Leben und fast Ketzerei vorwärfe. Die Brüderschaft des Klosters verhielt sich gleichfalls zum Kranken, wenn auch nicht gerade nachlässig, so doch, sagen wir, familiär.

Die zwei Zimmer, aus denen die Zelle Tichons bestand, waren etwas sonderbar eingerichtet. Neben den klotzigen alten Klostermöbeln, deren Lederbezug schon recht abgenutzt war, befanden sich daselbst drei oder vier elegante Gegenstände: ein reicher Lehnstuhl, ein prachtvoller großer Schreibtisch, ein teurer geschnitzter Bücherschrank, Tischchen und Etageren — alles Geschenke; auf dem Fußboden ein kostbarer bucharischer Teppich und gleich neben ihm wiederum eine einfache geflochtene Matte. An den Wänden hingen Gravüren mit mythologischen oder „weltlichen" Darstellungen, in der Ecke aber war ein großer Heiligenschrank mit von Gold und Silber schimmernden Heiligenbildern, von denen eines sehr alt war und Reliquien enthielt. Seine Bibliothek, hieß es, sollte gleichfalls sonderbar sein: neben den Werken der großen Kirchenväter, Werke „der Theaterdichtkunst (!), vielleicht aber noch schlimmere" enthalten.

Nach den ersten Begrüßungsworten, die aus irgend einem Grunde von beiden ein wenig befangen und sogar kaum verständlich ausgetauscht wurden, führte Tichon den Gast in sein Kabinett, wies ihm einen Platz neben dem Tisch auf dem Sofa an, und setzte sich selbst auf einen geflochtenen Lehnstuhl. Stawrogin war immer noch sehr zerstreut — er schien es von einer inneren, ihn erdrückenden Erregung zu sein. Man konnte glau-

ben, daß er sich zu etwas Ungewöhnlichem entschlossen hätte, das, einmal getan, nicht mehr rückgängig zu machen gewesen wäre, und das zu gleicher Zeit doch fast seine Kraft zu übersteigen schien, und ihm beinahe ganz unmöglich war zu erfüllen. Er blickte sich im Zimmer um, augenscheinlich ohne etwas zu bemerken; er dachte, doch wußte er natürlich selbst nicht, was. Die Stille weckte ihn auf und es schien ihm plötzlich, daß Tichon gleichsam verschämt die Augen zu Boden gesenkt hielt und ein ganz überflüssiges, unbeholfenes Lächeln auf seinen Lippen spielte. Das rief im Augenblick Widerwillen in ihm hervor; er wollte aufstehen und fortgehen, um so mehr, als Tichon seiner Meinung nach entschieden betrunken war. Jener aber erhob plötzlich die Augen und sah ihn mit einem so festen, gedankendurchdrungenen Blick an und zu gleicher Zeit mit einem so unerwarteten und rätselhaften Ausdruck, daß er fast zusammenfuhr. Es schien ihm plötzlich aus irgend einem Grunde, daß Tichon schon wußte, warum er zu ihm gekommen war, daß man ihn schon davon benachrichtigt hätte (obgleich niemand in der ganzen Welt diesen Grund wissen konnte), und wenn er nicht als erster zu sprechen anfing, die nur tat, um ihn zu schonen — weil er vielleicht fürchtete, ihn zu erniedrigen.

„Sie kennen mich?" fragte Stawrogin schroff. „Habe ich mich Ihnen vorgestellt oder nicht, als ich eintrat? Ich bin so zerstreut ..."

„Sie haben sich nicht vorgestellt, aber ich habe Sie schon einmal vor vier Jahren gesehen, hier im Kloster ... zufällig."

Tichon sprach nicht schnell, gleichmäßig, mit einer

weichen Stimme, und er sprach die Worte klar und deutlich aus.

„Vor vier Jahren bin ich überhaupt nicht in diesem Kloster gewesen,“ entgegnete Stawrogin fast grob; „nur als Knabe bin ich hier gewesen, als Sie noch gar nicht hier waren.“

„Vielleicht haben Sie es vergessen?“ bemerkte vorsichtig, doch ohne darauf zu bestehn, Tichon.

„Nein, ich habe es nicht vergessen; und es wäre auch lächerlich, wenn ich mich dessen nicht mehr erinnern würde,“ bestand Stawrogin wiederum unverhältnismäßig heftig auf dem Seinen. „Sie haben vielleicht nur von mir gehört und sich dann irgend eine Vorstellung von mir gemacht, und so glauben Sie jetzt, daß Sie mich gesehen hätten.“

Tichon schwieg. Da bemerkte Stawrogin, daß es über sein Gesicht zuweilen wie Nervenzucken lief, ein Kennzeichen seiner Krankheit.

„Ich sehe nur, daß Sie heute nicht ganz gesund sind,“ sagte er, „ich glaube, ich tue besser, wenn ich fortgehe.“

Er erhob sich sogar vom Sofa.

„Ja, ich fühle seit gestern starke Schmerzen in den Füßen, und in der Nacht habe ich wenig geschlafen ...“

Tichon verstummte. Seinen Gast hatte von neuem und ganz plötzlich die vorige Nachdenklichkeit überfallen. Das Schweigen dauerte lange an, mehr als zwei Minuten.

„Sie haben mich beobachtet?“ fragte Stawrogin plötzlich erregt und mißtrauisch.

„Ich habe Sie angesehen und mich dabei der Ge-

sichtszüge Ihrer Mutter erinnert. Zwischen Ihnen und ihr ist bei äußerer Unähnlichkeit viel innere, geistige Aehnlichkeit."

„Durchaus keine Aehnlichkeit, besonders keine geistige. Sogar überhaupt keine!" rief Stawrogin wieder ganz unnötiger Weise erregt und unverhältnismäßig heftig. „Sie sagen das nur so aus Mitleid zu mir und ... Unsinn! ... Kommt denn meine Mutter her?"

„Ja, zuweilen."

„Das wußte ich nicht. Niemals von ihr gehört. Oft?"

„Fast in jedem Monat einmal; aber auch öfter."

„Habe es niemals gehört. Kein einziges Mal... Nicht gehört... Sie haben dann natürlich von ihr schon erfahren, daß ich verrückt bin?" fügte er plötzlich hinzu.

„Nein, nicht gerade verrückt. Uebrigens habe ich auch von dieser Idee gehört, aber von anderen."

„Sie haben wohl ein gutes Gedächtnis, wenn Sie so viel Dummheiten behalten können. Und von der Ohrfeige haben Sie gleichfalls gehört?"

„Ja, einiges."

„Das heißt also alles. Sie haben ja ungemein viel überflüssige Zeit. Und vom Duell?"

„Auch vom Duell."

„Sie hören hier wirklich auffallend viel. Wozu schreibt man hier eigentlich Zeitungen? Schatoff hat Ihnen wohl gesagt, daß ich kommen würde? Wie?"

„Nein. Ich kenne Herrn Schatoff, aber jetzt habe ich ihn lange nicht mehr gesehen."

„Hm. Was haben Sie dort für eine Karte? Sehe

ich recht! Die Karte des letzten Krieges! Was machen Sie denn damit?"

„Ich orientiere mich auf der Landkarte nach dem Text. Interessante Beschreibung."

„Zeigen Sie; ja, das ist keine schlechte Darstellung. Aber doch eine sonderbare Lektüre für Sie."

Er zog das Buch zu sich heran und blickte flüchtig hinein. Es war eine umfangreiche und talentvoll aufgefaßte Geschichte des letzten Krieges, übrigens nicht so sehr vom militärischen als vielmehr vom reinliterarischen Standpunkte aus. Nachdem er das Buch zu sich umgedreht hatte, schob er es plötzlich wieder ungeduldig zurück.

„Ich weiß wirklich nicht, warum ich hergekommen bin!" stieß er gereizt hervor, wobei er Tichon gerade in die Augen blickte, als ob er von ihm eine Antwort darauf erwartete.

„Sie scheinen auch nicht ganz gesund zu sein?"

„Ja, ich bin nicht ganz gesund."

Und plötzlich erzählte er in kurzen, schroffen Worten — manches war nur schwer zu verstehen —, daß er besonders des Nachts so einer Art von Halluzinationen unterworfen sei, daß er zuweilen irgend ein boshaftes, ein spöttisches und „vernünftiges" Wesen neben sich sehe oder fühle, „in verschiedenen Gestalten und verschiedenen Charakters: doch ist es stets ein und dasselbe Wesen — ich aber ärgere mich immer . . ."

Wild und wirr waren diese Geständnisse; man konnte glauben, daß sie tatsächlich ein Wahnsinniger machte. Doch bei alledem sprach Stawrogin mit einer so sonderbaren Aufrichtigkeit, die an ihm sonst niemand ge-

sehen hasse, mit solch einer Offenherzigkeit, die ihm sonst gar nicht eigen war, daß man glauben konnte, in ihm sei der frühere Mensch ganz aus Versehen spurlos verschwunden. Er schämte sich nicht im Geringsten, die Angst zu zeigen, mit der er von seinem Gespenst sprach. Doch das dauerte nur einen Augenblick an und verschwand ebenso schnell, wie es gekommen war.

„Das ist natürlich alles Unsinn," unterbrach er sich plötzlich ärgerlich. „Ich werde zum Arzt gehen."

„Tun Sie das unbedingt," riet ihm Tichon zu.

„Sie sagen das so positiv... Haben Sie solche gesehen wie mich, mit solchen Erscheinungen?"

„Ja, aber nur sehr selten. Ich erinnere mich in meinem Leben nur noch eines Offiziers, nach dem Tode seiner Frau, seines unersetzlichen Lebensfreundes. Von einem anderen habe ich nur gehört. Beide sind sie im Auslande geheilt worden... Leiden Sie schon lange daran?"

„Ungefähr seit einem Jahr, aber das ist ja alles Unsinn. Ich werde zum Arzt gehen. Und das ganze ist ja doch nur Unsinn, furchtbarer Unsinn! Das bin ich selbst in verschiedenen Gestalten und weiter nichts. Da ich soeben diese ... Phrase hinzugefügt habe, werden Sie natürlich denken, daß ich immer noch zweifle und mich noch nicht überzeugt habe, daß ich es bin und nicht wirklich der Teufel?"

Tichon blickte ihn fragend an.

„Und... Sie sehen ihn wirklich?" fragte er, ohne die Erklärung Stawrogins, daß es ganz zweifellos eine krankhafte Halluzination sei, überhaupt zu beachten, „sehen Sie denn wirklich irgend eine Gestalt?"

„Sonderbar, daß Sie das noch fragen, nachdem ich Ihnen doch schon gesagt habe, daß ich ihn sehe," entgegnete Stawrogin, nach jedem Wort mehr und mehr gereizt. „Selbstverständlich sehe ich ihn. Ich sehe ihn wie Sie, zuweilen aber sehe ich und bin nicht überzeugt, daß ich sehe, obgleich ich sehe ... zuweilen aber bin ich nicht überzeugt, daß ich sehe, und ich weiß nicht, was richtig ist, wen ich sehe: mich oder ihn ... ach, Unsinn ist das alles! Sie aber, können Sie sich denn ganz und gar nicht vorstellen, daß es wirklich ein Teufel ist?" fügte er lachend die Frage hinzu: er ging etwas gar zu schnell auf den spöttischen Ton über. „Das wäre doch Ihrem Beruf angemessener?"

„Es ist wahrscheinlich nur Krankheit, wenn es auch . . ."

„Wenn es auch was?"

„Wenn es auch Teufel zweifellos gibt, doch kann man sie sehr verschieden auffassen."

„Ich werde Ihnen sagen, warum Sie vorhin Ihren Blick senkten," unterbrach ihn Stawrogin mit gereiztem Spott, „Sie schämten sich für mich, weil ich — an den Teufel glaube, doch unter dem Anschein, daß ich nicht glaube, Ihnen schlau die Frage stelle: gibt es ihn in Wirklichkeit oder nicht?"

Tichon lächelte unbestimmt.

„Und wissen Sie, es steht Ihnen durchaus nicht, die Augen niederzuschlagen: es ist unnatürlich, geziert und lächerlich, und um Ihnen in der Grobheit Genüge zu tun, werde ich Ihnen sofort vollkommen ernst und unverschämt die ganze Wahrheit sagen: ja, ich glaube an den Teufel, glaube kanonisch an ihn, an den persönlichen,

nicht an die Allegorie, und ich brauche überhaupt niemanden zu fragen oder etwas über ihn erfahren zu wollen — da haben Sie alles! Sie müssen jetzt sehr froh sein ..."

Nervös, unnatürlich lachte er auf.

Tichon blickte ihn mit weichem, beinahe ein wenig schüchternem Blick fast neugierig an.

„Glauben Sie an Gott?" warf ihm plötzlich Stawrogin die Frage zu.

„Ich glaube."

„Es steht doch geschrieben, wenn du glaubst und dem Berge befiehlst, von der Stelle zu rücken, so wird er von der Stelle rücken ... Uebrigens, Blödsinn! Aber ich will Sie doch fragen: werden Sie einen Berg von der Stelle rücken oder nicht?"

„Wenn Gott es befiehlt, werde ich auch Berge versetzen," sagte leise und zurückhaltend Tichon, und allmählich senkte er wieder den Blick.

„Nun, das ist ebenso gut, wie Gott macht es selbst. Nein, S i e, S i e, als Belohnung für den Glauben an Gott?"

„Es kann sein, daß ich ihn vielleicht auch nicht von der Stelle rücken werde."

„‚Vielleicht'? Das ist nicht schlecht. Warum zweifeln Sie denn?"

„Ich glaube nicht vollkommen."

„Wie? S i e nicht vollkommen? Nicht ganz?"

„Ja ... vielleicht glaube ich nicht vollkommen."

„Nun! Aber wenigstens glauben Sie doch, daß Sie ihn wenn auch mit Gottes Hilfe von der Stelle rücken werden, und das ist schließlich nicht wenig. Das

ist immerhin mehr, als das très peu gleichfalls eines Erzbischofs . . . Allerding — das ist wahr — unter dem Säbel . . . Sie sind natürlich auch Christ?"

„Deines Kreuzes, Herr, werde ich mich nicht schämen," sagte Tichon flüsternd, — es war ein sonderbares Flüstern, und er senkte noch tiefer den Kopf. Seine Mundwinkel zuckten nervös.

„Aber kann man auch an den Teufel glauben, wenn man überhaupt nicht an Gott glaubt?" fragte Stawrogin lächelnd.

„O, sogar sehr, das tun fast alle," sagte Tichon, erhob seinen Blick, und lächelte gleichfalls.

„Ich bin überzeugt, daß Sie solch einen Glauben immerhin achtbarer finden, als volle Glaubenslosigkeit ... Oh, Pope!" rief Stawrogin auflachend. Wieder lächelte ihm Tichon zu.

„Im Gegenteil, der vollständige Atheismus ist weit achtbarer, als die weltliche Gleichgültigkeit," entgegnete er heiter und gutmütig.

„Oho, also so sind Sie!"

„Der vollständige Atheist steht auf der vorletzten höchsten Stufe zum vollständigsten Glauben — mag er sie dann betreten oder nicht —, der Gleichmütige dagegen hat überhaupt keinen Glauben außer einer schlechten Angst."

„Aber Sie... — Haben Sie die Apokalypse gelesen?"

„Ja."

„Erinnern Sie sich der Stelle: ‚Und schreibe dem Engel der Gemeinde zu Laodicea . . ."

„Ich weiß, wundervolle Worte."

„Wundervoll? Sonderbarer Ausdruck für einen Bischof, und überhaupt sind Sie ein Sonderling ... wo haben Sie hier das Buch?" fragte ganz sonderbar eilig und erregt Stawrogin und seine Augen suchten es auf dem Tisch, „ich will es Ihnen vorlesen... haben Sie die russische Uebersetzung?"

„Ich weiß, ich kenne die Stelle, ich kenne sie ganz genau," sagte Tichon.

„Kennen Sie sie auswendig? Sagen Sie sie!" ...

Er senkte schnell die Augen, stützte beide Hände auf die Kniee und wartete ungeduldig.

Tichon sagte Wort für Wort:

„Und schreibe dem Engel der Gemeinde zu Laodicea: Also spricht Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Kreatur Gottes: ich kenne deine Werke, daß du weder kalt, noch warm bist. Ach daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber nur lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Du sprichst: Ich bin reich, bin gar satt und bedarf nichts, und weißt doch nicht, daß du elend bist und jämmerlich, arm, blind und bloß ..."

„Genug," unterbrach ihn Stawrogin, „das ist für die Mittelsorte, für die Gleichmütigen, nicht wahr? Wissen Sie, ich liebe Sie sehr."

„Und ich Sie," sagte halblaut Tichon.

Stawrogin verstummte und versank wieder in seine Gedanken. Das kam über ihn wie ein Anfall, schon zum dritten Mal. Und auch das „ich liebe Sie" sagte er wie in einem Anfall, wenigstens ganz unerwartet für sich selbst. Es verging mehr als eine Minute.

„Aergere Dich nicht," sagte plötzlich ganz leise Ti-

chon, und berührte mit dem Finger vorsichtig, als ob er sich scheute, seinen Ellenbogen.

Stawrogin fuhr zusammen und runzelte unwillig die Stirn.

„Woher wissen Sie, daß ich mich ärgerte?" fragte er hastig. Tichon wollte etwas sagen, doch er unterbrach ihn in ungewöhnlicher Erregung.

„Warum glaubten Sie, daß ich mich unbedingt ärgern mußte? Ja, ich ärgerte mich, Sie haben recht, und gerade deswegen, weil ich Ihnen gesagt hatte: ‚ich liebe Sie'. Sie haben recht, aber Sie sind ein grober Zyniker, niedrig denken Sie von der menschlichen Natur. Es hätte kein Aerger zu sein gebraucht, wenn es nur ein anderer Mensch gewesen wäre, und nicht ich... Uebrigens, hier handelt es sich nicht um den Menschen, sondern um mich. Immerhin sind Sie ein Sonderling und ein Geistesschwacher..."

Er regte sich immer mehr und mehr auf und, sonderbar, tat sich in den Worten überhaupt keinen Zwang an:

„Hören Sie, ich liebe keine Spione und Psychologen, wenigstens solche nicht, die in meine Seele kriechen. Ich rufe niemanden in meine Seele, ich brauche niemanden, ich verstehe mit mir selbst auszukommen. Sie glauben, daß ich Sie fürchte?" fragte er mit lauterer Stimme und erhob herausfordernd sein Gesicht. „Sie sind wohl vollkommen überzeugt, daß ich gekommen bin, Ihnen ein ‚furchtbares' Geheimnis zu offenbaren? Nun, so hören Sie denn, daß ich Ihnen überhaupt nichts sagen werde, nichts von einem Geheimnis, denn ich habe Sie überhaupt nicht nötig..."

„Es hat Sie betroffen gemacht, daß das Lamm den kalten mehr liebt als den bloß lauwarmem," sagte er, „Sie wollen nicht nur lau sein. Ich ahne es, daß eine ungewöhnliche, vielleicht furchtbare Absicht Sie quält. Wenn es so ist, so flehe ich Sie an, quälen Sie sich nicht und sagen Sie alles, womit Sie gekommen sind."

„Und Sie wissen es so genau, daß ich mit irgend etwas gekommen bin?"

„Ich ... erriet es an Ihrem Gesicht," flüsterte Tichon, und senkte wieder den Blick.

Stawrogin war etwas bleich und seine Hände zitterten ein wenig. Einige Sekunden lang blickte er unbeweglich und stumm auf Tichon, als ob er sich endgültig entschloß. Dann zog er aus der Seitentasche seines Rockes irgend welche Druckbogen hervor und legte sie auf den Tisch.

„Das sind die Blätter, die zur Verbreitung bestimmt sind," sagte er mit einer etwas stockenden Stimme. „Wenn sie auch nur ein einziger Mensch liest, so, das sage ich Ihnen, werde ich sie nicht mehr verbergen, dann werden sie alle lesen. So ist es beschlossen. Ich habe Sie überhaupt nicht nötig, denn ich habe selbst schon alles beschlossen. Aber lesen Sie ... Während des Lesens sagen Sie nichts, aber wenn Sie es durchgelesen haben — dann sagen Sie alles ..."

„Soll ich?" fragte Tichon unentschlossen, zögernd.

„Lesen Sie; ich bin schon längst ruhig."

„Nein, ohne Brille kann ich es nicht entziffern ... kleine Schrift . . . ausländisch."

„Hier ist die Brille," sagte Stawrogin, reichte sie

ihm vom Tisch und lehnte sich zurück in die Ecke des Sofas. Tichon versenkte sich in die Lektüre.

II

Der Druck war tatsächlich ausländisch — drei broschierte Druckbogen von gewöhnlichem Postpapier kleineren Formats. Wahrscheinlich hatte er sie heimlich in irgend einer ausländischen Typographie drucken lassen und auf den ersten Blick glichen sie sehr einer Proklamation. Als Ueberschrift stand: „Von Stawrogin".

Ich nehme dieses Dokument unverändert in meine Aufzeichnungen auf. Es ist anzunehmen, daß es jetzt schon viele kennen. Ich habe mir nur erlaubt, die orthographischen Fehler zu korrigieren, die ziemlich zahlreich waren und mich sogar gewissermaßen Wunder nahmen, da doch der Autor immerhin ein gebildeter und belesener Mensch war (natürlich relativ gesprochen). Im Stil dagegen habe ich nichts verändert, trotz der Unrichtigkeiten und sogar Undeutlichkeiten. Jedenfalls ersieht man daraus, daß der Autor kein Literat war.

Doch erlaube ich mir noch eine Bemerkung, obgleich ich damit vorausgreife. Dieses Dokument ist meiner Meinung nach — eine krankhafte Sache, ein Werk des Teufels, der sich dieses Menschen bemächtigt hatte. Es war, wie wenn ein Kranker, den ein großer, scharfer Schmerz peinigt, sich in seinem Bette wälzt, mit dem Verlangen, einmal eine andere Stellung einzunehmen, um wenigstens auf einen Augenblick Erleichterung zu finden; oder nicht einmal eine Erleichterung, sondern bloß den alten Schmerz durch einen anderen Schmerz

zu verdrängen, wenn auch nur auf einen Augenblick. Und dann handelt es sich natürlich nicht mehr um die Schönheit oder Vernünftigkeit der Stellung. Der Grundgedanke des Dokuments war — das furchtbare, ungeheuchelte Bedürfnis einer Strafe, einer öffentlichen Hinrichtung. Und dabei war dieses Bedürfnis des Kreuzes doch in einem Menschen, der nicht an das Kreuz glaubte, — „doch schon das allein macht eine Idee aus", — wie sich einstmals Stepan Trophimowitsch ausdrückte, übrigens bei einer ganz anderen Gelegenheit.

Andrerseits ist das ganze Dokument zu gleicher Zeit etwas Wildes und Verwegenes, obgleich es anscheinend mit einer ganz anderen Absicht geschrieben worden war. Der Autor erklärt in ihm, daß er das „unmöglich n i c h t schreiben konnte", daß er dazu „gezwungen" war — und das ist ziemlich wahrscheinlich: er hätte gern den Kelch umgangen, wenn er es gekonnt hätte, aber er konnte es, wie es scheint, tatsächlich nicht und griff nur nach der Möglichkeit zu einer neuen Gewalttat. Ja, ein Kranker wälzt sich auf dem Lager und will den einen Schmerz durch den anderen betäuben — und siehe, da schien ihm der Kampf mit der Gesellschaft die leichteste Lage, und so wirft er ihr denn die Herausforderung zu. Ja, schon in der Tatsache allein eines solchen Dokuments fühlt man die neue, unerwartete und unehrerbietige Herausforderung der Gesellschaft. Da heißt es — nur schneller irgend einen Feind finden ...

Doch wer weiß es, vielleicht ist das Ganze, d. h., sind diese Blätter mit der ihnen zugedachten Publikation, — wiederum nichts anderes, als ein gebissenes Gouverneursohr, nur in einer anderen Gestalt? Warum mir

das sogar jetzt noch in den Sinn kommt, jetzt, da sich schon so vieles erklärt hat, — das weiß ich selbst nicht. Ich werde weiter keine Beweise anführen gegen eine etwaige Vermutung, das Dokument sei falsch, d. h., vollkommen erdichtet. Am wahrscheinlichsten ist, daß man die Wahrheit irgendwo in der Mitte suchen muß ... Doch ich greife zu weit vor; es ist besser, ich wende mich wieder zum Dokument selbst zurück.

Und Tichon las folgendes:

Inhalt.

Band II.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt.





